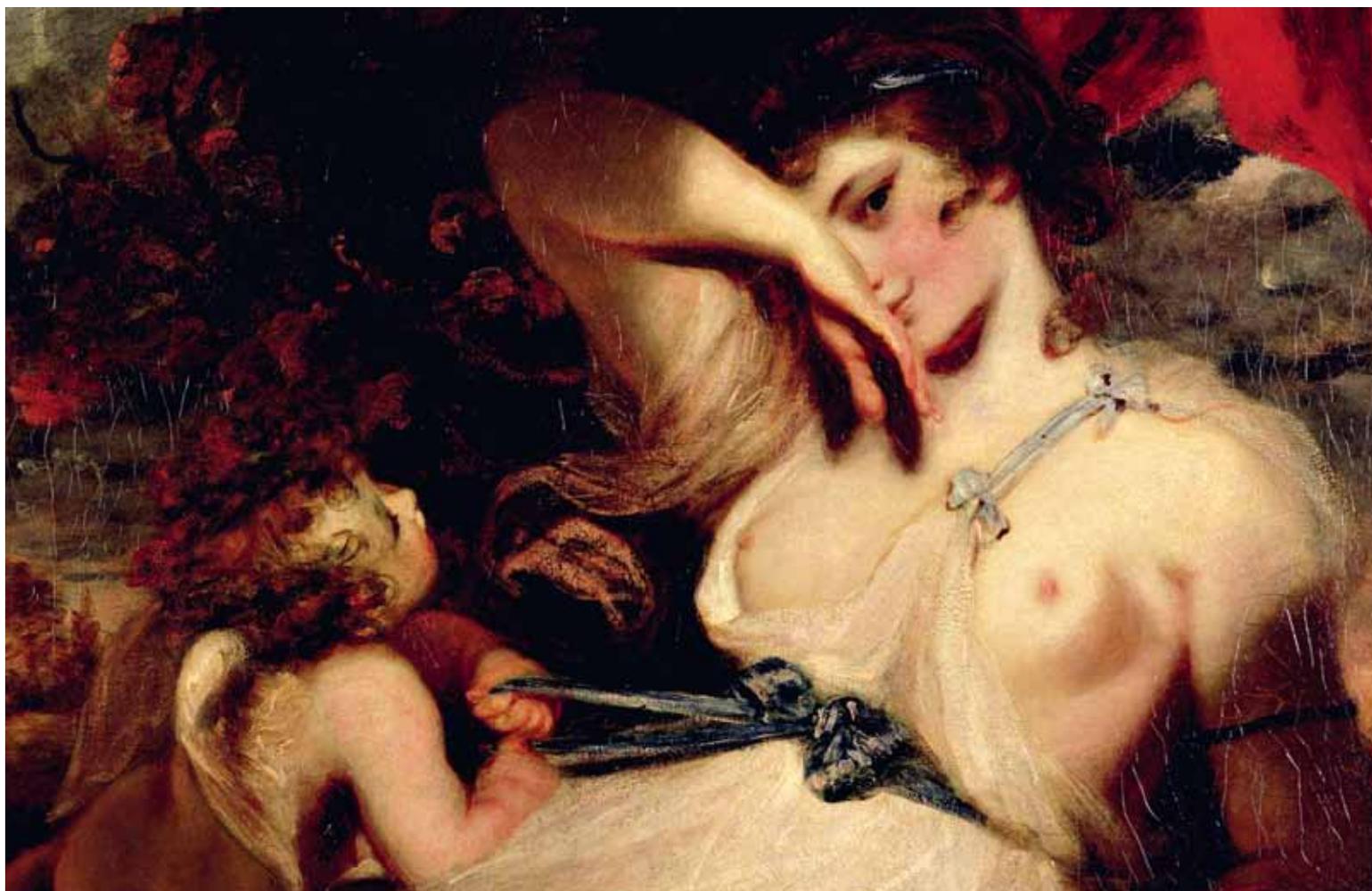


Kameradschaft: Wie Ueli Maurer seinen Kumpel Pius Segmüller durchfüttert

Nummer 8 – 23. Februar 2012 – 80. Jahrgang
Fr. 6.50 (inkl. MwSt.) – Euro 4.40

DIE WELTWOCHEN



Die erste sexuelle Revolution

Vergesst die Blumenkinder: Es begann vor 250 Jahren in England.

Von Urs Gehrig

Verschandelung der Berge

Franz Weber und sein Kampf gegen die Zubetonierung der Schweizer Alpen.

Von Florian Schwab

Spaniens Peseten-Aufstand

Ein Dorf bei Madrid rebelliert gegen den Euro. *Von Tom Worden*



Film verpasst?



ein Problem.

Mit **ComeBack TV** das Programm der letzten 28 Stunden sehen.

Neu!
Sunrise TV



Mit **ComeBack TV** kannst du Sendungen bis zu 28 Stunden später ansehen. Denn wir nehmen das gesamte Programm von insgesamt 40 Sendern automatisch für dich auf.

sunrise.ch/TV



Diesen Herbst auf AXN HD:
SPIDER-MAN 3

©2007 Columbia Pictures Industries, Inc. All Rights Reserved.

Alles für deinen Tag. **Sunrise**

Intern

Die *Weltwoche* und Franz Weber waren sich Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre in herzlicher Abneigung verbunden. Hintergrund war eine Artikelserie des heutigen *NZZ am Sonntag*-Chefredaktors Felix E. Müller, der Weber intransparentes Finanzgebaren in seinen diversen Stiftungen vorwarf. Im Jahre 1993 einigte man sich schliesslich in einem Anwaltsvergleich. Doch der Stachel sass immer noch tief. Als die *Weltwoche* mit Franz Weber über seine Zweitwohnungs-Initiative sprechen wollte, war er zunächst nicht bereit, Redaktor Florian Schwab (*1986) zu empfangen. Weitere Telefonate allerdings brachten eine Einigung: Schwab durfte Weber in seinem Märchenschlösschen am Genfersee besuchen, um sich mit dem



Märchenschlösschen am Genfersee: Franz Weber.

Grandseigneur der Umweltbewegung über dessen Pläne zur Rettung der Alpen vor «Bauspekulanten» zu unterhalten. **Seite 24**

«Feuer-Fritze», wie man ihn in seiner Geburtsstadt Gelsenkirchen nannte, wolle immer dahin, «wo die Kacke am Dampfen ist». Die Rede war vom Hamburger Umweltsenator Fritz Vahrenholt, der eben die Leitung einer Windenergie-Firma übernommen hatte. In den siebziger Jahren provozierte er die chemische Industrie, heute die Klimaforscher. Sein Buch «Die kalte Sonne: Warum die Klimakatastrophe nicht stattfindet» löste in Deutschland einen Riesenwirbel aus. Hanspeter Born traf ihn zum Interview. **Seite 52**

Die Oscars 2012 versprechen wenig Aufregendes. Nur zwei der neun nominierten Filme, die am Sonntag für den Oscar zur Auswahl stehen, spielen in der Gegenwart. Die *Los Angeles Times* sprach von der «grimmigen Nostalgie» einer Filmindustrie, die die Blockbuster verachte, mit denen sie heute Geld macht, und sich nach künstlerisch aufregenderen Zeiten zurücksehne. Unsere Korrespondentin Beatrice Schlag



Ignoriert: Schauspielerin Theron.

suchte unter den Nominierten vergeblich nach jungen Talenten mit Gewinnchancen. Ihre Prognosen und Einschätzungen: **Seite 38**

Es ist stets erfrischend, wenn die Lektüre eines Buches zementierte Bilder zum Einsturz bringt. Der Oxford-Historiker Faramerz Dabhoiwala, 43, hat soeben ein solches Werk vorgelegt. «The Origins of Sex» zerstört den Mythos der 68er Bewegung als Wegbereiterin freier Liebe. In Wahrheit, so legt Dabhoiwala quellenstark dar, brach die erste sexuelle Revolution bereits vor 250 Jahren aus. Zügellose Lust, hemmungslose Libido, Laster und Intrige – im London des 18. Jahrhunderts hat begonnen, was die sogenannte zivilisierte Welt noch heute obsessiv beschäftigt. Urs Gehriger hat sich durch Londoner Spelunken und verrauchte Hinterzimmer gelesen und kommt zum Schluss: Das Buch ist ein Glanzstück, aber nicht jede Szene daraus kann in diesem Heft abgedruckt werden. **Seite 40**

In eigener Sache: Leider haben wir es in unserer Ausgabe Nr. 6/12 versäumt, den Fotografen Michel Zumbrunn als Urheber des Titelbildes und mehrerer Bilder zum Artikel «Hier tanzt der König» zu nennen. Wir bitten um Entschuldigung. *Die Redaktion*



Grosse Erfahrung. Junge Bank. Starker Partner.

Entdecken Sie die neue Privatbank der Schweiz. www.notenstein.ch



NOTENSTEIN
PRIVATBANK

ST.GALLEN BASEL BERN CHIASSO
CHUR GENÈVE LAUSANNE LOCARNO LUGANO LUZERN
SCHAFFHAUSEN WINTERTHUR ZÜRICH

DER NEUE LEXUS CT 200h. VOLLHYBRIDTECHNOLOGIE IN REINKULTUR.



6000.- PREMIUM OFFER*
3,9% PREMIUM LEASING*

OB MEHR ODER WENIGER: DER BESTE PREMIUM-KOMPAKTE.

Mehr Leistung und Intelligenz dank Vollhybridtechnologie
Mehr Energieeffizienz, nämlich die beste Kategorie: A
Mehr Serienausstattung als jeder andere in seiner Klasse
Mehr Kraftentfaltung dank Lexus Hybrid Drive
Mehr Fahrvergnügen mit vier individuellen Fahrmodi
Mehr Sicherheit durch umfassendes Sicherheitskonzept
Mehr Hörgenuss dank exklusivem Soundsystem
Mehr Auto fürs Geld, schon ab Fr. 35 900.-*

Weniger Verbrauch – bescheidene 3,8 l/100 km**
Weniger CO₂-Emissionen – tiefe 87 g/km**
Weniger Emissionen, im Stop-and-go-Verkehr sogar keine
Weniger Servicekosten, damit weniger Kosten im Unterhalt
Weniger Luftwiderstand dank tiefem C_w-Wert von 0,28
Weniger Geräusche dank perfekter Schalldämmung
Weniger Ablenkung beim Fahren dank bester Ergonomie
Weniger Wertverlust, denn es ist ein Lexus

Jetzt profitieren von 3,9 % Premium-Leasing und Fr. 6000.-* Premium-Offer bei Ihrem Lexus Partner. Einsteigen. Probieren. Staunen. Ihr neuer CT 200h steht für Sie zur Probefahrt bereit. Mehr Infos unter: www.lexus.ch

DIE WEITEREN VOLLHYBRIDMODELLE VON LEXUS, DEM EINZIGEN ANBIETER EINER KOMPLETTEN VOLLHYBRIDFLOTTE:



Neu ab Mai:
Reise-Limousine GS 450h Vollhybrid



Gelände-Limousine RX 450h Vollhybrid



Lexus-Limousine LS 600h Vollhybrid

VOLLGARANTIE UND
GRATISSERVICE WÄHREND
100 000 KM
INNERHALB VON 3 JAHREN.

LEXUS
HYBRID
DRIVE

* Premium-Leasing- und Premium-Offer-Konditionen: gültig für Vertragsabschlüsse bis 30.04.2012 bzw. bis auf Widerruf. Unverbindlicher Basispreis CT 200h impression ab Fr. 41900.-, 1,8-Liter, Vollhybrid, Systemleistung 100 kW (136 PS), 5-türig, abzüglich Premium-Offer Fr. 6000.-, Nettopreis CT 200h impression ab Fr. 35900.-. Leasingrate monatlich ab Fr. 320.30 inkl. MwSt. Sonderzahlung 25% vom Nettopreis. 48 Monate, 10 000 km/Jahr. Eff. Jahreszins: 3,97%. Kautions 5% des Finanzierungsbetrags. Restwert gemäss Richtlinien der Multilease AG. Vollkasko obligatorisch. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls diese zur Überschuldung des Konsumenten führt.

** Kraftstoffverbrauch gemessen nach den Vorschriften der EG-Richtlinie 715/2007/EWG. Durchschnittswert CO₂-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 159 g/km. Die Verbrauchsangaben in unseren Verkaufsunterlagen sind europäische Kraftstoff-Normverbrauchsangaben, die zum Vergleich der Fahrzeuge dienen. In der Praxis können diese je nach Fahrstil, Zuladung, Topographie und Jahreszeit teilweise deutlich abweichen. Wir empfehlen ausserdem den Eco-Drive-Fahrstil zur Schonung der Ressourcen.



zahlschlüsselmotormarkthaus.ch

Einsame Banken

Der Finanzplatz hat keine Lobby mehr. Das Gerede von der «Weissgeldstrategie». Der Eigensinn des Joachim Gauck.
Von Roger Köppel

Es gibt keine Schweizer Politiker mehr, die für die Banken aufstehen. Unser Finanzplatz sieht sich in die «Schmuddelecke» gedrängt, im Rechtfertigungszwang, kritisiert von links bis rechts. Die Sozialdemokraten waren bisher verlässlich gegen alles, was die USA an grenzübergreifenden Manövern anzettelten. Sie waren gegen den Vietnamkrieg, gegen den Irakkrieg, sie waren gegen alle Ausprägungen jenes «amerikanischen Imperialismus», den sie heute im Bereich des Steuerstreits jedoch so freudig beklatschen. SP-Präsident Christian Levrat nimmt den US-Druck zum willkommenen Anlass, seine Vorstellungen vom gläsernen Bürger durchzudrücken. Er stimme allen Abmachungen der Schweiz mit den USA nur unter dem Vorbehalt zu, dass die Banken verpflichtet würden, von ihren ausländischen Kunden eine glaubhafte Bestätigung ihrer ehrlich versteuerten Gelder zu verlangen. Dass es kaum möglich ist, eine solche Forderung zu erfüllen, ficht den ehemaligen Freiburger Jungfreisinnigen nicht an.

Die Schweiz ist drauf und dran, den Weltmeistertitel zu gewinnen in der Kunst, sich selber in die Defensive zu drängen. Es ist nicht an den Banken, sich selber politisch zu verteidigen, es wäre die Aufgabe der Politik, sich hinter den Finanzplatz zu stellen. Seit Beginn der Finanzkrise allerdings sind bankenfreundliche Politiker Mangelware. Erstaunlicherweise auch bei den Bürgerlichen. FDP-Präsident Pelli wird nicht müde zu betonen, es sei ein grosser Fehler seiner Partei gewesen, sich nicht stärker von der Finanzindustrie zu distanzieren. Vor ein paar Jahren machte der Freisinn mit einer «Weissgeldstrategie» mobil, die dann allerdings im Sand verlief. Als einsame Rufer taten sich einzig der Genfer Nationalrat Christian Lüscher und der Zürcher Kantonsrat Hans-Peter Portmann hervor, ein Bankdirektor, dem dann bald einmal das Etikett der Befangenheit verpasst wurde. Wenn einer ausschert, kann er nicht mehr glaubwürdig sein.

Nicht viel besser sieht es bei der SVP aus. Die Partei ist zwar pro forma immer wieder prononciert als Gralshüterin des Finanzplatzes auf die Barrikaden gestiegen, aber am Ende fehlt der Partei im Nationalrat, wie anderen auch, eine überragende Figur mit Bankenkompetenz. Blocher kennt sich aus, ist für



Bürgerliche Mangelware

viele ausserhalb der SVP aber ein rotes Tuch. Der Finanzfachmann Hans Kaufmann war zuletzt gesundheitlich angeschlagen. Der Unternehmer Peter Spuhler hätte das Wissen, aber als ehemaliger UBS-Verwaltungsrat im Subprime-Sturm hält er sich bedeckt. Von der jüngeren Garde sind Migrations-, Kriminalitäts- und Minarett-Experten landesweit bekannt. Bankenangelegenheiten können sie allerdings nicht überzeugend vertreten – mit Ausnahme des noch nicht nach Bern gewählten Bankiers Thomas Matter. Die grösste bürgerliche Partei der Schweiz leistet sich ein erhebliches fachliches Defizit im Finanzbereich. Vermutlich hat man sich bis jetzt darauf verlassen, dass es wie gewohnt am Ende Blocher richten werde.

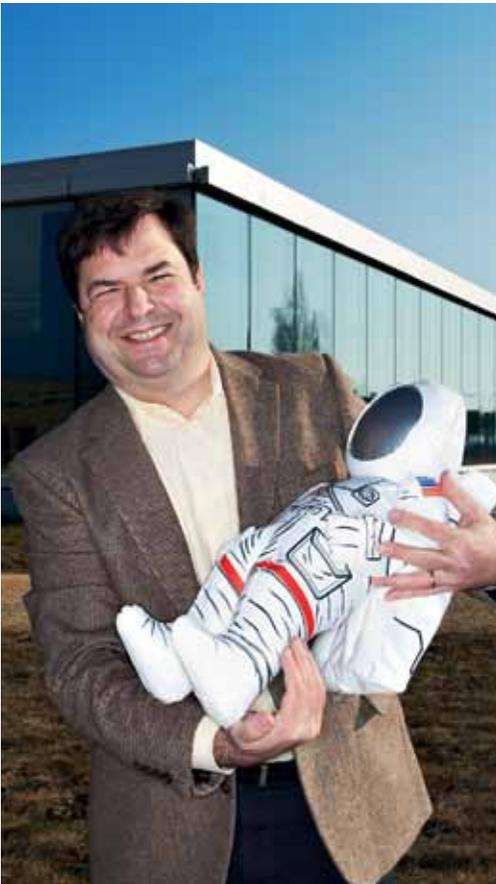
Die allseits diagnostizierte Führungsschwäche des Bundesrates im Steuerstreit mit den USA und der EU hat auch damit zu tun, dass die relevanten Impulse Richtung Finanzplatz in der Schweiz derzeit ausschliesslich von links kommen. Die Bürgerlichen sind entweder verängstigt und eingeschüchtert, oder es fehlt ihnen eine klare Strategie. Die SVP kritisiert den Bundesrat am lautesten, aber auch sie hat bis jetzt keinen griffigen Plan vorgelegt, was genau zu tun wäre. Im Vakuum bewegt sich Finanzministerin Widmer-Schlumpf mit starker Linksneigung, um die SP für allfällige Einigungen mit den USA zu gewinnen. Die Bundesrätin will der Linken eine «Weissgeldstrategie» servieren, die in Umrissen erst sichtbar wird. Nie-

mand hat etwas dagegen einzuwenden, wenn es darauf hinausläuft, von den Bankkunden eine Pro-forma-Bestätigung dafür zu erhalten, dass sie ihre Gelder ordentlich versteuert haben. Schwierig bis unmöglich wird es, wenn die Levrat-Idee durchdringt, die Banken hätten künftig per Kontrolle sicherzustellen, dass ihre Auslandskunden ihre Guthaben auch wirklich versteuert haben. Diese Forderung würde bewirken, dass in der Zukunft kein ausländisches Geld mehr in die Schweiz flosse, weil es schlicht unmöglich wäre, den verlangten Beweisaufwand zu erledigen.

Das Gerede über die «Weissgeldstrategie» führt vom eigentlichen Problem weg: Die Schweiz muss mit den Amerikanern eine Einigung finden im Steuerstreit, der sich zu weiteren Klagen gegen Schweizer Banken ausweiten könnte. Daneben sind mit einzelnen EU-Staaten Abkommen offen über die Einführung einer Abgeltungssteuer. Niemand verlangt von der Schweiz eine «Weissgeldstrategie» – mit Ausnahme unserer Sozialdemokraten, die den amerikanischen Druck als Hebel einsetzen. Dass wir uns überhaupt mit diesem Thema beschäftigen müssen, ist ein Hinweis auf die akute Schwäche der bürgerlichen Parteien. Die Linke diktiert die Agenda zum Schaden des Finanzsektors, der sich in der Vergangenheit als verlässlicher Wohlstandsbringer erwies und den man heute so achtlos im Regen stehen lässt.

Der mutmassliche neue deutsche Bundespräsident Joachim Gauck ist ein brillanter Redner und scharfzüngiger Freigeist. Er lobte den angefeindeten Berliner Autor Thilo Sarrazin («Deutschland schafft sich ab») als «mutig». Er kritisierte die «Occupy Wall Street»-Bewegung als «unsäglich albern». Dem deutschen Sozialstaat warf er vor, «uns erschaffen zu lassen», was für einen Mann der Sozialdemokratie doch erstaunliche Töne waren. Gauck fand auch anerkennende Worte für Reformkanzler Gerhard Schröder, und obschon er von den Sozialdemokraten fürs Amt vorgeschlagen wurde, dürften die Genossen mit dem eigensinnigen Pfarrer aus dem Osten noch die eine oder andere Überraschung erleben. Im Internet wettern bereits die politischen Linienrichter gegen den Unbequemen.

Ich habe Gauck bei einer Rede und einem Abendessen erlebt und war beeindruckt, wobei die Halbwertszeit heutiger Charisma-Politiker erstaunlich kurz geworden ist und man eher skeptisch bleiben sollte. Gauck freilich ist kein geschneigelter Blender. Er wirkt authentischer als die Kanzlerin, die wie er im Unrechtsstaat DDR aufwuchs. Man wünschte sich Sozialdemokraten wie ihn für die Schweiz. Dem Kollegen Ulrich Schmid, NZZ-Korrespondent in Berlin, ist vollauf zuzustimmen: «Bleibt Gauck, wie er ist, dann könnte es demnächst noch recht lebendig werden in Deutschland.»



Visionär: ETH-Wissenschaftler Gass. Seite 44



Lust und Laster: Venus-Darstellung. Seite 40



Fordern statt fördern: Deutschkurs. Seite 28



Der Berg ruft: Lawinensprengung. Seite 24

Kommentare & Analysen

5 Editorial

9 Kommentar Der Staat und seine Kinder

9 Im Auge Luca di Montezemolo, Eisenbahnler

10 Entwicklungshilfe Zu viel Armut

10 Gesundheit Glücklich depressiv

11 Personenkontrolle Hutter, Widmer-Schlumpf, Sigg, Lumengo, Altherr, Sommaruga, Uhr, Maurer

11 Nachruf Anthony Shadid, Reporter

12 Die Deutschen «Familienfreundliche Politik»

12 Wirtschaft Fünf marktfeindliche Vorlagen

13 Ausland Postmodernes Gedenken

14 Mörgeli Wer erlöst uns vom Erlöser?

14 Bodenmann Armes Bern verlor drei Milliarden

15 Medien Christoph Mörgeli vs. Frank A. Meyer

15 Kostenkontrolle 1,148 Milliarden für die SBB-Pensionskasse

16 Leserbrief/Darf man das?

Hintergrund

18 Keine Wohnung in Kabul

Das Bundesverwaltungsgericht macht Asylpolitik

19 Justiz Kollegenschelte des Bundesgerichts

20 Kameradenhilfe

VBS-Chef Maurer versorgt Ex-CVP-Nationalrat Segmüller

22 Armee Josef Lang über die Kampfjet-Beschaffung

23 Militär Nur noch 65 Prozent der jungen Männer rücken ein

24 Verschandelung der Berge

Wenig Begeisterung für die Zweitwohnungs-Initiative

26 Architektur Gion A. Caminada über heimisches Handwerk

28 Das Geschäft mit der Integration

Steuergelder finanzieren eine unüberschaubare Bürokratie

30 Justiz Immer mehr Anwälte machen das Recht komplizierter

32 Brückenschlag nach Fernost

Die Geschichte des Schweizer Handelspioniers DKSH

34 Literatur Das Buch von Bundesrätin-Gatte Hartmann

35 Essay Die grenzenlosen Richter von Strassburg

36 Die Wurzel der EU-Krise

Die repräsentative Demokratie als Grundübel der Euro-Krise

38 Gala der alten Garde

Sonntagnacht ist Oscar-Nacht – die Vorschau

40 Die erste sexuelle Revolution

Freie Liebe im London des 18. Jahrhunderts

44 Raumpfleger des Weltalls

Volker Gass, Direktor des Swiss Space Center, will aufräumen

46 Peseten-Aufstand in Villamayor

Ein spanisches Dorf kämpft gegen die Einheitswährung

48 Der neue Sultan

Der türkische Premier Erdogan und der moderne Islam

51 Deutschland Der gescheiterte Bundespräsident Wulff

«Unkompliziert, persönlich, zielorientiert: das richtige Rezept für gute Beratung.»

Rolf Hiltl, Hiltl AG



Besuchen Sie uns auf www.zkb.ch/firmen

Für Rolf Hiltl, CEO, bietet die Zürcher Kantonalbank genau die richtige Mischung. Seine Hausbank überzeugt ihn mit lokaler Verankerung, langfristigem Denken und erstklassigen Firmenkundenbetreuern.

Die nahe Bank



Zürcher
Kantonalbank



«Die Erde weiss sich natürlich auch zu schützen»: Buchautor Vahrenholt. Seite 52

Interview

52 «Die Klimafrage wird sich klären»

Fritz Vahrenholt, ein Urgestein der deutschen Umweltbewegung, schreibt in seinem neuen Buch, dass «die Klimakatastrophe» nicht stattfindet. Sonnenzyklen steuerten das Klima, sagt der Autor, der deshalb sogar eine Abkühlung prophezeit

Stil & Kultur

56 Stil & Kultur Vor Clowns wird gewarnt

58 Bestseller

58 Der menschliche Riecher

Neueste Forschungsergebnisse aus Yale und Harvard zeigen, dass unsere Nase viel mehr kann als bisher angenommen

61 Jazz Andy Sheppard

61 Volksmusik Wiesenberger Jodler

62 Top 10

62 Kino «Michael»

63 Fernseh-Kritik Marco Rima

64 Namen Hoher Glamourfaktor

65 MvH Meine Mandelblüte

65 Gesellschaft Gott verhüte!

66 Die Besten Kurztrip um die Erde

67 Thiel Katastrophe um Katastrophe

67 Wein Denis Mercier: Fendant 2010

69 Auto VW Beetle Black/White Turbo

70 Hochzeit Steffi Hüsken und Jan Rossdorf

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 218.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (Leitung Inland)

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (Leitung Kultur), Alex Baur,

Urs Paul Engeler, Urs Gehrigler,

Pierre Heumann, Andreas Kunz, Peter Keller,

Christoph Landolt, Daniela Niederberger,

Alex Reichmuth, Beatrice Schlag (Los Angeles),

Florian Schwab, Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Markus Gisler, Peter Holenstein,

Hansrudolf Kamer, Wolfram Knorr,

René Lüchinger, Dirk Maxeiner,

Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Pia Reinacher,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (New York),

Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Jost Fetzer (Leitung),

Adam Schwarz, Patrick Kull (Assistent)

Layout: Tobias Schär (Leitung),

Silvia Ramsay

Infografik: Helmut Germer

Korrektur: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (Leitung), Viola Antunovits,

Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (Leitung),

Inga-Maj Hojaj-Huber

Geschäftsführer: Sandro Rügger

Marketing: Guido Bertuzzi (Leitung)

Anzeigenverkauf: Jean-Claude Plüss (Leitung),

Christine Lesnik (Leitung Stilausgaben),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Stailamedia

Tarife und Buchungen: Tel. 044 500 13 50,

info@stailamedia.com

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Paperboy: Mit dem iPhone Weltwoche-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/paperboy



Der Staat und seine Kinder

Von Philipp Gut — Der Bundesrat will die Vereinbarkeit von Familie und Beruf als «Staatsaufgabe» in die Verfassung schreiben. Wer seine Kinder selber erzieht, bleibt benachteiligt. Ein Irrweg.



«Familienpolitische Bedeutung»: Kinderhort.

Die Meldungen kamen am selben Tag. Vergangene Woche teilte der Bundesrat mit, er lehne die von der SVP eingereichte Familieninitiative ab. Das Volksbegehren fordert Steuerabzüge auch für Eltern, die selber zu ihren Kindern schauen. Heute werden Familien bevorzugt, die ihre Kinder in Krippen fremdbetreuen lassen. Sie können dafür bis zu 10 100 Franken von der direkten Bundessteuer abziehen. Und es kommt noch besser für Krippen-Familien: Die Kantone müssen bis Anfang kommenden Jahres ebenfalls solche Abzüge in ihre Steuergesetzgebung aufgenommen haben.

Wohin der Bundesrat in der Familienpolitik steuert, verdeutlichte er mit dem zweiten Communiqué von letzter Woche. Er unterstützt den Vorschlag der nationalrätlichen Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit, die «Förderung der Vereinbarkeit von Familie und Erwerbstätigkeit» als «Staatsaufgabe» in der Verfassung zu verankern. Dabei handle es sich um eine «Zielsetzung von grosser gesellschafts- und familienpolitischer Bedeutung», schrieb die Regierung.

Bund und Kantone sollen durch den neuen Verfassungsartikel «insbesondere» dazu verpflichtet werden, ein «bedarfsgerechtes Angebot an familien- und schulergänzenden Tagesstrukturen» zu schaffen. Wie vehement der

Bund die Kompetenzerweiterung in eigener Sache anpackt, zeigt Absatz 3 des Artikels. Wenn die «Bestrebungen der Kantone oder Dritter nicht ausreichen», heisst es darin, müsse er einschreiten. Überdies sei er zu ermächtigen, sich finanziell an den Massnahmen zu beteiligen.

Wie tiefgreifend der Bundesrat die Familienpolitik regulieren will, zeigen Details: Er unterstützt den Antrag der unterlegenen Kommissionsminderheit, «Grundsätze für die Harmonisierung der Alimentenbevorschussung» durch die Kantone festzulegen. Auch dies soll in die Verfassung gemeisselt werden. Der Föderalismus auf dem Rückzug. Zudem will der Bundesrat auch die «Vereinbarkeit von Familie und Ausbildung» in den Verfassungsartikel aufnehmen – ebenfalls über den Antrag der Kommission hinaus.

Uralter Traum der Gleichstellungslobby

Die bundesrätlichen Argumente für die staatliche Zentralsteuerung der Familienpolitik und gegen die steuerliche Gleichstellung der Eltern, die ihre Kinder selber erziehen, erstaunen. Durch die Familieninitiative würden «Zweiverdienerfamilien, die ihre Kinder fremdbetreuen lassen, benachteiligt», so der Bundesrat. Der Fall ist das Gegenteil: Die Initiative will ja gerade die Ungleichheit beheben, die heute mit der Bevorzugung der Doppelverdiener- und Krippen-Haushalte besteht.

Mit dem neuen Verfassungsartikel erfüllt der Bundesrat ein gesellschaftspolitisches Kernanliegen linker Kreise sowie der feministischen Gleichstellungslobby. Dass Mütter in beliebigem Umfang einer Erwerbstätigkeit nachgehen, indem sie ihre Kinder – bezahlt vom Staat – in Krippen und Tagesschulen schicken, ist ihr uralter Traum.

Gegen Krippen und Horte ist grundsätzlich nichts einzuwenden. Ebenso wenig gegen die Karriereentwürfe junger Eltern. Wer wie viel arbeitet, soll jeder selber entscheiden. Es ist Privatsache. Und nicht Aufgabe des Staates. Die Allgemeinheit soll dafür nicht bezahlen müssen. Mit seinem etatistischen Vorstoss fördert der Bundesrat die Entwicklung zum alles umfassenden Versorgungsstaat.

Falsch ist auch die Tendenz, alles und jedes in die Verfassung zu schreiben. Sonst droht die Gefahr, dass die unverzichtbaren Leitplanken des schweizerischen Staatswesens unter dem Müll zeitgeistiger Sonderwünsche verschüttet werden.

Napoleons Zug



Luca di Montezemolo, Eisenbahnler

Was entsteht, wenn sich das schnellste Auto und die smartesten Schuhsohlen zu einem neuen Transportvehikel verbinden? Eine Eisenbahn. Gegründet haben sie Luca di Montezemolo, 64, Präsident der Sportwagen-schmiede Ferrari, und Diego Della Valle, 57, Mehrheitseigner des Mokassin- und Modela-bels Tod's. Das erscheint im Lande des unpünktlichen, ewig defizitären, von Streiks ge-lähmten italienischen Schienenverkehrs wie ein Fortschrittstraum. Der frühere Minister-präsident Giulio Andreotti spottete: «Es gibt zwei Sorten Verrückte. Diejenigen, die sich für Napoleon halten. Und die andern, die versu-chen, die Staatsbahnen zu reformieren.»

Antriebsmotor des laut Eigenwerbung «modernsten Hochgeschwindigkeitszuges Europas» und des privaten Konsortiums NTV ist Montezemolo. Der Automanager aus einer Adelsfamilie von Generälen und Kardinälen wird in Umfragen auch als zukünftiger Regie-rungschef favorisiert. Aber zuerst muss er sich sozusagen auf dem Lokomotivführerstand be-währen. Täglich sollen 49 rasende Hightech-Kompositionen 30 000 Passagiere zu zwölf verschiedenen Zielbahnhöfen des Stiefels befördern. Bahn frei für den Wettbewerb auf dem staatlichen Schienentrasse. Endlich schneller und bequemer reisen in den Sitzlandschaften von Montezemolos eigener Möbelfirma Pol-trona Frau, sogar mit fünfzehn Prozent mehr Tageslicht in den Waggons des «Italo»-Rapid. Fahrpreis Mailand-Rom 120 Euro, von Stadt-mitte zu Stadtmitte, komfortabler als Auto und Flugzeug und günstiger als die Billetts der Staatsbahn. Schon in drei Jahren soll der «Italo» Gewinn abwerfen. Montezemolo hüllte den Starttermin in Vorsicht: Der Wunderzug werde «im März» anrollen. Die Passagiere werden an eigenen «Italo»-Ticketschaltern be-dient, aber jetzt haben verschiedene Bahnhöfe trotz unterschriebener Mietverträge die NTV-Desks räumen lassen. Der aufgeschreckte alte Bahndrache spuckt drohend seine Schikanen aus. Denn Montezemolos schnelle Eisenbahn soll wenigstens mit dem gewohnten Gendefekt starten: mit Verspätung. *Peter Hartmann*

Zu viel Armut

Von Alex Reichmuth — Die Entwicklungshilfe stoppt keine Wirtschaftsflüchtlinge.

Es ist eigentlich eine Selbstverständlichkeit: Wenn die Schweiz Entwicklungshilfe-Zahlungen an einen Staat leistet, so kann sie im Gegenzug erwarten, dass dieser Staat in anderen Bereichen mit der Schweiz kooperiert. Zum Beispiel bei der Rücknahme von abgelehnten Asylbewerbern. Viele Politiker wollen von einer solchen Kopplung aber nichts wissen. Auch der Bundesrat lehnt die automatische Verknüpfung von Entwicklungshilfe und Asylpolitik ab. So sagte die Schweiz zum Beispiel Tunesien für dieses Jahr 24 Millionen Franken an Aufbauhilfe zu, ohne auf ein Rückübernahmeabkommen zu pochen. Ein solches wäre aber wichtig, strömen doch derzeit viele Tunesier in die Schweiz, die in den allermeisten Fällen keine Asylgründe haben.

Vor diesem Hintergrund argumentieren einige Protagonisten der Entwicklungshilfe, die Schweiz müsse sich nur genügend stark gegen Armut engagieren, dann versiege der Strom an Wirtschaftsflüchtlingen in unser Land automatisch. Es müsse ein Motiv der Schweiz sein, «gewisse andere Länder auf einen Stand zu bringen, damit diese gar nicht auf die Idee kommen, in die Schweiz einzureisen», sagte etwa Martin Bäumle, Präsident der Grünliberalen, auf Tele Züri. Gleicher Meinung ist der oberste Schweizer Entwicklungshelfer, Deza-Chef Martin Dahinden. Es sei nicht im schweizerischen Interesse, sich aus Ländern zurückzuziehen, die in Sachen Rückübernahmeabkommen nicht kooperierten, meinte er gegenüber dem *Blick*. «Gerade die Armutsreduktion wirkt auf die Ursachen der Migration ein.»

Diese Sicht auf die Welt ist naiv. Es gibt Milliarden von Menschen, deren Lebensbedingungen weitaus schlechter sind als die der Schweizer Bevölkerung. In Tunesien zum Beispiel ist fast die Hälfte der jungen Erwachsenen ohne Arbeit. Menschen in Not zu helfen und deren Lebensumstände in ihren Heimatländern zu verbessern, ist gut und recht. Aber mehr als ein Tropfen auf den heissen Stein wird die Hilfe aus der Schweiz nie sein. Sofern die Gelegenheit besteht, in der Hoffnung auf ein besseres Leben in unser Land zu reisen – als Asylbewerber oder illegaler Immigrant –, werden dies Tausende, Zehntausende oder noch mehr Menschen tun. Das Argument der «Armutsreduktion» gleicht der Behauptung, man könne einen heranbrausenden Tsunami stoppen, indem man beginnt, das Meer auszulöffeln – mit einem Teelöffel.

Glücklich depressiv

Von Peter Keller — Psychotherapien sollen leichter über die Grundversicherung abgerechnet werden dürfen. Der Bund setzt falsche Anreize.

Wer will, bekommt seine Diagnose. Auch die Fröhlichen, die nur noch nicht wissen, wie himmeltraurig es ihnen in Wahrheit geht. «Sissi-Syndrom» heisst die spezielle Form einer Depression. Sorgen, Probleme, Ängste und Selbstzweifel, so ist auf einer einschlägigen Internetseite nachzulesen, würden «hinter einer Mauer von Aktivität und Energie» verborgen. Ob aktiv oder passiv: Letztlich wäre jeder Mensch ein potenzieller Therapiefall.

Das «Sissi-Syndrom» ist auch unter Fachleuten umstritten. Wie so vieles: Freudianer schwören auf die Psychoanalyse, die Anhänger Alfred Adlers auf die Individualpsychologie – und mindestens so inbrünstig bekämpfen sich die beiden Lager gegenseitig. Die Berufsbezeichnung «Psychologe» ist nicht geschützt. Aktuell sind über 9000 Einträge im Schweizer Telefonbuch zu finden. Um sich abzuheben mit allerlei Zusätzen wie prozessorientierte, körperzentrierte, ganzheitliche, grafologische, astrologische usw. Psychologie.

«Es finden zu wenige Therapien statt»

Wer heute in der Schweiz eine bezahlte Psychotherapie macht, wird in der Regel von einem Arzt dorthin geschickt. Rund drei Viertel der Taxipunkte verrechnen psychologische Fachärzte und Psychiater. Die viel zahlreicheren Psychotherapeuten ohne medizinische Ausbil-

dung müssen sich den Rest teilen. Sonstige Beratungen und Therapien, wie sie in der Schweiz in Abertausenden von Praxen angeboten werden, haben die Kunden privat zu bezahlen.

Nun soll dieses System umgekrempelt werden. Wie die *NZZ am Sonntag* berichtet, will der Bund auf nächstes Jahr den Zugang zur nicht-ärztlichen Psychotherapie vereinfachen. Psychologen ohne Medizinstudium sollen Therapien selber bei der obligatorischen Grundversicherung abrechnen dürfen. Nach dem Anordnungsprinzip: Der Arzt schickt – wie in der Physiotherapie üblich – den Patienten zum Psychologen. Gleichzeitig sollen gesetzliche Standards eingeführt werden, um den Berufstitel «Psychologe» zu schützen.

Ein Vorgeschmack der Kosten dieses Systemwechsels liefern die neuesten Gesundheitszahlen: Im Bereich Physiotherapie fallen 755 Millionen Franken an (2009), bei den Psychotherapeuten sind es noch bescheidene 209 Millionen. Man kann sich denken, wie der Markt explodiert, wenn Psychotherapeuten einen ähnlichen Status erhalten. Zumal das Bundesamt für Gesundheit (BAG) noch weiter gehen will: Es prüft, ob Patienten direkt zum Psychologen gehen dürfen und dieser als selbständiger Leistungserbringer abrechnen könnte.

Das Angebot schafft die Nachfrage. Das zeigt der Vergleich zwischen den Zahnärzten (hier muss der Patient selber bezahlen) und den Physiotherapeuten (hier zahlt die Krankenkasse): 1990 praktizierten in der Schweiz 5,6 Zahnärzte je 10 000 Einwohner. Im Jahr 2000 waren es 5,5 Zahnärzte. Bis 2010 sank die Zahl noch einmal leicht auf 5,2. Ganz anders bei den Physiotherapeuten: Hier steigt die Zahl von 3 (1990) auf 4,7 (2000) bzw. 7,5 (2010) je 10 000 Einwohner.

Medizinisch ist dieser Unterschied nicht erklärbar. Aber mit dem Anreizsystem: Die Kasse zahlt, also gönnt man sich mal eine Therapie. Im Bereich der Psychotherapie, deren medizinische Notwendigkeit und Effizienz noch viel schwieriger nachzuweisen ist, wären ähnliche Entwicklungen zu erwarten.

«Es finden zu wenig Therapien statt angesichts dessen, was therapiert werden müsste», begründet BAG-Vizedirektor Stefan Spycher den Systemwechsel. Laut Nationalem Gesundheitsbericht gehen jährlich fünf Prozent der Bevölkerung zur Psychotherapie; nötig hätten es angeblich rund zehn Prozent. Schliesslich – das «Sissi-Syndrom» lässt grüssen – sind auch jene krank, die sich besonders gesund fühlen.



«Zu wenig Therapien»: BAG-Vize Spycher.

Personenkontrolle

Hutter, Widmer-Schlumpf, Sigg, Lumengo, Altherr, Sommaruga, Uhr, Maurer

Jetzt ist es offiziell: Auf eine Anfrage von Nationalrat Markus Hutter (FDP) antwortet Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP), dass die Schweiz 2060 auf eine Staatsverschuldung von 131 Prozent des Bruttoinlandprodukts kommen werde, falls sie keine Gegenmassnahmen ergreife. Zum Vergleich: 130 Prozent Staatsverschuldung, das sind italienische Verhältnisse. Was getan werden müsste, um das zu verhindern, weiss man im Finanzdepartement ganz genau: «Um sicherzustellen,



Italienische Verhältnisse: Widmer-Schlumpf.

dass die Verschuldungsquote im Jahr 2060 gleich hoch ausfällt wie im Jahr 2009 (40,1 Prozent des BIP), müssten insgesamt im Umfang von jährlich 1,8 BIP-Prozent Ausgaben gekürzt oder Einnahmen erhöht werden.» (fsc)

Der frühere Bundesratssprecher Oswald Sigg, langjähriges Mitglied der SP, ärgert sich über seine Partei. Unter dem Titel «Eine Schande für die Berner SP» schreibt er im Mediendienst *Hälfte/Moitié*, dass sich «viele Genossinnen und Genossen für ihre Partei schämen». Grund: Die Berner SP hatte ihrem Nationalrat Ricardo Lumengo das Vertrauen entzogen, nachdem dieser der Wahlfälschung verdächtigt worden war. Anfang Februar jedoch bestätigte das Bundesgericht letztinstanzlich Lumengos Freispruch. Nun schreibt Sigg, dass die damalige Rücktrittsforderung der SP «jeglichem Rechtsempfinden Hohn» gesprochen habe — und diese «ausgerechnet» von einer Partei gekommen sei, die die Solidarität mit den Erniedrigten dieser Gesellschaft «traditionell hochleben lässt». Fazit: Statt Lumengo stecke jetzt die SP «im Sumpf». Ganz unvoreingenommen ist Siggs Schelte nicht: Lumengo ist bei *Hälfte/Moitié* Siggs Arbeitskollege. (aku)

Am 11. März wird über die Initiative «Für Geldspiele im Dienste des Gemeinwohls» abgestimmt. In seinem Gegenentwurf führt der Bundesrat aus: «Die neue Verwendung des Be-

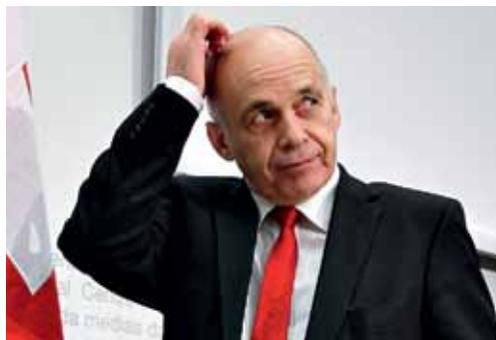


Schachmatt: FDP-Ständerat Altherr.

griffes «Geldspiele» anstelle des bisherigen «Glücksspieles» führt dazu, dass die Verfassungsbestimmung neben Lotterien, Wetten und Spielbanken neu auch die Geschicklichkeitsspiele (z. B. Schach) einschliesst.» Auch im Parlament treiben Geldspiele ihr Unwesen. Die zuständige Bundesrätin, Simonetta Sommaruga (SP), sollte ein wachsames Auge auf Ständeratspräsident Hans Altherr (FDP) werfen. Dieser ist Parlaments-Schachmeister. (fsc)

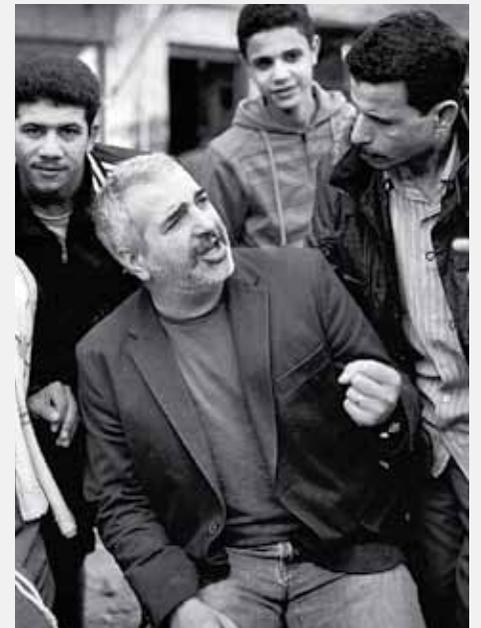
Peter Uhr ist Geschäftsführer der Schulverlag plus AG, die den Kantonen Bern und Aargau gehört. Der Chef wirbt in seiner E-Mail-Signatur für ein «Ja zur Buchpreisbindung». Die Begründung des indirekten Staatsangestellten: «Kleine Schulen sollen nicht mehr bezahlen müssen als grosse.» Er hat es als Chef eines Buchverlags selber in der Hand. (fsc)

An ihrer Kommunikation kann die zukünftig «beste Armee der Welt» (VBS-Chef Ueli Maurer) noch arbeiten. Nirgends ist es bei der Bundesverwaltung wohl schwieriger, eine Auskunft zu erhalten. Schuld sind nicht etwa militärische Geheimnisse, sondern die schlichte Unerreichbarkeit der Pressesprecher und das kafkaeske System ihres Telefonapparats. Als man tagelang versuchte, eine Sprecherin zu erreichen, ertönte auf dem Band immer dieselbe Ansage: «Sie sind mit einem Speichersystem verbunden, aber die Person mit der Nummer XY ist nicht Teil dieses Dienstes. Sie können nicht weiterarbeiten. Wir verbinden Sie mit der Vermittlung.» Worauf nach einem Knacks eine weitere Stimme ertönte: «Diese Nebenstelle kann von hier aus nicht erreicht werden.» Knacks, Leitung abgebrochen. (aku)



Kafkaeskes System: VBS-Chef Maurer.

Nachruf



Unerschrocken: Reporter Shadid.

Anthony Shadid — Weil er anders war als die Heerscharen von Journalisten, wurde der Mann zweimal mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnet — für seine Reportagen aus dem Irak-Krieg. Anthony Shadid hatte nicht nur eine literarische Ader, sondern er war sich auch nicht zu gut dafür, mit dem einfachen Mann von der Strasse Tee zu trinken, um hautnah zu erfahren, was die Akteure und schweigenden Zuschauer des arabischen Frühlings bewegte. Im Gegensatz zu anderen Korrespondenten, die lieber aus Beirut oder Kairo berichten, wenn in Libyen oder Syrien Krieg herrscht, reiste der 43-jährige Amerikaner mit libanesischen Wurzeln jeweils an Ort und Stelle. Als Korrespondent der *New York Times* in Bagdad erklärte er seinen Lesern den Krieg, in den sich die USA gestürzt hatten.

Shadid war im Mittleren Westen aufgewachsen. Seine erste Station als Auslandskorrespondent war Kairo. 2002 wurde ihm in Ramallah im Westjordanland in die Schulter geschossen. Vor einem Jahr geriet er zusammen mit dem Fotografen Tyler Hicks zwischen die libyschen Bürgerkriegsfronten und wurde von Gaddafi-Truppen für kurze Zeit gefangen genommen.

Zusammen mit Hicks schlug er sich vor kurzem über die türkisch-syrische Grenze, wo Gewährsmänner des Widerstands mit Pferden auf sie warteten. Und das war der Anfang vom Ende, denn Shadid hatte Asthma und erlitt wohl wegen der Pferdehaare einen Anfall. Obwohl er Medikamente bei sich hatte, wiederholte sich die Attacke auf dem Rückweg. Kurz vor der rettenden Grenze starb er am 16. Februar in den Armen seines Freundes Hicks. Kurt Pelda

Wanderwitz

Von Henryk M. Broder — Beim Kinderkriegen schaut der Staat nicht nur zu, er mischt mit.



Es ist noch nicht lange her, dass die grüne Abgeordnete und Vizepräsidentin des Bundestages, Antje Vollmer, eine überparteiliche Initiative ins Leben rief, die ein Wahlrecht für Kinder vom Tag der Geburt an einführen wollte. Dieses Wahlrecht sollte von den Eltern kommissarisch so lange ausgeübt werden, bis die Kinder das wahlfähige Alter erreichten. Ein Ehepaar mit drei Kindern hätte dann fünf Stimmen gehabt, ein kinderloses nur zwei. Daraus wurde nichts, und der Plan ruht jetzt dort, wo auch die virtuellen Tamagotchi-Küken ihre letzte Ruhestätte gefunden haben.

Aber Kinder sind nun mal die bevorzugten Steckenpferde von Politikern, und so hat ein CDU-Abgeordneter mit dem programmatischen Namen Wanderwitz vorgeschlagen, Kinderlose zur Kasse zu bitten, «um die Sozialsysteme demografiefest zu machen». Ehepaare ohne Nachwuchs sollten eine «Zusatzabgabe» für die Kranken- und Sozialversicherung leisten. Rechtlich steht die Idee auf ebenso wackeligen Beinen wie der Einfall von Antje Vollmer.

Aber Kinder sind nun mal die bevorzugten Steckenpferde von Politikern, und so hat ein CDU-Abgeordneter mit dem programmatischen Namen Wanderwitz vorgeschlagen, Kinderlose zur Kasse zu bitten, «um die Sozialsysteme demografiefest zu machen». Ehepaare ohne Nachwuchs sollten eine «Zusatzabgabe» für die Kranken- und Sozialversicherung leisten. Rechtlich steht die Idee auf ebenso wackeligen Beinen wie der Einfall von Antje Vollmer.

Auf die Ausführungsbestimmungen darf man gespannt sein. Soll die Regelung nur für Ehepaare gelten, die keine Kinder haben wollen, oder auch für solche, die keine haben können? Werden sich dann sowohl die Männer wie die Frauen einer fachärztlichen Untersuchung unterziehen müssen? Kann man sich, wie bei Reisen in ferne Länder, einen Ablass erkaufen, indem man z. B. die Patenschaft für ein Kind in Guinea-Bissau übernimmt? Was ist mit lesbischen und schwulen Paaren, die weder zeugen können noch adoptieren wollen?

Es gibt bereits das Kindergeld und das Elterngeld, Beihilfen für Mütter, die daheimbleiben, und für solche, die arbeiten gehen.

Beim Kinderkriegen schaut der Staat den Paaren nicht nur zu, er mischt mit. Man nennt das «familienfreundliche Politik». Früher brauchte man «Kanonenfutter», heute muss ein «Familienlastenausgleich» her. Wie wäre es damit: Familien mit Kindern zahlen eine «Windelsteuer» und höhere Sozialabgaben, weil sie die Umwelt stärker belasten als Kinderlose. Das Kindergeld wird ab dem dritten Kind nicht erhöht, sondern gekürzt. Und wer keinen «Elternführerschein» hat, der bekommt gar nichts.

Frühlingsputzete

Von Silvio Borner — Der 11. März könnte für Freiheit und Wettbewerb ein Glückstag werden. Wir haben nämlich die Chance, in einem Aufwasch gleich fünf marktfeindliche Vorlagen wegzuputzen.

Bei vier Vorlagen reicht am Abstimmungswochenende vom 11. März der gesunde Menschenverstand völlig aus. Ökonomischer Sachverstand ist einzig beim Bausparen gefragt, weil der «Traum vom Eigenheim» ein hehres Ziel und ein Steuerabzug dafür ein Wundermittel zu sein scheint. Individuelle Träume sind jedoch keine Staatsaufgaben und politische Steuerabzüge des Teufels. Ein Auto kann ich ohne Staatseingriff kaufen, leasen oder mieten. Das soll jetzt beim Wohnen anders werden, weil die Eigentümerquote zu tief sei. Dabei sind wir einkommens- und vermögensmässig das reichste Land der Welt. Könnte es nicht sein, dass gerade dieser hohe Wohlstand es ermöglicht, die Vorteile eines hochstehenden Mietmarkts zu nutzen und ein ausgewogenes Portfolio von Kapitalanlagen aufzubauen?

Wir haben die obligatorische 2. Säule und die freiwillige Säule 3a. Die Prämien dafür sind steuerlich abzugsfähig. Das ist vertretbar, weil die eigene Altersvorsorge im Interesse aller liegt. Zudem wird der Bezug zu einem reduzierten Satz besteuert. Schliesslich können diese Kapitalien für den Erwerb von Wohneigentum vorbezo-gen werden. Dieses Instrument ist vor allem für Besserverdienende attraktiv. Man kann das als (kleine) Kompensation zum viel grösseren Umverteilungseffekt der 1. Säule zu Lasten der höheren Einkommen sehen. Last, but not least ist es der einzige fiskalische Anreiz, bis siebzig zu arbeiten.

Abzüge verschleiern die Kosten

Das Bausparen benachteiligt Bezüger von kleinen Einkommen. Diese können kaum über 20 000 Franken pro Jahr für die Säule 3a und das Bausparen hinblättern. Und wenn sie es mit Hängen und Würgen trotzdem anfangen, wirft sie eine Scheidung oder ein Arbeitsplatzverlust ins Elend. Statt den Traum zu verwirklichen, wird der Albtraum einer nachträglichen Versteuerung wahr. Will man etwas politisch fördern, so muss man dies möglichst direkt mit Subventionen anpacken. Das hat den doppelten Vorteil, dass Mitnahmeeffekte klein und die Finanzierungsflüsse transparent bleiben. Subventionen müssen Jahr für Jahr neu bewilligt werden. Abzüge vom steuerbaren Einkommen führen demgegenüber zu hohen Mitnahmeeffekten, weil vorab jene profitieren, die ohnehin gekauft hätten.

Abzüge verschleiern die Kosten, indem sie «nur» die Steuerbasis schmälern. Dadurch erhöhen sie jedoch zwangsläufig die Steuersätze. Da alle Steuern die Preise verzerren, sind Wohlstandsverluste unvermeidlich. Je löchriger die Steuerbasis und je höher die Steuersätze, desto grösser diese Verluste. Die volkswirtschaftlichen Kosten werden zusätzlich durch einen ansteckenden Run auf die politisch attraktiven, aber ökonomisch schädlichen Abzüge aufgeblasen. Die Löcher im Steuerkäse werden so immer grösser. Damit steigt der administrative Aufwand sowohl beim Staat wie bei den Steuerpflichtigen. Letztere versuchen mit allerlei Tricks, die Abzüge zu maximieren. Dies ist völlig unproduktiv und verleitet zu Fehlinvestitionen.

Bei Bildungsaufwendungen oder Parteispenden mögen zumindest die Vorsätze noch gut gewesen sein. Beim Bausparen ist schon das nicht der Fall. Die Preise für Boden, Ein-

familienhäuser und Stockwerkeigentum tendieren zur Blasenbildung. Während die Nationalbank hier zu bremsen versucht, gibt man mit dieser Initiative Gas.

Haben wir aus der Subprime-Krise nichts gelernt? Die Amerikaner haben nicht das Bausparen eingeführt, aber die Hypothekengeber gezwungen, zu hohe Kredite zu geben. Die Banken haben

dann diese verbrieft, geschickt neu verpackt und auf naive Investoren abgeladen. Dies ging so lange gut, wie die Immobilienpreise anstiegen. Das Bausparen bleibt entweder wirkungslos, oder es wirkt preistreibend. Beides ist volkswirtschaftlich schlecht.

In der dichtbesiedelten Schweiz ist es offensichtlich für eine grosse Mehrheit vorteilhafter, Wohnraum zu mieten, als ein schweres Klumpenrisiko und Mobilitätshindernis zu schultern. Ich bin im Laufe meines Berufslebens sechsmal umgezogen und habe mich als Mieter jeweils flexibel an veränderte Lebensumstände anpassen können.

Nicht nur in Aktienmärkten, sondern auch in Immobilienmärkten lauern grosse Gefahren. Die Pensionskassen und Lebensversicherer als Treuhänder unserer Vorsorgegelder sind geradezu dafür prädestiniert, diese Investitions- und Preisschwankungsrisiken langfristig zu tragen, so dass die Mieter von kurzfristigen Schocks weitgehend verschont bleiben.



Postmodernes Gedenken

Von Hansrudolf Kamer — Amerika beschäftigt sich mit seinen Präsidenten auch nach deren Tod. Dahinter steht der Mythos vom Superhelden. Oft kommt die Realität der Fiktion erstaunlich nahe.



Die Mall in Washington ist das steingewordene Gewissen Amerikas. Das Gebiet zwischen dem Capitol im Osten und dem Washington Monument im Westen umfasst Museen, Statuen und Gedenkstätten

ohne Zahl: die Erinnerung an Kriege, verlorene, gewonnene oder unentschiedene, Präsidenten, grosse und weniger erfolgreiche. Der Memorial-Komplex wirkt organisch gewachsen, seine Ausgestaltung war und ist jedoch meistens Gegenstand von erbitterten Kontroversen.

Die jüngste dreht sich um den 34. Präsidenten, Dwight D. Eisenhower, einen der wenigen, die schon «etwas» waren, bevor sie ins Weisse Haus einzogen. Er ist mit der europäischen Geschichte verwoben, hat als alliierter Oberbefehlshaber den militärischen Sieg über Hitler-Deutschland errungen und die Nato kommandiert. Als Präsident war «Ike» populär. Doch das Urteil vieler Intellektueller und Historiker über seine Präsidentschaft ist bisher eher lauwarm ausgefallen.

Die Bewertung der amerikanischen *chief executives* und ihrer Leistungen als Staatsoberhaupt, Chef der Regierung und Oberbefehlshaber der Streitkräfte schwankt über die Jahrzehnte hinweg. Ein Präsident, der sich in der Anerkennung vieler Zeitgenossen sonnen kann, verliert plötzlich an Reputation, während andere ebenso unerwartet wieder an Statur gewinnen.

Die Revision des Urteils über Eisenhower ist seit einigen Jahren im Gang. Ähnlich wie bei einem anderen Kriegshelden, Ulysses S. Grant, dem Bürgerkriegsgeneral und späteren Präsidenten, erscheint die Ära Eisenhower heute in einem besseren Licht. Eine neue Biografie (Jean Edward Smith: «Eisenhower in War and Peace») trägt dazu bei, aber auch die Kontroverse über das geplante Eisenhower-Memorial an der Independence Avenue spielt eine Rolle.

Ausgerechnet Frank Gehry, der Post-Modernist, hat den nicht offenen Wettbewerb für die Gedenkstätte gewonnen. Gehry war mit seinem Projekt für einen Erweiterungsbau der Corcoran Gallery of Art in der Nähe des Weissen Hauses gescheitert. Seine Lobbyisten in der Verwaltung und der National Capital Plan-

ning Commission versuchten dann erneut, den Stararchitekten im Zentrum der amerikanischen Hauptstadt zu verewigen. Eisenhower soll das Mittel zum Zweck sein.

«OK, let's go»

Das Projekt hat mit Gehry und nichts mit Präsident Eisenhower zu tun. Der Namensgeber des Memorials wird als barfüssiger Bauernbube in Kansas dargestellt, der er einmal war, umgeben von 25 Meter hohen Rundpfeilern, an denen metallische «Wandteppiche» angehängt sind. Sie wirken wie übergrosse Leinwände in den Drive-in-Kinos der fünfziger Jahre.

Es geht um postmodernistische Dekonstruktion. Es gibt keine grossen Männer und Frauen, keine grossen Tugenden und Errungenschaften in der Geschichte, ein Urteil ist ohnehin unmöglich, jedem selber überlassen. Der offensichtliche Widerspruch: Wenn dem so wäre, dann wären gestaltete Erinnerungsorte und auch ein Frank Gehry überflüssig.

Wer war Eisenhower? Für die Republikaner ist er der Oberbefehlshaber von «Overlord», der die Invasion der Normandie 1944 mit dem lapidaren Satz «OK, let's go» ausgelöst hatte. Er war der Chef der grössten je gesehenen Kriegscoalition. Sie sehen in ihm den Präsidenten, der die Isolationisten und Hitzköpfe

in der eigenen Partei besiegte, die globale Führungsstellung Amerikas in den ersten Jahren des Kalten Kriegs verteidigte und über Frieden und Wohlstand präsiidierte.

Die Demokraten schätzten «Ike» als Präsidenten, der den Koreakrieg beendete, der China vor einem Einsatz von Atomwaffen verschonte, der mit den Interstate Highways die Transportstruktur Amerikas revolutionierte, der mit der Rassentrennung in den Streitkräften Schluss machte und Einheiten der 101. Luftlandedivision nach Little Rock, Arkansas, entsandte, um neun schwarzen Schülern den Zutritt zur Central High School zu ermöglichen, der ihnen vorher von der Nationalgarde des Gouverneurs verwehrt worden war.

Eisenhower begrenzte die Bundesausgaben während seiner zwei Amtsperioden auf weniger als zwanzig Prozent des BIP und hielt trotz eines enormen Verteidigungsbudgets den Haushalt im Gleichgewicht. Während achtzehn Jahren stand Eisenhower, wie es ein amerikanischer Intellektueller ausdrückte, im Cockpit der Geschichte – von der Landung der Alliierten in Nordafrika im November 1942 bis zum Januar 1961, als John F. Kennedy die Präsidentschaft übernahm. Nicht schlecht für einen barfüssigen Bauernbuben aus Kansas.

So, wie das Ansehen seines jugendlichen Nachfolgers abnimmt, steigt sein eigenes. Er war, wie Stephen Ambrose schreibt, eine der grossen westlichen Führungsfiguren des 20. Jahrhunderts. Er wurde in einem einfachen Sarg der Staatsverwaltung aus Kiefernholz begraben, gekleidet in seine berühmte kurze Uniformjacke mit militärischen Rangabzeichen, ohne Medaillen oder Orden. Dekonstruktion wirkt hier irgendwie fehl am Platz.



Nicht schlecht für einen Bauernbuben aus Kansas: US-Präsident Eisenhower, 1959.

Wer erlöst uns vom Erlöser?

Von Christoph Mörgeli

Viele gerieten im November 2008 in religiöse Verzückerung. «Der Erlöser», titelte das *Magazin des Sonntagsblicks* über das Bild von Barack Obama. «Wir glauben wieder», schrieb Redaktionsleiter Marcel Maerz nach dessen Wahl zum US-Präsidenten: «Obama ist der amerikanische Traum», Obama sei ein «Leuchtfeuer», «ein strahlendes Symbol», «ein Triumph der Hoffnung für alle Amerikaner», «alle Herzen schlagen für Obama». Mit einem Wort: «Der schwarze Messias.» In Ewigkeit. Amen.

Und heute das: Barack Obama führte die USA an den Rand der Staatspleite und muss um Erhöhung der Schuldenobergrenze auf 15,5 Billionen Dollar bitten. Die Arbeitslosenquote liegt bei 8,3 Prozent. Amerikas Sozialkosten explodieren. Die Benzin- und Heizölpreise werden unbezahlbar hoch. Eine Wachstumsrate ist kaum zu erkennen. Kurz: Der in Europa bejubelte Obama hat sein ehemals freiheitliches Land in Rekordzeit europäisiert.

Angesichts dieses Desasters braucht der Versager für die Wiederwahl dringend einen politischen Erfolg. Obama will mit allen legalen und illegalen Mitteln erreichen, dass Amerikas Steuerpflichtige die entgangenen Steuern der letzten zehn Jahre zurückzahlen. Er will vermeiden können, dass er den Swiss Bankern zehn Milliarden abgeknöpft hat. Unsere Banken sollen eine Busse bezahlen, die mindestens dem Betrag der Steuerausfälle entspricht. Obamas Wahlkampfstrategie führt dazu, dass US-Steuerpflichtige keine Konti mehr auf Schweizer Banken unterhalten und ihre Gelder in die USA zurückschaffen. Welchen Sinn hätte sonst die Kampagne gegen den republikanischen Herausforderer Mitt Romney und dessen völlig sauberes Konto auf einer Schweizer Bank?

Die Schweiz ist mit (sozial)demokratischen US-Präsidenten regelmässig schlecht gefahren. 1946 musste sie unter Truman aufgrund des «Washingtoner Abkommens» 250 Millionen Franken zahlen. 1996 erpresste die Administration Clinton unter dem Schlagwort «nachrichtenlose Vermögen» 1,8 Milliarden. Und nun erleben wir Obamas Raubzug. Unsere Medien feierten eben noch den «Erlöser», der uns jetzt von unserem Finanzplatz «erlöst». Bundespräsidentin Widmer-Schlumpf unterstützt ihn als devote Assistentin mit ihrer absurden «Weissgeldstrategie». Sie geht nicht nur unrühmlich in die Geschichte ein als Überwinderin der Konkordanz. Sondern auch als Überwinderin des Kapitalismus.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Armes Bern verlor drei Milliarden

Von Peter Bodenmann — Warum Axpo, Alpiq und BKW lieber Ski fahren als Strom sparen.



Gesponsert von der Energie-Branche: Skirennen auf einem Gletscher bei Zermatt.

Gemeinden, Kantone und Bund sind die Eigentümer von parastaatlichen Unternehmen. Das ist gut so. Viele dieser parastaatlichen Unternehmen setzen vorab im Ausland viel Geld in den Sand. Das ist weniger gut so. Neben der Swisscom macht die Stromwirtschaft politisch Kopfweh.

Die Axpo sponsert den Fussball. Die Alpiq sponsert die Skifahrer. Und die BKW sponsert den Berner Pferdesport. Dies hat mit umweltfreundlicher und effizienter Produktion und Verteilung von Strom nichts zu tun. Soll die Stromwirtschaft den von Ueli Maurer sträflich vernachlässigten Schweizer Sport quersubventionieren? Warum nicht, wenn die Energie-Manager ihre Arbeit richtig machen würden. Stattdessen stecken Alpiq, BKW und Co in argen Schwierigkeiten. Die Aktienkurse rutschen gleich schnell in den Keller wie jene der Ospel-UBS. Allein der Kanton Bern hat in kurzer Zeit drei Milliarden Franken verloren.

Fehler Nr. 1: Alle helvetischen Atombarone planten je ein eigenes Atomkraftwerk. Neue Atomkraftwerke sind nicht nur neue Atombomben sondern produzieren auch viel zu teuren Strom.

Fehler Nr. 2: Die Schweizer Stromwirtschaft plant, baut und beteiligt sich im Ausland an Kohle- und Gaskraftwerken. Das Ziel: Bandenergie produzieren, um diese in der Schweiz zu veredeln. Viele Projekte liegen auf Eis, bei den

anderen explodieren die Kosten. Und Gas hat man langfristig auch noch zu teuer eingekauft.

Fehler Nr. 3: Axpo, Alpiq und Co bauen viel zu teure Speicherkraftwerke in den Schweizer Alpen. Deshalb verpachten die SBB jetzt ihre künftig zu hohen Pumpspeicher-Kapazitäten mit Verlust an die weit agileren Norweger.

Fehler Nr. 4: Seit 15 Jahren stockt es in der Schweiz in Sachen alternative Energien. Heute produziert Österreich 30-mal mehr Strom aus Windkraft als die Schweiz. Nächstens kostet Solarstrom weniger als Kohlestrom.

Fehler Nr. 5: Die Stromkonzerne haben offenbar in den letzten Jahren europäisch die Strompreise manipuliert. Die EU untersucht diese Preisabsprachen. Alles spricht dafür, dass den Schweizer Stromkonzernen nächstens saftige Bussen in ihre Büros flattern werden.

In jedem halbwegs demokratischen Land würden Politik und Medien über solche Fehlleistungen diskutieren und streiten. In der berechtigten Hoffnung, dass sie sich nicht wiederholen und eine neue alternative Energiepolitik angeschoben wird. In den Verwaltungsräten der Stromwirtschaft sitzen Politiker aller Parteien. Die Medien werden mit Strominsuraten ruhig gestellt. Deshalb hoffen wir alle, dass der Schangnauer Beat Feuz im Alpiq-Dress den Gesamtweltcup gewinnt. Und schauen weg.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

M & M

Von Kurt W. Zimmermann — Seit zehn Jahren liefern sich Christoph Mörgeli und Frank A. Meyer eine Fehde vom Feinsten.

Vor ein paar Tagen trank ich in Zürich Höngg einen Morgenkaffee. Ich trank ihn in «Marcello's Bistro». Am Nebentisch sassen in ihren Überkleidern zwei Maler und ein Schreiner. Sie debattierten lautstark über ein Thema, das mich interessierte.

Die zwei Maler und der Schreiner debattierten lautstark über Frank A. Meyer und Christoph Mörgeli. Ich dachte zuerst, ich höre nicht recht. Doch die Diskussion dauerte an. Meyer und Mörgeli, so lernte ich, sind am Stammtisch angekommen.

Vielleicht ist das doch nicht so erstaunlich. M & M sind ein hübsches Thema für die Znünpause. Der Konflikt der beiden Kolumnisten ist die am längsten andauernde Fehde der Schweizer Mediengeschichte. Meyer, seit Urzeiten Kolumnist des *Sonntagsblicks*, und Mörgeli, langjähriger Schreiber in *Berner Zeitung*, *Tages-Anzeiger* und *Weltwoche*, sind das am herrlichsten zerstrittene Duo der gedruckten Öffentlichkeit.

Anfang des Jahres 2001 schrieb der damals neugewählte SVP-Nationalrat Mörgeli zum ersten Mal über Meyer. Er schrieb eine Kolumne im damaligen Gratisblatt *Metropol*. Mörgeli nannte Meyer einen «vermeintlich aufgeklärten Despoten». Das war noch relativ harmlos im Vergleich zu dem, was in den nächsten zehn Jahren folgen sollte.

Der verhasste Meyer inspirierte Mörgeli in der Folge zu allerlei sprachschöpferischen Beleidigungen. «Parfümierter Grossbürger» und «Karikatur des gutsituierten Klassenkämpfers» nannte er ihn, «eine journalistische Tragödie» und den «Gottvater der Kaviarlinken».

Meyer wiederum zog in seinen Kolumnen im *Sonntagsblick* mittlerweile rund 150-mal über die verabscheute SVP und ihren «Gebietter» Christoph Blocher her. Regelmässig legt er zudem mit flankierenden Attacken in der *Schweizer Illustrierten* nach, von der er sich wöchentlich interviewen lässt. Auch er schöpft aus einem reichen Fundus von Pejorativa. SVP-Politiker sind «Angsthasen» und «Duckmäuser» und «Männer von trauriger Gestalt». Sie gehören zu einer «Führerpartei».

Der fernmündliche Dauerkonflikt der beiden Gesinnungstäter stockte nur einmal kurz. Im Frühjahr 2006 klagte Meyer gegen Mörgeli, weil der ihm eine Nähe zum «Nazi-Vokabular» vorgeworfen hatte. Meyer forderte 10 000 Franken Schadenersatz für seine besessene Persönlichkeit. Die Sühneverhandlung vor dem Friedensrichter scheiterte, ebenso ein Vergleichsversuch vor Bezirksgericht. Zur



«Parfümierter Grossbürger»: Frank A. Meyer.

grossen Gaudi des Nationalrats durfte nun über die Aufhebung von Mörgelis Immunität entschieden werden. Sie wurde nicht aufgehoben.

Im Herbst 2007 zog darum Meyer die aussichtslose Klage zurück. Neben der Gerichtsgebühr musste er 5000 Franken Prozessschädigung an Mörgeli bezahlen. Die SVP versoff das Geld an ihrem Fraktionsfest. Frank A. Meyer war als Sponsor auch eingeladen, erschien aber nicht.

Die Medienbranche atmete auf. Während der gerichtlichen Auseinandersetzung nämlich hatten die beiden nur noch zögerlich auf die Gegenseite eingedroschen, weil sie ihre Prozesschancen nicht mit aggressiven Ausfälligkeiten gefährden wollten. Seitdem jedoch sind sie in alter Frische zurück. Nachdem die SVP einen zweiten Bundesrat gefordert und verloren hatte, hatte Meyer Oberwasser («ein Treppenwitz»). Dann, rund um die VR-Wirren bei der NZZ, kam Mörgelis Comeback.

Letzte Woche etwa mokierte er sich, dass sein Widersacher zeit seines Lebens nur in «kleinkarierten Ringier-Bünzliblätchen» abgedruckt wurde, obschon er sich stets zu Höherem wie der NZZ berufen fühlte. Wörtlich: «Der bedauernde Meyer arbeitet beim lärmigen Boulevard, der sich am Schmutz mästet.»

So etwas kann man auf keinen Fall auf sich sitzen lassen, finde ich.

1,148 Milliarden für die SBB-Pensionskasse

Von Alex Reichmuth

Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf nannte das Plus von 1,9 Milliarden Franken im Bundeshaushalt 2011 ein «schönes Ergebnis». Doch die Freude wird getrübt, denn wegen ausserordentlicher



Ausgaben verbleiben lediglich 200 Millionen Überschuss. Ins Gewicht fallen vor allem 1,148 Milliarden Franken an die Sanierung der SBB-Pensionskasse. 1999 wurde diese Kasse in die Selbständigkeit entlassen. Der Bund finanzierte sie damals mit 12,6 Milliarden Steuergeld aus. Der Deckungsgrad der Pensionskasse betrug damit 100 Prozent. Es wäre an den Verantwortlichen der SBB und ihrer Pensionskasse gewesen, mit angemessenen Beitragszahlungen von Arbeitnehmern und Arbeitgebern die Renten zu sichern. Die Risiken waren bekannt, beträgt doch der Anteil der Altersrentner in der SBB-Pensionskasse über 50 Prozent.

Doch die Verantwortlichen versagten: Die Pensionskasse der SBB wurde rasch zum Sanierungsfall. 2002 sank der Deckungsgrad auf bedenkliche 83 Prozent. Neben den Problemen an den Finanzmärkten verschlimmerten insbesondere die vielen Frühpensionierungen (mit ungenügender Kürzung der Rentensätze) und die zu tiefen Beiträge für das Alters- und Invaliditätsrisiko die Lage der Kasse. Entsprechend betrug der Deckungsgrad der SBB-Pensionskasse 2007 noch immer nur 92 Prozent – trotz jahrelangem Boom an den Finanzmärkten. 2009 war er wieder auf 84 Prozent abgesackt.

Bundesrat und Parlament haben darum eine weitere Subventionierung der SBB-Pensionskasse durchgewinkt. Es wurde in der Debatte damit gedroht, ohne diese Bundeshilfe seien die Verkehrsleistungen der SBB gefährdet. Zwar tragen auch die Versicherten und die SBB zur Sanierung ihrer Kasse bei. Trotzdem ist die Finanzspritze stossend. Viele Pensionskassen der Privatwirtschaft sind wegen mangelnder Finanzerträge der letzten Jahre ebenfalls in Schieflage geraten. Sie können sich aber nicht zu Lasten der Steuerzahler sanieren. Durch die Milliardenzahlung wird auch der Wettbewerb verzerrt: Die SBB stehen im Güterverkehr in Konkurrenz zu privaten Bahnen. Diese müssen ihre Pensionskasse vollständig selber ausfinanzieren, wodurch sie nicht über die gleich langen Spiesse wie die SBB verfügen.

«Die freie Schulwahl wird ganz sicher kommen. Sie wird nur länger brauchen.» *Martin Kunzi*



«Kein Luxusbegehren»: Primarschüler.

Von Plan- zu Marktwirtschaft

Nr. 7 – «Frischluft für die Schulzimmer»;
Philipp Gut über die freie Schulwahl

Die etatistische Ideologie, mit der Gegner der Schulwahl die staatliche Zwangszuweisung von Schülern verteidigen, finde ich bemerkenswert. Es kommt mir vor wie beim historischen Übergang von staatlicher Planwirtschaft hin zu einer Marktwirtschaft. Etatisten mahnen, dass nur volkseigene Betriebe demokratisch seien, nur dort hätten die Eltern Rechte und könnten mitbestimmen. Doch überall in der Welt, wo die Planwirtschaft untergegangen ist, will danach niemand mehr zurück ins alte System. Vor allem auch die Mitarbeiter in den Betrieben sind danach zufriedener und können sich auf ihre Stärken konzentrieren. Die freie Schulwahl wird ganz sicher in der Schweiz kommen. Sie wird nur länger brauchen. Wir werden dann staatliche und private Schulen haben, die in einem gesunden Wettbewerb stehen. Schüler und Lehrer werden zufriedener sein. Die Volkswirtschaft wird von besseren Leistungen profitieren. *Martin Kunzi, Zürich*

Solange ich als Lehrer nicht nach dem Erfolg und der Qualität meines «Produkts» (nämlich meines Unterrichts) bzw. der Zufriedenheit meiner Kunden (sprich: Schüler, Eltern) entlohnt werde, lehne ich jeden Einbezug von privatwirtschaftlichen Faktoren (wie Angebot/Nachfrage, Konkurrenz und Wettbewerb) in der Schule ab. *Thomas Etter, Langnau*

Der Wunsch nach freier Schulwahl ist kein Luxusbegehren, sondern eine legitime Forderung. Die Gründe sind: 1. Jedes Kind soll eine Schule besuchen können, in der sein Selbstwertgefühl gestärkt und nicht geschwächt wird (zum Beispiel durch Mobbing oder Überforderung) und in der es seinen Begabungen entsprechend gut gefördert wird. Mit einer einzigen Schule – der heute von den Behörden zugewiesenen Schule – lässt sich dieser Anspruch nicht erfüllen. Zu verschieden sind die Kinder und ihre Bildungsbedürfnisse. Dazu braucht es verschiedene Schulmodelle und die Wahl eines geeigneten Modells. 2. Die Eltern haben als nächste Bezugspersonen und gesetzliche Vertreter ihres Kindes die Gesamtverantwortung für seine Entwicklung – auch in der Schule. Wer Verantwortung hat, muss auch entscheiden können. Die Eltern müssen deshalb ohne bürokratische und finanzielle Hindernisse eine für ihr Kind geeignete Schule wählen können.

Erwin Ogg, Rapperswil-Jona

Der Artikel zeigt klar, dass es weit mehr und bessere Argumente für als gegen die freie Schulwahl gibt. Die meisten Gegner zeigen sich uneinsichtig gegenüber der Tatsache, dass die Volksschule ihre Aufgabe, allen Kindern die gleiche Chance zu bieten und alle Kinder zu integrieren, nicht mehr erfüllt. Die freie Schulwahl ist nicht die Lösung für alle Probleme, aber eine Antwort auf veränderte gesellschaftliche Bedingungen: Die Heterogenität

der Kinder hat zugenommen. Wir sollten die unterschiedlichen Lernvoraussetzungen endlich ernst nehmen und als Herausforderung sehen. Auch die Eltern haben sich geändert: Sie wollen sich heute je länger, je weniger bevormunden lassen. Sie sehen ihre Kinder als Aufgabe, sie kennen ihre Kinder und wissen, was ihre Kinder brauchen, um sich entwickeln zu können. Der grösste Teil der Eltern will seine Aufgabe bewusster als in früheren Zeiten und engagiert wahrnehmen. Die freie Schulwahl schafft die Voraussetzungen für vielfältigere und bedürfnisgerechtere Schulmodelle und gibt allen Eltern die Möglichkeit zu wählen. Im Kanton Zürich wird im Juni 2012 über die von der «Elternlobby» lancierte Initiative «Ja! Freie Schulwahl für alle ab der 4. Klasse!» abgestimmt. Das überparteiliche Komitee «Chance freie Schulwahl ja!» setzt sich dafür ein, dass sich die besseren Argumente für die freie Schulwahl gegen alle Widerstände durchsetzen können.

Margarita Müller, Zürich

In einem freien Staat wäre die freie Schulwahl eigentlich eine Selbstverständlichkeit. Dass dem nicht so ist, hat folgende Gründe: 1. Der Staat will das Bildungsmonopol aus Machtgründen an sich binden und die Beeinflussung der jungen Generation nach seinen Ansichten sicherstellen. 2. Am Schulsystem hängen ganze Heere von Therapeuten und Beamten, die beschäftigt und gut besoldet sein wollen. Dieser künstlich aufgeplusterte Apparat ist nicht mehr rückgängig zu machen, um nicht massenhaft sichere Stellen zu verlieren. Die Schule sollte eigentlich der Ort sein, wo die Schüler lernen, ihr immenses Potenzial abzurufen. Stattdessen wird dieses Potenzial mit dem ideologischen Unrat unserer Bildungspostel zugedeckt. Ich bin froh, als Staatsschullehrer acht Jahre an einer Privatschule unterrichtet zu haben. Weil mein Lohn nicht ausreichte, kehrte ich an die Staatsschule zurück. Ich habe an der Privatschule gelernt, Stoffe an die Kinder heranzutragen, die substanziiell aufbauend wirken und ihrem Menschsein förderlich sind. Und ich habe gelernt, die Finger zu lassen von allem, was ihren Geist ideologisiert und bis ins Intimleben hinein manipuliert und konditioniert.

Maximilian Spoerri, Zeiningen

Weshalb schmolzen die Gletscher?

Nr. 7 – «Das Klimakatastrophensterben»;
Dirk Maxeiner über die globale Erwärmung

Ist der CO₂-Gehalt hoch, steigt die Temperatur. Ist er niedrig, sinkt sie. So der Tenor der Klimapropheten. Und für den hohen CO₂-Gehalt ist der Mensch verantwortlich. Doch keiner der Klimaforscher beantwortet die Frage, weshalb denn vor Jahrtausenden die Gletscher schmolzen, obschon keine Schorn-

steine rauchten, keine Autos stanken. Solange diese Frage nicht geklärt ist, bleibt die Klimaforschung unwissenschaftlich.

Erich von Däniken, Beatenberg

Über die Nasenspitze hinaus

Nr. 7 – «Religion für Atheisten»;
Alain de Botton über den Glauben

Bemerkenswert, dass Alain de Botton nicht wie andere vor ihm das Christentum für alle blutrünstigen Kriege in der Weltgeschichte verantwortlich macht. Er hält die Religionen zwar für eine nützliche Einrichtung im friedlichen Zusammenleben der Menschen, obwohl es für ihn natürlich keinen persönlichen Gott gibt. Ich frage mich, wie er da so sicher sein kann. Wissenschaftlich betrachtet, gibt es weder Beweis noch Gegenbeweis für dessen Existenz. Wohl kann man annehmen, dass es eine Macht oder eine Energie geben muss, die unter anderem unser Universum geschaffen hat, aber wie das vor sich gegangen ist, weiss auch die Wissenschaft bis heute trotz Urknalltheorie nicht. Die Religion hat mit Wissenschaftlichkeit und Objektivität wenig zu tun. Auch sie kann objektiv nichts aussagen über das sogenannte Jenseits und das Leben nach dem Tod. Der Glaube ist etwas Subjektives, Persönliches und hat mit Gemüt, Gefühl und ähnlichen Werten zu tun. So ist es müssig, darüber zu streiten, ob es einen Gott gibt oder nicht. Über gläubige Menschen zu spotten, ist daher ebenso unfair, wie den Atheismus zu verdammen. Alain de Botton schaut als Atheist über die eigene Nasenspitze hinaus, und vielleicht könnte man von ihm noch allerlei lernen.

Andreas Egli, Davos

In der Fremdwörterkiste

Nr. 7 – «Anstandsberatung von der Asphaltpresse»; Kolumne von Christoph Mörgeli

Dass Frank A. Meyer als gelernter Schriftsetzer mit der Fremdwörterverwendung in seinen Elaboraten Wissen, Weltoffenheit und Intellekt vortäuschen will, ist längst bekannt. Darum kommt es immer wieder vor, dass er sich ab und zu in der Fremdwörterkiste vergreift. Der Berserker war im Mittelalter ein im Rausch kämpfender Mensch. Ich habe weder bei Christoph Blocher noch bei Konrad Hummler jemals bemerkt, dass diese besoffen waren.

Roger Hauser, Bülach

Viele kluge Frauen

Nr. 7 – «Jede für sich und alle gegen alle»;
Melanie Mühl über Karrierefrauen

Bin ich mit bald 54 eine alte Fregatte oder als Jungunternehmerin mit inzwischen einem

Mitarbeiter lebender Beweis für das «Queen Bee»-Syndrom oder äh, was gab's doch gleich noch zur Auswahl? Bei diesem Artikel wird auf ein Fazit oder irgendwelche Schlussfolgerungen verzichtet. Die Autorin gibt kein Rezept für den Umgang mit uns. Kollegin, das passt: freiwillig Tipps abgeben, mit denen man(n) uns dann für seine Zwecke einsetzen kann, indem unsere Verhaltensmuster einkalkuliert werden, eher nein. Es gibt viele kluge Frauen – in der Regel legen «wir» weniger Wert darauf, uns zu beweisen. Vielen von uns genügt das Resultat, wer es bewirkte, ist Nebensache.

Eine simple «Statistik»: Anzahl Leserbriefe *Weltwoche* Nr. 7: zehn, Frauenquote: einer (erstaunlicherweise nicht der längste). Es gibt nun mal Männlein und Weiblein, und das ist perfekt. Bei den meisten Tieren balzen die Männlein. Sie müssen schön, gross, stark usw. sein, dies beweisen, und dann werden sie zum Vater der künftigen Kinder. Na ja, bei uns Menschen läuft es nicht so, aus naheliegenden Gründen verzichte ich auf eine Aussage, wie es bei uns läuft. Dass wir Menschen mit einem Denkapparat ausgestattet wurden, dass der Mann kein leistungsfähigeres Modell davon zugeteilt erhielt, scheint doch einiges immer wieder auf erfrischende Art durcheinanderzubringen. Alles im Leben hat Vor- und Nachteile, auch das Frau- und das Mannsein. Dass ein jugendlich straffer Körper für eine Frau wichtiger ist als für einen Mann – nun denn, welcher spricht wohl mich als Frau eher an? Hab ich den NUR bei Frauen vorkommenden Wechsel von gutaussehend zu stutenbissig verpasst? Gibt jeder Platzhirsch liebend gerne seine Rolle ab, weil er entgegen seinem Empfinden und trotz Mannsein «alt» wurde?

Monika de Miranda, Berneck

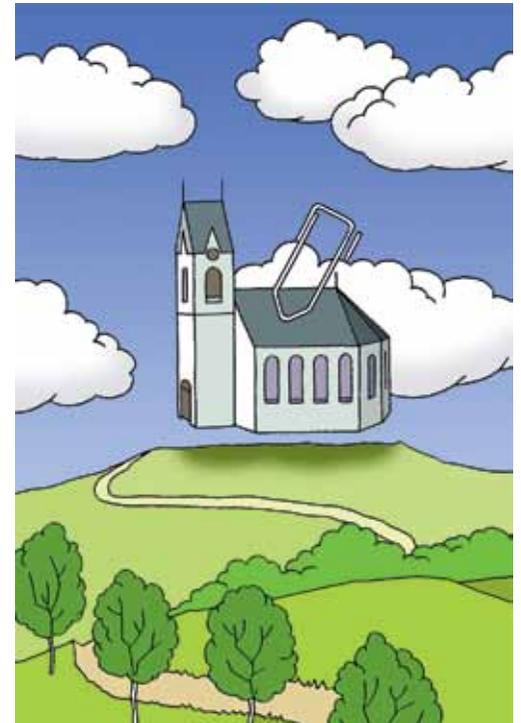
Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man als Reformierte in einer katholischen Kirche beim Abendmahl mitmachen?

Andrea Trueb, Aarau

Jesus hat seine Gemeinde aufgerufen, das Abendmahl zur Erinnerung an ihn zu feiern (Lukas 22, 19). Auch Paulus fordert dazu auf (1. Korinther 11, 25 f.). Feiert irgendwo eine christliche Gemeinde das Abendmahl, so sind Sie deshalb zur Teilnahme berechtigt. Im katholischen Gesangbuch steht im Glaubensbekenntnis: «Ich glaube an die heilige katholische Kirche.» Nicht: an die römisch-katholische! «Katholisch» bedeutet «das Ganze betreffend, allgemein». Deshalb dürfen Sie als reformierte Christin am katholischen Abendmahl teilnehmen. Aber Paulus schreibt über das Opferfleisch: «Gebt aber acht, dass diese eure Freiheit den Schwachen nicht zum Anstoss werde!» (1. Kor 8, 9). Das gilt auch beim Abendmahl. Wir sollen nicht provozieren. Wo jemand Anstoss nehmen könnte, verzichten Sie lieber auf die Kommunion.

Peter Ruch, reformierter Pfarrer

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Keine Wohnung in Kabul

Das Bundesverwaltungsgericht hat im Asylverfahren das letzte Wort. Neuerdings fliessen auch soziale und wirtschaftliche Argumente in seine Entscheide ein. Wer im Herkunftsland keine «gesicherte Existenzgrundlage» hat, darf bleiben. Auch wenn er politisch nicht verfolgt wird. *Von Philipp Gut*



Entscheid gegen die Schweizer Behörden: Rezeption des Asylempfangszentrums Chiasso.

Der Iraker Ali S.*, vor seiner Abreise in die Schweiz wohnhaft in Bagdad, verliess sein Heimatland nach eigenen Angaben am 26. April 2005. Am 4. Mai gelangte er in die Schweiz. Noch am gleichen Tag suchte er um Asyl nach. Als Grund gab er an, ein Nachbar habe ihm gesagt, die Leute dächten, er spanne mit den Amerikanern zusammen. Er müsse aufpassen, sonst werde er «eines Tages getötet».

Am 28. Juni 2007, gut zwei Jahre nach dessen Einreichung, lehnte das Bundesamt für Migration (BfM) das Gesuch ab. Ali S. erfülle die Flüchtlingseigenschaft nicht. Zwar ordnete das BfM die Wegweisung an, aber der Vollzug wurde, wie es in der Beamtensprache heisst, «zufolge Unzumutbarkeit zugunsten einer vorläufigen Aufnahme aufgeschoben».

Gegen die Verfügung des BfM erhob der Iraker am 19. Juli 2007 Beschwerde beim Bundesverwaltungsgericht. Am 21. Dezember 2011,

über vier Jahre nach dem Entscheid des BfM und sechseinhalb Jahre nach der Einreichung des Gesuchs, hiessen die obersten Asylrichter die Beschwerde gut. Die ablehnende Verfügung wurde aufgehoben und das Bundesamt für Migration angewiesen, Ali S. Asyl zu gewähren.

Soweit die äusseren Eckdaten des Falls. Dass das Bundesverwaltungsgericht erstinstanzliche Entscheide korrigiert – oft zugunsten der Asylbewerber und gegen die Schweizer Behörden –, ist bekannt. Interessant am vorliegenden Fall ist die Begründung.

Gemäss dem sogenannten Grundsatz der Subsidiarität muss Flüchtlingen im Ausland nur dann Schutz gewährt werden, wenn es innerhalb des Herkunftslandes keine Region gibt, in der sie vor Verfolgung sicher sind. Im Fall von Ali S. bestand diese innerstaatliche Fluchtalternative. Im Nordirak, dem Gebiet der Kurden, wäre er laut Bundesverwaltungsgericht in meh-

ren Provinzen in Sicherheit gewesen. Dennoch entschieden die Richter anders. Es reiche nicht, dass die betroffenen Personen Schutz vor Verfolgung genössen. Es müsse ihnen darüber hinaus «zumutbar» sein, sich in einem (sicheren) Gebiet «niederzulassen und eine neue Existenz aufzubauen».

Richter machen Einwanderungspolitik

Im Fall von Ali S. befanden die Asylrichter, es mangle ihm im Nordirak an familiären und geschäftlichen Kontakten. Er habe dort «weder ein verwandtschaftliches noch ein anderweitiges Beziehungsnetz». Es sei fraglich, ob er sich unter diesen Umständen erfolgreich auf dem Arbeitsmarkt durchsetzen könne. Vielmehr müsse «davon ausgegangen werden, dass der Beschwerdeführer aufgrund der wirtschaftlichen und sozialen Situation im Nordirak nicht in der Lage wäre, dort für sich und seine Familie aus eigener Kraft eine Existenzgrundlage aufzubauen». Unter diesen Umständen könne «das Bestehen einer innerstaatlichen Schutzalternative» im Nordirak «nicht bejaht werden». Ali S. sei deshalb in der Schweiz Asyl zu gewähren.

Das Asylrecht ist per Definition dazu da, politisch Verfolgten Schutz zu bieten. Das Bundesverwaltungsgericht weicht diese Bestimmung durch seine grosszügigen Auslegungen schleichend auf. Es führt, wie der Fall Ali S. zeigt, eine oftmals entscheidende soziale Komponente in den Flüchtlingsbegriff ein. Damit betreiben die Asylrichter, anstelle des Gesetzgebers, Einwanderungspolitik. Denn die Flüchtlinge wissen ganz genau, was sie sagen müssen, damit ein Gesuch Erfolg hat. Die Aufnahmewilligkeit der Schweiz spricht sich herum.

Wie im Fall Ali S. urteilen die Asylbehörden regelmässig, ohne dass ihre Entscheide von der Öffentlichkeit gross bemerkt oder diskutiert würden. So hob am 2. Dezember 2008 das Bundesverwaltungsgericht einen abschlägigen Entscheid des BfM gegen einen Afghanen auf. Begründung: Der Mann verfüge «im Grossraum Kabul» nicht über eine «gesicherte Wohnsituation und ein tragfähiges Beziehungsnetz». Gemäss dieser neuen Doktrin muss ein Flüchtling aus der Dritten Welt eine feste Wohnung, vielversprechende Berufsaussichten und ein dichtes soziales Netzwerk ausweisen, damit eine Rückkehr zumutbar ist. Ein Nachweis, vor dem sich die Betroffenen wohlweislich hüten werden und der für die Behörden nur schwer zu erbringen ist.

Gibt man in der Entscheid-Datenbank auf der Homepage des Bundesverwaltungsgerichts (www.bvger.ch) das Stichwort «Existenzgrundlage» ein, erscheinen Dutzende von Fällen. Die Argumentation ist stets dieselbe: Es könne «aufgrund der Aktenlage» nicht «davon ausgegangen» werden, dass der Beschwerdeführer (sprich: der Asylbewerber) in seinem Heimatland über ein «enges Beziehungsnetz», eine «gesicherte Wohnsituation» sowie eine garantierte «Existenzgrundlage» verfüge. Als unzumutbar wurde beispielsweise auch die Wegweisung einer Kongolesin aus Kinshasa eingestuft, weil sie «alleinstehende Mutter» sei. Mit dem Schutz vor politischer Verfolgung hat das nichts (mehr) zu tun.

Meist ist es das Bundesverwaltungsgericht, das Entscheide des BfM korrigiert und Asylbewerbern aufgrund ökonomischer und sozialer Kriterien zum Verbleib in der Schweiz verhilft. Doch auch das Bundesamt für Migration argumentiert bisweilen auf dieser Linie, wie Recherchen der *Weltwoche* zeigen.

Ein Beispiel ist der Fall einer muslimischen Roma-Familie aus dem Kosovo, die zuvor viele Jahre in Italien gelebt hatte und am 11. Januar 2008 ein Asylgesuch in der Schweiz stellte. Der Familienvater verstösst immer wieder gegen die schweizerische Rechtsordnung und wurde mehrmals rechtskräftig verurteilt, unter anderem wegen wiederholter Tötlichkeiten, Hehlelei, Betäubungsmittelvergehen, Sachbeschädigungen, Hausfriedensbruchs und Drohung.

Das BfM lehnte das Asylgesuch der Familie zwar ab, verfügte aber, sie dürfe bleiben – dank einer sogenannten vorläufigen Aufnahme. Der betroffene Kanton hat das BfM ersucht, diese aufzuheben. Ohne Erfolg.

«Die Gesuchsteller tragen vor, dass sie in Italien schlechten Lebensbedingungen ausgesetzt gewesen seien und dort finanziell nicht hätten überleben können», heisst es im Entscheid des BfM. Diese wirtschaftliche Argumentation machten sich die Behörden zu eigen. Es sei der Familie nicht zuzumuten, nach Italien oder in das Kosovo zurückzukehren, da ihr dort «keine bereits vorhandenen Ressourcen zur Verfügung» ständen. Es könne daher «nicht ausgeschlossen» werden, dass sie in eine «existenzbedrohende Lage» gerate.

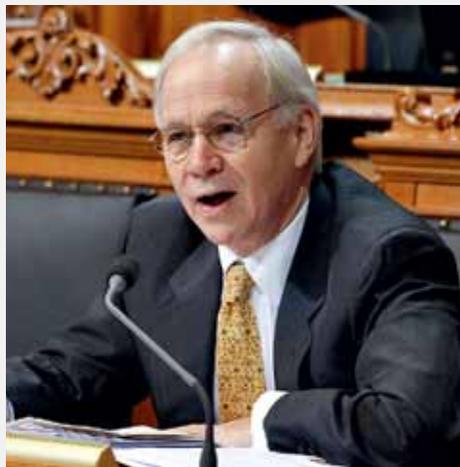
Dass die Roma «keinesfalls bereit sind, sich in der Schweiz zu integrieren und/oder selbst für ihren Lebensunterhalt aufzukommen», wie ein Beamter des betroffenen Kantons sagt, interessiert die Bundesbehörden nicht. «Dem Ersuchen des Kantons um Aufhebung der vorläufigen Aufnahme wird erfahrungsgemäss vom BfM in solchen Fällen nicht stattgegeben», so der zitierte Kantonsbeamte. Der kriminelle Kosovare darf mit seiner Familie auf unabsehbare Zeit in der Schweiz bleiben, wo er auf «gesicherter Existenzgrundlage» von der Sozialhilfe lebt.

*Name geändert

Justiz

Rechtsstaatlich ungenügend

Das Bundesgericht rügt die Asylrichter: Die Verfahren dauerten zu lang. Das Parlament aber verzichtet auf Massnahmen.



Urteil gegen Kollegen: Bundesrichter Meyer.

Der Spruch des Bundesgerichts ist klipp und klar. Am 21. Dezember des abgelaufenen Jahres hatten die Lausanner Richter unter Präsident Lorenz Meyer wieder einmal über die Kollegen vom Bundesverwaltungsgericht zu befinden. Ihr Urteil: Die Verfahren der Asylrichter dauerten zu lang. Es könne nicht mehr von einem «ordnungsgemässen» Geschäftsgang gesprochen werden.

Konkret ging es um das Revisionsgesuch einer Äthiopierin, die sich als eritreische Staatsbürgerin ausgegeben hatte. Die zuständige Richterin liess den Fall 21 Monate lang liegen. Das Bundesgericht kommt nun zum Schluss, eine solche Arbeitsweise sei unzulässig. Im Asyl- und Ausländerwesen sei zwar über eine «grosse Anzahl» von Fällen zu entscheiden, «chronische Überlastung» bewahre «jedoch nicht vor dem Vorwurf der Rechtsverzögerung».

Auch 21 Monate nach Einreichung des Revisionsbegehrens im Äthiopien-Fall sei noch nicht mit der Arbeit begonnen worden. Eine «inaktive Periode» von dieser Dauer sei «unbesehen allfälliger anderer ebenfalls überzeitiger Verfahren grundsätzlich zu lang», so das Bundesgericht. Den «rechtsstaatlichen Anforderungen an eine Behandlung innert angemessener Frist» genüge das Bundesverwaltungsgericht damit nicht.

Dass Verfahren so lange dauern und teilweise jahrelang blockiert bleiben, ist keine Seltenheit. Bereits am 23. Juni 2011 war das Bundesgericht in einem anderen Fall ebenfalls zum Urteil gekommen, die Asylrichter verzögerten die Rechtsprechung. Zu

ähnlichen Entscheiden kommt es immer wieder, ohne dass sich etwas änderte. Mehrere Jahre dauernde Asylverfahren sind die Folge.

Woran liegt das? Liessen sich die Abläufe nicht beschleunigen?

Leistungsbilanz bleibt im Dunkeln

Ein Insider aus dem Bundesverwaltungsgericht schätzt die Arbeitslast als «vertretbar» ein. Das «Beschwerdegut» in den für Asylfragen zuständigen Abteilungen IV und V sei «homogen», also nicht allzu aufwendig in der Behandlung. Pro Jahr und Richter fielen durchschnittlich etwa 180 bis 210 Fälle an. Zur Vorbereitung und Redaktion der Entscheide stehen jedem vollamtlichen Richter Gerichtsschreiber zu. Dafür hat er 250 Stellenprozente zur Verfügung. Allerdings gebe es «starke Unterschiede» beim Output der einzelnen Richter. Die Leistungen schwankten erheblich.

Transparenz über die Arbeitskraft und Effizienz der Richter herrscht nicht. Und offensichtlich fehlt der politische Wille, diese Transparenz herzustellen. Eine parlamentarische Initiative von Pirmin Schwander (SVP SZ), die Einsicht in die «individuellen Erledigungsstatistiken» der eidgenössischen Richter verlangt, schmetterte der Nationalrat vor zwei Jahren ab. Die Mehrheit der Parlamentarier will nicht wissen, was die Richter leisten. Damit setzt sie sich dem Verdacht aus, die Ineffizienz zu decken.

Unter diesen Umständen ist nicht zu erwarten, dass die überlangen Verfahren bald verkürzt werden. Was aus mehreren Gründen problematisch ist. Eine langsame Justiz – das bestätigen die Urteile des Bundesgerichts – ist aus rechtsstaatlicher Sicht nie gut. Die Revision ist ein ausserordentliches Rechtsmittel – im Asylbereich aber ist es beinahe an der Tagesordnung. Die endlosen juristischen Verfahren führen zu erheblichen Folgekosten, etwa im Sozialhilfereich. Und fällt ein Entscheid nach langer Zeit negativ aus, ergeben sich Probleme beim Vollzug der Wegweisung. Gern heisst es dann, diese sei nach so langer Zeit nicht mehr «zumutbar».

Das Bundesverwaltungsgericht nahm bis Redaktionsschluss keine Stellung.

Philipp Gut

Kameradenhilfe

SVP-Bundesrat Ueli Maurer greift tief in die Staatskasse, um Pius Segmüller durchzufüttern. Der abgewählte Luzerner CVP-Nationalrat soll der erste Ombudsmann der Armee werden.

Von Urs Paul Engeler



Sucht Arbeit und Verdienst: Pius Segmüller, abgewählter Nationalrat und Sicherheitsberater.

Kurz vor seinem 60. Geburtstag blickt der hagere Mann aus Luzern auf eine eindrückliche Reihe von Versuchen und Enttäuschungen zurück. Pius Segmüller ist Ex-Sekundarlehrer, Ex-Kongressmanager beim ehemaligen Basler Pharmakonzern Sandoz, Ex-Instruktionsoffizier der Rettungstruppen im Verteidigungsdepartement, Ex-Vizechef des Zivilschutzes des Kantons Bern, Ex-Kommandant der Schweizergarde im Vatikan, Ex-Kommandant der Stadtpolizei Luzern, Ex-Sicherheitsberater der Fifa, nach den Wahlen nun Ex-Nationalrat (CVP) und neuerdings auch Ex-Verleger.

Pius Segmüller nennt sich zwar Inhaber, Verwaltungsratspräsident und Geschäftsführer einer Sicherheitsfirma namens «Swissec AG» («Schweizer Sicherheit auf höchster Ebene. Integrale und umfassende Sicherheitslösungen für Unternehmen, Institutionen und Organisationen: Strategien zwischen Risiken und Verantwortung»), verdient jedoch kaum

mehr Geld. Nach der Abwahl lief Ende November das Nationalratsmandat aus, das immerhin um die 120 000 Franken jährlich eingetragenen hatte.

Der Website der mit teuren Steuerfranken aus dem Topf der Wirtschaftsförderung entwickelten «Swissec» ist zu entnehmen, dass das Unternehmen in den drei Jahren seines Bestehens ganze zwei Arbeiten realisiert hat: eine «Sicherheitsanalyse» für die Zuger Gemeinde Oberägeri sowie die «Sicherheitsplanung und Sicherheitsumsetzung» eines (noch immer projektierten) Business-Hochhauses in Pratteln (BL). Neues wird nicht einmal angekündigt. Mittlerweile besteht Segmüllers Security-AG, die eine Schlagzeile generierte, als sie 2010 für kurze Zeit den unehrenhaft entlassenen Ex-Armeechef Roland Nef als «Sicherheitsberater» verpflichtete, lediglich aus dem privaten Telefonanschluss der Familie Segmüller in Luzern.

So gehört der CVP-Politiker und Unternehmer, Oberst im Generalstab und Präsident des Zivilschutzverbandes zur Gruppe jener knapp zehn abgewählten und notleidenden Parlamentarier, die bei der Verwaltungsdelegation des Parlaments diskret um finanzielle Unterstützung nachgesucht haben und denen die alten Kollegen auch umgehend eine «Überbrückungsrente» zugesprochen haben.

Stellenprofil in eigener Sache

Allerdings sprudelt die Quelle aus dem Hilfsfonds nicht allzu üppig (rund 2320 Franken pro Monat) und auch nicht lebenslang (maximal zwei Jahre). Die Sozialhilfe für Sicherheitspolitiker Segmüller konnte darum auf zwei Monate (Dezember 2011 und Januar 2012) befristet werden, weil ein anderer treuer Kamerad, der über ein wesentlich höheres Budget verfügt, dem mehrfach Gescheiterten seinen rettenden Arm hingestreckt hat: Bun-

desrat Ueli Maurer (SVP), Chef des Verteidigungsdepartements (VBS). Er will dem alt Nationalrat, der ihm bei Kontroversen um die Armee stets brav geholfen hat, das neu zu schaffende Pöstchen eines «Truppenombudsmanns» zuhalten.

Die schöne Stelle ist allerdings noch nicht einmal definiert, weder inhaltlich noch gesetzlich. Pius Segmüller und Robert Wieser, stellvertretender Generalsekretär des VBS, haben im Januar einen 25-seitigen Vertrag unterzeichnet, mit dem der Ex-Nationalrat den Auftrag erhält, ein Konzept für die Funktionen eines Ombudsmannes zu erarbeiten. Seit 1. Februar wird Segmüller für diese Bemühung, die als «Beratung» definiert ist, bezahlt, und zwar mit «monatlich rund 10 000 Franken», wie die chaotisch organisierte Kommunikationsabteilung des VBS nach Tagen des Schweigens schliesslich doch noch mitteilt. Ende Juni 2012 soll das lukrative Mandat auslaufen.

Stimmen aus dem Departement erklären, dass Maurer dem Kollegen den Posten versprochen hat.

Diese Konzept-Arbeit wurde nicht ausgeschrieben, sondern unter der Hand vergeben. Laut VBS haben Generalsekretärin Brigitte Rindlisbacher und Armeechef André Blattmann «im Einvernehmen mit dem Chef VBS» dem Nichtjuristen Segmüller das Engagement klammheimlich verschafft, ohne eine Alternative geprüft zu haben. Nachgelieferte Begründung: «Herr Segmüller ist für diese Aufgabe bestens geeignet und konnte den Auftrag unmittelbar übernehmen.»

Noch mehr als diese kurzfristige Kameradenhilfe auf Staatskosten irritieren die Perspektiven, die sich aus dieser Konstellation ergeben. Ernstzunehmende Stimmen aus dem Departement erklären, dass Maurer dem Kollegen Segmüller den künftigen Posten des Truppenombudsmannes bereits versprochen habe. Die Mediensprecherin des VBS dementiert zwar und erklärt, die Funktion werde ausgeschrieben, sobald (im Rahmen der Segmüllerschen Abklärungen) die rechtlichen Grundlagen dafür geschaffen seien. Doch die umlaufenden Befürchtungen, dass der Arbeit und vor allem Verdienst suchende Generalstabsobers in eigener Sache tätig sei und ein Stellenprofil entwerfen werde, das exakt auf ihn zugeschnitten sei, sind schwer zu widerlegen.

Hoch dotierte Klagemauer

Segmüller selbst erklärt gegenüber der *Weltwoche*, es sei «durchaus möglich», dass er sich für diesen Job als oberster Schlichter der Armee interessieren werde. Der Entscheid hänge noch davon ab, wie und vor allem wann

der Posten genau ausgeschrieben werde. Was die neue Klagemauer für die Angehörigen der Armee genau zu leisten haben wird, ist allerdings unklar. Die Idee, die schrumpfende Armee mit einem Ombudsmann aus- und aufzurüsten, stammt aus der CVP-Küche. Ständerat Paul Niederberger hatte vor einem Jahr per Motion beantragt, die Stelle eines «Truppenombudsmanns» zu schaffen. Dieser Offizier im Range eines Brigadegenerals solle bei allerlei militärischem Missbehagen, von Klagen über «zwischenmenschliche Spannungen und Konflikte» bis zu Beschwerden über Mängel bei Unterkunft, Verpflegung und Ausrüstung, angerufen werden können.

Weil jedoch bereits ein detailliertes Dienstreglement den Umgang mit allen Arten von



Klammheimlich: Armeechef André Blattmann.

Zusammenstössen festlegt und Armeeseelsorger sowie Psychologen geschundenen Soldatenseelen Massagen anbieten, stimmte – mit sichtlichem Desinteresse und ohne jede Wortmeldung – lediglich rund ein Viertel der Ständeräte (in Zahlen: 13 CVP-Leute) dem Ansinnen zu. Zwölf wollten das unnötige Projekt stoppen; die grosse Mehrheit demonstrierte Apathie. Der Nationalrat sprach sich im Dezember ebenfalls betont lustlos und ohne Debatte mit 88 gegen 77 Stimmen für die neue Überflüssigkeit aus, allerdings mit einer inhaltlichen Differenz zur Kleinen Kammer: Es muss kein Brigadier sein. Nun ist zur Bereinigung der Details wieder der Ständerat am Zug.

Obwohl das Parlament die neue Armeefunktion also noch gar nicht definitiv bewilligt hat, arbeiten VBS und Segmüller merkwürdigerweise bereits mit Hochdruck an den Rechtsgrundlagen sowie am inhaltlichen Konzept, wobei das Departement es noch offen lässt, ob

es für die Ombudsstelle eine einwandfreie, formell-gesetzliche Grundlage schaffen will oder ob es diesen hochdotierten Arbeitsplatz relativ freihändig einführen wird. Wird der Posten, rechtlich sauber, mit der geplanten Revision des Militärgesetzes eingeführt, kann er frühestens ums Jahr 2015 besetzt werden. Damit wäre er für Pius Segmüller nicht mehr interessant.

Er ist auf eine rasche Lösung angewiesen. Seine für 50 000 Franken erworbene Swissec AG, die mit rund 265 000 Franken aus dem vom Bund und dem Kanton Luzern gespeisten Fonds «Neue Regionalpolitik (NRP)» in Hochdorf entwickelt und hochgezogen worden ist, generiert nämlich nicht nur keine Aufträge, sondern auch anhaltende finanzielle Ausein-



Rettender Arm: Verteidigungsminister Maurer.

andersetzungen mit einem ehemaligen Mitinhaber. Und über eine später gegründete Schwesterfirma, die «Swissec-Verlags AG», hatte der CVP-Nationalrat Anfang 2010 die deutsche «DSF GmbH», einen «Fachverlag für Sicherheit», gekauft – dem Vernehmen nach für mehrere hunderttausend Franken. Weil dem Politiker Segmüller, der «über Zahlen nicht sprechen will», das Verlagswesen fremd war und weil ihm überdies die Zeit zur Führung vor Ort fehlte, wie er erklärt, schlitterte auch dieses Unternehmen innert zweier Jahre ins Desaster. Im Januar hat er den Verlag notfallmässig abgestossen – dem Vernehmen nach zu einem Bruchteil des Einstandspreises.

Wird der Posten eines Truppenombudsmannes zügig geschaffen, kann Segmüller sich mit Hilfe des SVP-Bundesrates zu Lasten der Bundeskasse sanieren. Sonst muss er wohl wieder bei den Verwaltern der Hilfskasse für abgewählte Parlamentarier anklopfen. o



Essay

Armee in der Falle

Militärminister Ueli Maurer kann das Rätselraten über seine wirklichen Absichten bei der Kampfjet-Beschaffung gelassen verfolgen. Traditionalisten und Modernisierer blockieren sich gemeinsam.

Von Josef Lang

Die halbe Nation werweist, ob Ueli Maurer die neuen Kampfjets nun will oder nicht. Bis letzten Sommer war klar: Er will sie nicht! Im Oktober 2009 hatte er dem Bundesrat beantragt, die Beschaffung zu stoppen, weil sich die Armee keine neuen Jets leisten könne. Obwohl er im ersten Anlauf abgeblitzt war, zog er diese Argumentation durch, sowohl im vertraulichen Rahmen als auch im öffentlichen Raum. Die SVP-Führung bestärkte ihn in dieser Haltung. Im November 2009 forderte sie, dass das Heer für den Verteidigungsfall wieder als Ganzes ausgebildet und ausgerüstet werden müsse, ohne dass die Militärausgaben erhöht würden. Da, wie Maurer replizierte, diese Investition für den Boden 2 Milliarden kosten würde, bliebe für die Luft nichts mehr übrig.

Am 25. August 2010 beschloss der Bundesrat, die Beschaffung neuer Kampfjets zu «verschieben». Maurer sagte, der sofortige Kauf würde zum Ausfall von acht Rüstungsprogrammen führen, also das Gros der Armee aushungern. Zufällig befand ich mich als Mitglied der Subkommission Zivilschutz am gleichen Tag mit Roland Borer und Thomas Hurter, den beiden Vertretern der SVP-Flieger-Fraktion, in der Kaserne Aarau. Hurter reagierte konsterniert, und Borer erklärte den Verteidigungsminister vor offenen Mikrofonen und ohne mich zu fragen zum Ehrenmitglied der GSoA.

Als im Juni 2011 der Ständerat auf den bundesrätlichen Vorschlag einer 80 000er Armee zum Preis von 4,4 Milliarden mit dem Gegenantrag einer 100 000er Armee zum Preis von 5,1 Milliarden und des zusätzlichen Kaufs neuer Kampfjets für weitere 5 Milliarden konterte, nahm Maurer zwei unterschiedliche Haltungen ein. Bei der Armeegrösse zeigte er sich viel entgegenkommender als bei der Kampfjet-Frage. Das änderte sich ab Mitte August, als Bruno Zuppiger die Initiative ergriff und im September einen finanziell völlig unhaltbaren Entscheid durch beide Kammern peitschte: 100 000er Armee samt Beschaffung neuer Kampfjets für insgesamt 5 Milliarden Franken.

Zuppigers Rechnung

Was führte dazu, dass Ueli Maurer seinen Widerstand gegen die Fliegerbeschaffung aufgab? Meine Vermutung ist: Im Frühsommer

lief die militärische Offensive im Ständerat unter der Ägide der CVP-Rechten und der PR-Agentur Farner. Im Spätsommer aber waren es eigene Parteikollegen und das in Hinwil stark verankerte Unternehmerforum Lilienberg, welche am Drücker waren. Dass Zuppigers Rechnung, deren alleiniges Kalkül die Verhinderung eines Referendums war, finanziell nicht aufgehen konnte, war Maurer sehr wohl klar. Am 14. September sagte er im Nationalrat den folgenden Satz: «Eine Armee von 80 000 Mann kostet eigentlich 5 Milliarden Franken» – ohne Kampfjets notabene!



Keine Ruhe: Testflug des Gripen-Kampfjets.

Die Herbstsession vermochte keine politische Ruhe zu schaffen. Allerdings liegt der Hauptgrund für das jüngste Durcheinander nicht bei den rührigen Typen-Lobbys. Er liegt bei einer Armee, die sich nach 1989 nicht aus der Traditionsfalle zu befreien vermochte.

Während alle europäischen Armeen in den letzten beiden Jahrzehnten massiv verkleinert wurden und die meisten Staaten die Wehrpflicht aufgehoben haben, beharrt die Schweiz auf einer Bestandesgrösse, die sich durch kein realistisches Szenario begründen lässt. Eine treibende Kraft beim Übergang von grossen

Wehrpflicht- zu kleineren Freiwilligen-Armeen sind die Kosten. Da wegen der technologischen Entwicklung die einzelnen Soldaten immer teurer werden, bleibt nichts anderes übrig, als deren Zahl zu senken.

Fehlender Mut zum nötigen Schritt

In der Schweiz ist eine solche «Transformation der Streitkräfte», wie das offiziell genannt wird, blockiert. Die Traditionalisten halten an einer Armee fest, die sich an einem überholten Verteidigungsfall orientiert und möglichst stark im gesellschaftlichen Alltag verwurzelt ist. Die Wurzeln aber sind die einzelnen Soldaten – unabhängig von ihrer Ausrüstung. Die einen – Blocher scheint zu ihnen zu gehören – sind bereit, zugunsten der Masse auf Klasse zu verzichten. Die anderen, die in der Offiziersgesellschaft den Ton angeben, wollen beides, was aber eine massive Erhöhung des Militärbudgets bedingen würde.

Da die Soldaten immer teurer werden, bleibt nichts anderes übrig, als deren Zahl zu senken.

Und da gibt es noch die militärischen Modernisten, welche lieber eine kleine Armee hätten, die sich Hochtechnologie leisten kann und der Wirtschaft weniger Opportunitätskosten verursacht. Solange ihnen aber der Mut zum dafür notwendigen Schritt, zur Aufhebung der Wehrpflicht, fehlt und solange sie glauben, eine starke Luftwaffe sei Ausdruck von Modernität, stecken auch sie in der Traditionsfalle.

Solange dies der Fall ist, kann Ueli Maurer in seiner für ihn typischen Gelassenheit das Rätseln über seine wirklichen Absichten in Sachen Kampfjet-Beschaffung verfolgen. Für den Weiterbestand der ihm teuren Traditionsfalle ist eine andere Frage viel entscheidender: die Bewahrung der Wehrpflicht.

Josef Lang gehört dem Vorstand der GSoA (Gruppe für eine Schweiz ohne Armee) und der Grünen Schweiz an und war 2003 bis 2011 Mitglied der Sicherheitspolitischen Kommission des Nationalrates.

Phobie vor der Kletterstange

Nur noch 65 Prozent aller jungen Männer rücken in den Militärdienst ein. Vor allem psychische Gründe werden für die Untauglichkeit angegeben. Aber auch die Fitness der heutigen Jugendlichen hat sich verschlechtert. *Von Andreas Kunz*

Sie klagten über Anpassungsstörungen, Belastungsprobleme, sind suchtmittelgefährdet, leiden an Depressionen oder Phobien. Insgesamt 18 848 psychische Diagnosen haben die Militärärzte im letzten Jahr bei den 44 262 jungen Stellungspflichtigen erstellt.

Die Kategorie «Psyche» liegt damit mit Abstand auf Platz eins bei den Gründen für eine Militärdienstuntauglichkeit. Von den rund 14 300 Männern, die nicht zur Rekrutenschule einrücken, sind 41 Prozent psychisch krankgeschrieben. Weitere 18 Prozent konnten psychische wie körperliche Gründe für ihre Untauglichkeit geltend machen, kommunizierte das Verteidigungsdepartement (VBS) letzte Woche in einer Medienmitteilung.

Seit Jahrzehnten liefert die jährliche Rekrutierung, früher noch «Aushebung» genannt, ein genaues Bild über den Zustand der heranrückenden Generation. Seit einigen Jahren jedoch muss man sich fragen, ob die Schweiz zu einem Volk von psychisch Kranken und körperlich Gebrechlichen mutiert. Oder – und das ist die vielfach vermutete Alternative – ob die einst stolze und autoritäre Armee von simulierenden jungen Männern, die sich vor dem militärischen Drill drücken wollen, an der Nase herumgeführt wird.

1982 waren 16 Prozent der Stellungspflichtigen untauglich, 1992 waren es 22 Prozent, seit der Jahrtausendwende sind es konstant um die 35 bis 39 Prozent, die aus psychischen oder physischen Gründen vom Militärdienst abgewiesen werden. So schnell kann eine Gesellschaft eigentlich gar nicht erkranken. Wie konnte es trotzdem so weit kommen?

«Die Stellungspflichtigen werden heute medizinisch intensiver befragt und untersucht, um spätere Ausfälle während des Militärdienstes möglichst vermeiden zu können», sagt Divisionär Andreas Stettbacher, Oberfeldarzt der Schweizer Armee. Tatsächlich beinhalten die Rekrutierungen heute einen umfassenden medizinischen Check-up mit Elektrokardiogramm, Hör-, Seh- und Lungen-test, Bodymassindex-Berechnungen, Sporttests sowie stundenlangen Intelligenztests, Textverständnisproben und psychologischen Fragebogen. Das Problem der Simulation bestehe zwar, falle aber prozentual «wohl kaum ins Gewicht», sagt Stettbacher. Seit die Rekrutierung 2004 professionalisiert worden war, seien die Chancen sogar «eher geringer» geworden, da mehr routinierte und kompetente Fachleute «auf Platz» seien.

Worin aber liegen die Gründe für die hohe Untauglichkeitsrate? «Wir stellen eine veränderte Grundhaltung in unserer Gesellschaft fest, vielfach geprägt durch Individualismus, Hedonismus und Egoismus», sagt Stettbacher. Die jungen Männer kämen zunehmend aus schwierigen familiären Verhältnissen und der bereits früh einsetzende Ausbildungs- und Berufsstress trage weiter dazu bei, dass die Stellungspflichtigen dem Anforderungsprofil nicht mehr entsprechen würden.

Fussball auf der Playstation

Dass vor allem angehende Akademiker sich vor dem Militärdienst drücken wollten, weist Stettbacher zurück. «Von einer generell erhöhten Untauglichkeit kann bei dieser Gruppe nicht ausgegangen werden.» Die aktuellen Zahlen belegten eher eine überdurchschnittliche Untauglichkeit bei den Stellungspflichtigen ohne Berufslehre.

Augenscheinlich ist jedoch der Graben zwischen Stadt und Land. Im Kanton Zürich beispielsweise lag der Anteil Untauglicher 2011 bei 46,2 Prozent – in Nidwalden, Luzern, Obwalden oder Glarus lagen die Quoten bei 21 bis 25 Prozent. «Auf dem Land ist die Stressbelastung geringer und man ist eher noch gezwungen, draussen zu sein und sich zu bewegen», sagt Stettbacher.

Der gesellschaftliche Wandel ist der jugendlichen Fitness offenbar nicht förderlich. Die Sportresultate der Rekrutierungen sind im Vergleich zu früher schlechter geworden. Bestimmte Tests wie das Stangenklettern mussten sogar abgeschafft werden. Stettbacher sieht die Gründe dafür bei den Schulen, die den Sportunterricht reduziert haben, bei den fehlenden Sportvereinstätigkeiten und den veränderten Essgewohnheiten. «Es ist allgemein bekannt, dass der Bewegungsgrad unserer Jugend abnehmend ist», sagt Stettbacher. Fussball und andere Sportarten würden heute lieber an der Playstation gespielt als draussen.

Obwohl bei den Rekrutierungen eine Gewichtszunahme festgestellt werde, sei die viel beobachtete Jugend-Fettleibigkeit im Militär «noch nicht in dem Mass angekommen, wie dies in den Schulen festgestellt wird». Die Armee rechne aber «mit einer Zunahme in den nächsten Jahren».

Hat die Armee zu ihren besten Zeiten noch ganze Generationen für das Leben geschult, nimmt sie heute vorlieb mit dem, was die Gesellschaft ihr überlässt. Ihre Leitrolle hat sie längst verloren. Die Wehrpflicht ist de facto abgeschafft; aus der Armee ist ein Freiwilligenheer geworden. Oberfeldarzt Stettbacher diagnostiziert «ein generelles Phänomen: Armee ja, aber ohne mich». ○



Wie konnte es so weit kommen? Aushebung.

Aufstand gegen die Wirklichkeit

Der grosse Umweltschützer Franz Weber kämpft mit Leidenschaft gegen die Verbauung der Berge. Mit einer Initiative will er die Alpen vor den Spekulanten retten. Sein Anliegen geniesst Sympathie, doch die Sache hat einen Haken: Die Betroffenen wollen sich nicht retten lassen. *Von Florian Schwab*



Vormarsch der Moderne: Baustelle in Grindelwald.

Wie ein Märchenschloss liegt der Sitz der Fondation Franz Weber in Montreux am Genfersee. «Ich habe das Quartier gerettet», sagt der Hausherr. Und in der Tat: Das ganze Viertel mit klassizistischen Villen steht dank Webers Einsatz unter Denkmalschutz. Die Zufahrt zu den «Villas du Bochet» ist mit dem Schild «Privatigentum» abgegrenzt, so dass man kaum einzutreten wagt in das altertümliche Reich.

Franz Weber macht Ernst mit seinen Prinzipien. Im Innern der prächtigen Stiftungsvilla wurde schon lange nichts mehr renoviert. Die Holzterrasse ist schief. Wir folgen ihm in sein Arbeits- und Repräsentationszimmer im dritten Stock und nehmen auf einer Polstergruppe Platz, die, wie das restliche Inventar, wohl aus der Bauzeit des Gebäudes stammt. Weber, ein grossgewachsener, kerzengerader alter Mann mit längerem grauem Haar setzt sich zur Linken. Von hier aus höre er besser. Weber sin-

niert, ob er die Initiative nicht lieber «gegen den masslosen Zweitwohnungsbau» getauft hätte anstatt «gegen den uferlosen Zweitwohnungsbau». Ob man das Wort «uferlos» heute überhaupt noch verstehe?

«Hier träumt Gott!»

Das ist vielleicht der einzige Moment der Unsicherheit in der ganzen Unterhaltung. Ansonsten jagen sich aussagekräftige Schlagwörter und farbige Anekdoten. Weber erzählt von seinem Erweckungserlebnis: Er sei bereits in den fünfziger Jahren mit Audrey Hepburn im Engadin gewesen. «Wie wunderschön!», habe der Weltstar ausgerufen, und auch Weber war hingerissen: «Hier träumt Gott!» Als Weber einige Jahre später wiederkam, sah er in Surlej am Silvaplannersee «den hässlichsten Parkplatz der Schweiz». Er erfuhr, dass geplant sei, das 30-Seelen-Dorf Surlej zu einer Stadt für 20 000

Bewohner auszubauen. Auch das kleine Nachbardorf Sils Maria am nahegelegenen Silsersee, über dem als Wahrzeichen das berühmte Hotel «Waldhaus» thront, sollte zu einer Kleinstadt mit 25 000 Bewohnern aufgerüstet werden. «Das darf nicht sein!», sagte sich Weber und schrieb in der damals auflagenstärksten Zeitung, der *Coop Genossenschaftszeitung*, einen Artikel unter dem Titel «Naturfrevel in Surlej».

Als Journalist war Weber geübt darin, Geschichten zu finden und durch internationale Medienhäuser zu vertreiben. Damals verdiente er seinen Lebensunterhalt als Korrespondent in Paris und bediente deutschsprachige Zeitungen von der *Weltwoche* über den *Tages-Anzeiger*, die Baseler *National-Zeitung* bis hin zur *Süddeutschen Zeitung*. Er verdiente mit seinen Reportagen viel Geld, war so etwas wie ein Starjournalist. Bis er sich entschied, seine eigene Geschichte zu schreiben. Die Geschichte des

Umweltschützers, der sich immer dort einsetzt, wo er gebraucht wird. Hauptsächlich gegen «Bau- und Bodenspekulanten».

«Ich habe Delphi gerettet», sagt Weber. Immer wieder fällt das Wort retten. Neben Surlej im Oberengadin und dem griechischen Delphi, wo er Ehrenbürger ist, rettete Weber auch das waadtländische Weinbaugebiet des Lavaux, Teile des Wallis, Les Beaux de Provence in Südfrankreich und viele weitere Regionen. Mit Brigitte Bardot kämpfte er gegen das Töten von Robbenbabys in Alaska. Dass es ihm nicht nur ums Verhindern geht, zeigte er am Hotel «Giessbach» im Berner Oberland, das er mit dem Slogan «Giessbach dem Schweizervolk» vor der Pleite und Verwertung als Überbauungszone rettete. Weber finanzierte einen Werbeversand an alle Schweizer Haushalte und trieb die benötigten 30 Millionen Franken für die Instandsetzung auf. Noch heute ist das Hotel in Betrieb.

Webers Leitmotiv ist so einfach wie wirkungsvoll: der Kampf des Guten und Schönen gegen die Immobilienspekulanten, die «alles für Geld zubetonieren» wollen. Weber sieht sich als Retter in der Not. Oft habe er gewonnen. Von «napoleonischen Siegen» spricht er selbst. Er weiss, wie er die Worte setzen muss, damit sie beim Journalisten auf fruchtbaren Boden fallen. Der Kampf gegen «die Landschaft verunstaltende Banden», wie Weber ihn sieht, steuert auf den nächsten Akt zu: Weber will mit seiner Volksinitiative die Schweizer Alpen retten vor «uferlosem Zweitwohnungsbau».

Berg und Beton

Das Engadin ist seit dem Schlüsselerlebnis in Surlej sein politisches Hauptziel, doch auch das Wallis und das Berner Oberland liegen ihm mit der Initiative am Herzen. Nirgends seien die Folgen des Zweitwohnungsbaus so verheerend wie im Engadin, sagt Weber. «Das Tal des Lichts, diese weltweit einmalige Gotteslandschaft, wird zubetoniert.» Weber verdammt diese Entwicklung. Er sei vor sechzig Jahren überzeugt gewesen, dass niemand es wagen würde «hier Hand anzulegen», und das Engadin der 1950er Jahre «wäre heute eine Weltsensation». Die Zeit der schlimmsten Bausünden sei jetzt, sagt Weber.

Kaum jemand bestreitet, dass in der Vergangenheit in den Schweizer Alpen zu viel gebaut wurde und teilweise zu hässlich. Bei der genauen Analyse gehen die Meinungen aber weit auseinander. Die Verschandelung der Schweizer Alpen hat viele Gesichter und liegt im Auge des Betrachters. Für den einen ist bereits die Zunahme der Siedlungsfläche an und für sich eine Zumutung, während sich der andere vor allem an dem verlorengegangenen typischen Ortsbild in mancher Gemeinde stört. Die einen haben Vorbehalte gegen moderne Architektur, die anderen sehen das grösste Problem in der vielerorts steigenden Zahl von Zweitwohnungen und «kalten Betten».

Trotz punktuellen Bausünden kann insgesamt keine Rede davon sein, dass die Alpen systematisch zubetoniert werden. In den achtziger und neunziger Jahren hat in touristischen Gegenden der Schweiz die Siedlungsfläche um zehn Prozent zugenommen, was kaum für ein grosses Katastrophenszenario taugt, abgesehen von Ausreissern wie dem Prättigau, wo mit Umzonungen zwanzig Prozent mehr Bauland erschlossen wurde. Als Folge davon wachsen die Prättigauer Gemeinden Klosters und Davos stark an. Gerade Davos nimmt in einem unübersichtlichen Kunterbunt von architektonischen Stilen allmählich städtische Züge an.

Auf ihre jeweils eigene Weise geschmacklos sind der Walliser Ferienort Crans-Montana, die Hochhäuser von St. Moritz Bad oder «Klein Milano» in Celerina. In Crans Montana



«Napoleonische Siege»: Umweltaktivist Weber.

verschandeln riesige, hässliche Hotelklötze seit Jahrzehnten die Gegend. In St. Moritz Bad zeugen die Hochhäuser aus den sechziger Jahren von der damaligen Aufbruchstimmung. In Celerina haben die Italiener völlig überdimensionierte künstliche Engadinerhäuser aus dem Boden gestampft, wo die Fensterläden über einen Grossteil des Jahres geschlossen bleiben – Geisterstädte aus Zweitwohnungen.

Zwischen 1980 und 2000 nahmen die Zweitwohnungen im Oberengadin von rund 5600 auf rund 9700 zu, etwa im gleichen Umfang wie die Erstwohnungen. Mit einem Zweitwohnungsanteil von 58 Prozent ist das Engadin zwar im schweizweiten Spitzenfeld, den ersten Platz nimmt allerdings mit 73 Prozent die Walliser Gemeinde Leukerbad ein (Hochrechnungen für 2006 aufgrund der Volkszählung 2000 durch das Forschungsbüro Rütter und Partner, im Auftrag des Bundesamts für Raumplanung).

Wie sind die Momsterbauten zu erklären? Verantwortlich dafür war der Wachstums- und Fortschrittsglaube der Nachkriegsjahrzehnte, als die Natur nicht hoch im Kurs stand. Manch ein Utopist träumte davon, das Engadin in eine Stadt zu verwandeln. Beispielhaft für den vorwärts stürmenden Zeitgeist ist ein riesiges Plakat, das jahrzehntelang an einer hässlichen Remise der Baufirma Rocca und Hotz in S-chanf hing. Es zeigte stilisierte Bauarbeiter, die in Reih und Glied mit der Schaufel marschieren. Über der Szene prangte der rätomanische Spruch «Homens chi fabbrichan sun pel progress!» – «Männer, die bauen, sind für den Fortschritt!» – Das starke Wirtschaftswachstum und die fortschreitende technische Entwicklung schürten auch in abgelegenen Alpentälern den Wunsch, den naturgegebenen wirtschaftlichen Grenzen und Beschwerden zu entkommen.

Am Wohlstand und an der Industrialisierung wollte man auch hier teilhaben. Die Hochhäuser von St. Moritz Bad wurden in den sechziger Jahren für die italienischen Gastarbeiter errichtet, die auf dem Bau zur Entwicklung (oder je nach Interpretation: Zubetonierung) des Engadins beitrugen. Manches war architektonisch unsensibel, doch das Engadin entwickelte sich auf diese Weise vom alpinen Armenhaus und Abwanderungsgebiet zu einem mehr oder weniger auf eigenen Füßen stehenden Tourismusmagnet. Der Fremdenverkehr verhies weniger beschwerliche Arbeiten als die traditionellen Tätigkeiten in der hochalpinen Landwirtschaft, die nur das Nötigste zum Leben hergibt. Die zunehmende Erschliessung brachte Geld, Gäste und Arbeitsplätze. Es ist das einzige Geschäftsmodell, das in abgelegenen Bergregionen funktioniert.

Grenze von zwanzig Prozent

Mit besonderem Eifer setzen sich Weber und seine Mitstreiter gegen Zweitwohnungen ein. Die gespenstische Stille in manchem Bergdorf zur Nebensaison ist ihnen ein Gräuel. Der Zweitwohnungs-Boom treibe die Mietpreise für die Einheimischen in die Höhe und fördere die weitere Zersiedelung, sagt der Aktivist. Wenn es nach Weber geht, ist mit dem Bau von Zweitwohnungen in touristischen Zentren bald Schluss. Er will den Gemeinden die Kompetenz wegnehmen, über die Anzahl von Zweitwohnungen zu entscheiden. Er geisselt ihre Blindheit in der Vergangenheit. Man habe es bei der Schönheit der Alpen mit einmaligem Schweizer Heimatgut zu tun, das nicht der lokalpolitischen Willkür überlassen werden darf. Seine Initiative will jeder Gemeinde verbieten, neue Zweitwohnungen zuzulassen, sofern sie einen Anteil von zwanzig Prozent bereits überschritten hat. Im Klartext: Im Oberengadin, in Teilen des Wallis und des Berner Oberlands dürfte keine einzige Zweitwohnung mehr neu gebaut werden. Eine offene

«Man karrt Fertighäuser in die Berge»

Beim Bauen in den Alpen werde das einheimische Handwerk zu wenig berücksichtigt, sagt der Architekt Gion A. Caminada.



Falscher Weg: Architekt Caminada.

Selbst viele Gegner der Zweitwohnungs-Initiative stören sich an der zunehmenden Verbauung der Berglandschaft. Was läuft schief?

Wir haben das Bewusstsein für unser Handwerk, unsere Eigenheiten verloren. Schaut man sich die Baustellen in den Alpen an, so stellt man fest: Wir importieren einen Grossteil der Arbeit und des Baumaterials. Hiesige Arbeiter könnten die ganze Bautätigkeit gar nicht mehr bewältigen. Dafür karrt man ganze Fertighäuser in die Berge. Somit bleibt nur wenig Wertschöpfung bei der Bergbevölkerung. Um diese zu steigern, sollten mehr einheimische Baustoffe verwendet werden, womit auch die Eigenheit des Ortes betont würde. Es ist mir ein Anliegen, das Bewusstsein für lokale Erzeugnisse im Baugewerbe zu stärken, wie das die Landwirtschaft auch macht. Auf Quantität zu setzen, wie das bisher üblich war, ist im Alpenraum der falsche Weg.

Ist es nicht die Angelegenheit jeder Gemeinde, für sich den richtigen Weg zu finden?

Es wäre schön, wenn das so wäre. Doch das schnelle Geld wirkt sehr verführerisch. Zu oft haben wir erlebt, dass der Baumeister, der aus einer Umzonung grossen Profit zog, selbst in der Kommission gesessen hatte, die die Umzonung beschlossen hat. Das ist ein falsches Verständnis der Gemeindeautonomie. In diesem Sinne ist es richtig, wenn der Kanton oder der Bund gewisse Rahmenbedingungen festlegt. Was nicht heissen soll, dass die Zweitwohnungs-Initiative das richtige Mittel dazu ist.

Vor hundert Jahren galt auch das Hotel «Waldhaus» in Sils Maria als Schandfleck. Gehört das Schimpfen über die Bautätigkeit nicht einfach dazu?

Das «Waldhaus» war umstritten, da es als Fremdkörper empfunden wurde. In der Debatte heute geht es nicht um einzelne Gebäude, sondern um die Masse, den Verlust an Kulturland, den Gürtel, der sich um die Dörfer zieht.

Man kann doch den Tourismusdestinationen das Wachstum nicht verbieten.

Darum geht es auch nicht. Eine Stärke der Schweiz ist die Diversität. Ein Skiort wie Laax soll grosse Hotels, Hochhäuser und Ferienressorts haben, das heisst noch lange nicht, dass dies jeder Ort haben soll. Dasselbe gilt bei der Energiegewinnung: Nun will man auch in Graubünden Windturbinen aufstellen. Es ist fraglich, ob das Berggebiet der geeignete Standort dafür ist. In den Alpen ist die Wasserkraft sinnvoll, in anderen Regionen vielleicht die Windkraft. Wir sollten uns auf unsere Stärken konzentrieren.

Man hat das Gefühl, die österreichischen Skiorte schafften es besser, ihre Ortsbilder zu erhalten, indem konsequent im Chaletstil gebaut wird – auch wenn das unter Architekten verpönt ist.

Das Chalet ist grundsätzlich weder besser noch schlechter als das moderne Haus. Ich glaube aber nicht, dass dies entscheidend ist. Auch moderne Häuser können sich gut in die Bergwelt einfügen. Der grosse Unterschied zwischen Österreich und der Schweiz ist: Die Personalkosten für einen Hotelbetrieb sind in der Schweiz 40 Prozent höher, die Baukosten nur 16 Prozent höher. Deshalb sind die hiesigen Hotels kaum konkurrenzfähig, die Ferienwohnungen aber schon.

Mehr Hotels wären ein Mittel gegen die zunehmende Verbauung?

Ich glaube schon. Die Entwicklung verläuft heute aber anders: Viele Hotels werden in Ferienwohnungen umgebaut.

Sollen zusätzliche Schutzzonen wie Nationalpärke eingerichtet werden, um dem Problem Herr zu werden?

Das halte ich für eine idyllische Fantasie von Städtern. In den Bergen soll gelebt und gearbeitet werden, allerdings in einem angemessenen Verhältnis zur Natur, zwischen Achtsamkeit und Aneignung. Davon sind wir weit entfernt.

Gion A. Caminada ist Architekt im Bündner Bergdorf Vrin und Professor an der ETH Zürich. Die Fragen stellte Rico Bandle.



Retter in der Not: Weber, Bardot, 1977.

Frage, die erst in der gesetzlichen Umsetzung entschieden wird, ist die Behandlung von bisherigen Erstwohnungen. Dürften diese noch in Zweitwohnungen umgewandelt werden? Weber selbst hat dazu keine abschliessende Meinung: «Hauptsache, das Zubetonieren wird gestoppt.»

In den betroffenen Gebieten sieht man das teilweise anders. Besonders sauer stösst der Eingriff in die Gemeindeautonomie auf. Webers Vorgehen wird als zentralistische Bevormundung empfunden. Der St. Moritzer Rechtsanwalt und Notar Franco Tramèr (FDP), der etliche Jahre als Kreispräsident auch für die Raumplanung zuständig war, hält fest: «Die verschiedenen Tourismusregionen haben komplett andere Wirtschaftsstrukturen.» Man könne nicht mit einer brachialen schweizweiten Grenze alle über einen Leisten schlagen.

Gegen die Verteufelung der Zweitwohnungsbesitzer wehrt sich der Oberengadiner Unternehmer Markus Kirchgeorg, der unter anderem eine Bauschreinerei führt. Die Zweitwohnungsbesitzer seien «die treuesten Engadin-Fans». Sie würden in Zeiten, die für die Hotellerie schwierig seien, «den Einzelhandel, die Gastronomie, das einheimische Gewerbe und die ganze touristische Infrastruktur in Schwung halten». Für manche Hotels, wie das Hotel «Castell» in Zuoz und das Hotel «Saratz» in Pontresina, war der einzige Rettungsanker, einen Teil ihres Grundeigentums für Zweitwohnungen freizugeben. Das seit Jahrzehnten leerstehende Parkhotel in Pontresina kann nur dank neuen Investoren als Zweitwohnungsresidenz renoviert werden.

Enteignung im grossen Stil

Je nach Umsetzung der Initiative geht das Wirtschaftsforum Graubünden davon aus, dass in manchen Tourismus-Destinationen fünfzehn Prozent der Arbeitsplätze verschwinden würden. In touristischen Zentren wie dem Oberengadin leben dreissig Prozent der Bevölkerung direkt vom Tourismus. «Da in den Alpentälern kaum Job-Alternativen bestehen, werden die Arbeiter entweder in weit entfernten Orten nach Arbeit suchen und pendeln, oder das Dorf mit ihren Familien verlassen müssen.» Kaum jemand möchte sich ins romantische Märchenreich der fünfziger Jahre



73 Prozent Zweitwohnungen: Leukerbad.

zurückversetzen lassen. Die Alpentäler würden durch die restlichen Kantone zu einer De-Industrialisierung gezwungen.

Das geht auch denjenigen zu weit, welche das Grundanliegen Webers, eine intakte Alpennatur, sympathisch finden. Robert Nef, Stiftungsratspräsident des Liberalen Instituts in Zürich, der sich intensiv mit Fragen der Raumplanung auseinandersetzt, warnt vor einer Entzweiung im grossen Stil: «Diejenigen, welche der Bergbevölkerung Vorschriften gegen den Wohnungsbau machen wollen, müssen den Verzicht kompensieren.»

Tourismus statt Museum

Mit andern Worten: Wenn die Bevölkerung der Alpentäler an ihrer wirtschaftlichen Entwicklung gehindert oder gar zurückgebunden wird, dann darf das nicht mit gesetzlichem Zwang geschehen, sondern muss finanziell entschädigt werden. Man kann das Engadin nicht zwingen, auf den Stand eines armen Alpentals zurückzukehren. Die Engadiner selber haben sich für die touristische Entwicklung entschieden und nicht für ein Dasein als reines Museum für den Rest des Landes.

Den Handlungsbedarf, so der Unternehmer Kirchgeorg, habe das Parlament in Reaktion auf die Weber-Initiative bereits erkannt und im neuen Raumplanungsgesetz vorweggenommen. Die langfristige Raumplanung durch den Bund und die mittelfristige Planung durch den Kanton «schliessen grössere Umzonungen im Oberengadin praktisch aus». Der Unternehmer erinnert daran, dass sich über Geschmack streiten lässt. «Was der eine als Bausünde auffasst, ist für den anderen ein Bauwerk, das sich perfekt in die Landschaft einfügt.»

Bereits lange vor Webers idealisiertem Urzustand der fünfziger Jahre war die Kritik des Naturschutzes laut und deutlich. Das 1914 entstandene «Waldhaus» in Sils, dem selbst Weber attestiert, dass es in die Landschaft passe, wurde bekämpft mit der Begründung, ein solches Pseudoschloss sei hier fehl am Platz. Überhaupt sei in den letzten zwanzig Jahren viel sensibler gebaut worden als zuvor. Er ist überzeugt, dass die Gemeinden dabei sind, das Problem in den Griff zu bekommen. Auch Franco Tramèr stellt fest: «Die Zeit der Bausünden ist vorbei.»



Alpines Armenhaus: Engadin, um 1930.

Spätestens seit vor fünf Jahren die Oberengadiner Bevölkerung mit einer 72-Prozent-Mehrheit eine Initiative zur Begrenzung von Zweitwohnungen angenommen hat. Mit lanciert hatte diese Initiative Claudio Caratsch; nennen wir sie also die Caratsch-Initiative. Der Mitinitiant lebt seit rund zehn Jahren in der Engadiner Gemeinde S-chanf. Zuvor war er in Paris tätig als Schweizer Missionschef sowie auf Stationen in Afrika. Aufgewachsen ist er in der weiten Welt, denn sein Vater war NZZ-Korrespondent. Die Sommerferien verbrachte er als Kind stets im Engadin, und als er in Pension ging, machte er das Engadin zu seinem Wohnsitz. Er setzte sich in den Kopf, den Dorfcharakter, wie er ihn von den Ferien bei den Grosseltern kannte, zu bewahren, und begann, gegen den Zweitwohnungsbau zu kämpfen. Anfangs machte man sich lustig im Tal über den umtriebigen «Ambaschador» mit dem amüsanten Basler Dialekt im Rätoromanischen, der sich seine aristokratisch aufrechte Haltung und den gepflegten Smalltalk aus der Diplomatenzeit beibehalten hat.

Welche Erfahrungen hat das Engadin mit der Begrenzung gemacht? Tramèr, der als ehemaliger Kreispräsident für die Umsetzung der Caratsch-Initiative zuständig war, betont den Unterschied: Die Initiative habe den Zweitwohnungsbau nicht stoppen wollen, lediglich begrenzen. Dieses Ziel habe sie nicht erreicht, da weiterhin Erstwohnungen in Zweitwohnungen umgewandelt werden können. In der Weber-Initiative ist die Umwandlung von sogenannten altrechtlichen Liegenschaften auch nicht geregelt.

Wird die Umwandlung bestehender Liegenschaften in Zweitwohnungen erlaubt, dann hätte dies dieselbe paradoxe Folge wie die



«Die Zeit der Bausünden ist vorbei»: Tramèr.

Caratsch-Initiative: Der Anteil der Zweitwohnungen würde ansteigen, Erstwohnungen aus dem Markt gedrängt. Der Wohnraum für Einheimische, ein Argument der Befürworter, würde damit noch knapper. Wird hingegen die Umwandlung von Erstwohnungen verboten, dann würden die bestehenden Zweitwohnungen enorm an Wert gewinnen und Erstwohnungen an Wert verlieren.

Tendenziell profitieren die jetzigen Hauseigentümer: Ihre Häuser gewinnen an Wert. Trotzdem ist der Schweizer Hauseigentümerverband gegen die Initiative. Aus «grundsätzlichen Überlegungen» sei man gegen eine zu starke Regulierung des Immobilienmarktes. Wenn man wirklich das Wohnen für Einheimische fördern möchte, sagt Kreispolitiker Tramèr, dann gebe es andere Wege. Die Gemeinden könnten das eigene Bauland subventionieren oder Stiftungen und Baugenossenschaften für einheimischen Wohnungsbau errichten.

Nach den Bergen das ganze Land

Initiant Franz Weber hält sich nicht mit den Detailfragen und politischen Gräben auf, die er mit seiner Raumplanungs-Revolution aufreiss. Noch vor der entscheidenden Abstimmung über die Zweitwohnungs-Initiative am 11. März will er ins Engadin fahren. Glaubt man den Umfragen, dann kann sich Weber gute Chancen auf einen Sieg ausrechnen. Es gehe am 11. März um eine ungeheuer wichtige, «fundamental-symbolische Manifestierung des Volkswillens». In seinem 2005 erschienenen Buch «Rebell für die Natur» fragte er mit Bezug aufs Engadin in der typisch blumigen Franz-Weber-Sprache: «Wann endlich werden diese kleinlauten und kleingläubigen Naturfreunde den Mut aufbringen, Franz Weber offen um Hilfe anzurufen und ihm den vor zwanzig Jahren verlorenen Stützpunkt im Engadin neu zu schaffen?» Doch die Zweitwohnungs-Initiative ist nur eine Zwischenetappe: Nächstes Jahr steht die von Weber unterstützte Pro-Natura-Initiative zur Abstimmung. Dann geht es darum, schweizweit alle Raumpläne mit ihren Bebauungszonen für zwanzig Jahre einzufrieren. Auf die De-Industrialisierung der Alpen soll also die De-Industrialisierung des Landes folgen. Ob das Volkes Wille ist? ○

Das Geschäft mit der Integration

Von den steigenden Ausgaben für die Integrationsförderung profitiert eine unüberschaubare Bürokratie. Offen bleibt, was die mit Steuergeldern finanzierten Bemühungen für Zuwanderer bewirken. *Von Kurt Pelda*



«Interkulturelles Verständnis»: Asylsuchender beim Deutschunterricht.

Die Aula einer Primarschule in Zürich Oerlikon ist gerammelt voll. Über mangelndes Interesse der Eltern, die an diesem Abend zu einer Einführungsveranstaltung eingeladen sind, kann sich die Schulleitung wahrlich nicht beklagen. Sichtbar zufrieden, bedankt sich der Rektor für das zahlreiche Erscheinen. Der Mann hat für alle Fälle vorgesorgt, weist doch das Einzugsgebiet seiner Schule einen überdurchschnittlich hohen Ausländeranteil von rund 37 Prozent auf. Darum macht der Rektor auf einen langen Tisch beim Eingang aufmerksam, an dem sieben Übersetzer Platz genommen haben, unter anderem für Türkisch, Albanisch und Serbokroatisch, wobei der politisch korrekte Ausdruck für letztere Sprache eigentlich Bosanski-Hrvatski-Srpski lautet.

Vorgesorgt haben aber auch einige Teilnehmerinnen. Eine Chinesin hat einen Verwand-

ten mitgebracht, der die Ansprachen und Erläuterungen übersetzt. Auch eine Mutter aus Osteuropa behilft sich mit einer Freundin, die im Gegensatz zu ihr selbst gut Deutsch spricht. Am Schluss bleiben vier der sieben Übersetzer unterbeschäftigt.

Gutes Zeugnis von der OECD

Szenenwechsel in das neugotische Zürcher Stadthaus an der Limmat. Hier ist gerade eine sehenswerte Fotoausstellung über die sogenannten Ostkirchen – orthodoxes Christentum aus Ägypten, Eritrea, Äthiopien oder Russland – zu besichtigen. Die Bilder porträtieren Immigrantengemeinden in Zürich bei ihren religiösen Ritualen und Festen. Sie werben auch für «interkulturelles Verständnis». Gut versteckt im vierten Stockwerk befindet sich der sogenannte Welcome-Desk der Stadtzürcher Integrationsförderung, Öffnungszei-



Milde «Verschärfung»: Sommaruga.



Wenig Anreize: mehrsprachige Hausordnung.

ten ohne Voranmeldung von Montag bis Donnerstag jeweils 14 bis 18 Uhr.

Das Büro bietet eine kostenlose Beratung an, vor allem über das Leben in Zürich und über die Möglichkeiten, die deutsche Sprache zu erlernen. Auf dem Flur liegen die unterschiedlichsten Broschüren auf: «Über 350 verschiedene Deutschkurse!», «Daily Life in Zurich» (für Frauen), «Rassismus und Diskriminierung? Wir helfen Ihnen!» oder «Wer entscheidet, wen du heiratest?», ein Hilfsangebot für alle, die eine Zwangsheirat zu befürchten haben.

Wartende, die des Italienischen mächtig sind, können auch in einer Wochenzeitung blättern, die ein privater Zürcher Verein herausgibt. Auf der ersten Seite wird prominent für das Kreuzfahrtunternehmen Costa Crociere geworben und auch für eine Petition, die sich gegen die angebliche Rassendiskriminie-

rung durch schweizerische Motorfahrzeugversicherungen richtet.

Für die Integration von Ausländern sind in der Schweiz vor allem die Kantone und die Gemeinden zuständig, wobei die Eingliederungsbemühungen vom Bundesamt für Migration (BfM) koordiniert werden. Kürzlich stellte die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) der Schweiz ein insgesamt gutes Zeugnis aus. Vor allem wegen des gutfunktionierenden Arbeitsmarkts hätten rund drei Viertel der Immigranten eine Beschäftigung – der höchste Wert innerhalb der OECD-Länder.

In den letzten Jahren hat sich der Fokus in der schweizerischen Integrationsdiskussion allerdings etwas verschoben: Man will nicht mehr nur fördern, sondern erwartet von Ausländern ebenfalls aktive Anstrengungen. Der Bundesrat möchte deshalb das Ausländergesetz revidieren. Dabei soll auch die Aufgabenteilung zwischen dem Bund und den Kantonen besser geregelt werden. Die Schweiz verlange von niemandem mehr, seine Kultur und Lebensweise aufzugeben und sich zu assimilieren, sagte Justizministerin Simonetta Sommaruga (SP) im letzten November, als sie den Plan vorstellte. «Wir verlangen aber Bemühungen zur Integration: Integration heisst, dass man – ohne dabei seine eigene Lebensart aufzugeben – für sich selber sorgt, dass man sich an die Gesetze hält und sich im Alltag verständigen kann. Die Sprache spielt dabei eine absolut zentrale Rolle.»

Gelten also Eingewanderte, die auf Dauer von der Sozialhilfe leben, künftig als nicht ausreichend integriert und müssen ausreisen? So weit geht die vorgeschlagene «Verschärfung» nicht. Schlimmstenfalls könnte eine solche Person dazu gezwungen werden, eine sogenannte Integrationsvereinbarung zu unterschreiben. Darin kann sich ein Immigrant zum Beispiel dazu verpflichten, Sprach- und Integrationskurse zu besuchen. Dies soll künftig auch für Ausländer gelten, die gegen die öffentliche Sicherheit verstossen.

Laut Vorstellungen des Bundesrats können sich die kantonalen Behörden in einem solchen Fall weigern, eine Aufenthaltsbewilligung zu verlängern, sofern der Betroffene nicht bereit ist, sich auf eine Integrationsvereinbarung einzulassen. Solche Abmachungen sollen ausserdem zwingend zum Einsatz kommen, wenn sich bei einer Person grosse «Integrationsrisiken» abzeichnen.

Das alles klingt nach einem bürokratischen Marathon. Selbst beim Familiennachzug will Sommaruga nachbessern: In Zukunft müssen Familienangehörige aus Drittstaaten Kenntnisse einer Landessprache oder die Anmeldung zu einem Sprachkurs nachweisen können, bevor sie in der Schweiz wohnen dürfen. Anmeldung zu einem Sprachkurs? In unserem nördlichen Nachbarland sind die Bestimmun-

gen um einiges schärfer. Ein deutscher Bekannter, der in Bangkok lebt und dort seit Jahren mit einer Thailänderin verheiratet ist, muss seine Frau zuerst zu einem Deutschkurs ins lokale Goethe-Institut schicken. Erst nach bestandener Prüfung darf er seine Gemahlin nach Deutschland mitnehmen.

Auch wenn der Vorstoss des Bundesrats in die richtige Richtung zielt, stellen sich einige Fragen. So geben Bund und Kantone heute etwa 86 Millionen Franken pro Jahr für die Integrationsförderung aus. Darin enthalten sind die rund 40 Millionen Franken, mit denen der Bund die Integration der Flüchtlinge unterstützt. Das soll auch in Zukunft so bleiben. Zusätzlich wollen Bund und Kantone ihre Integrationsprogramme auch für andere Ausländergruppen ausbauen. Bis 2014 will der Bund seinen Beitrag von 16 Millionen Franken auf 36 Millionen Franken aufstocken. Den gleichen Betrag wollen die Kantone bereitstellen. Sie geben derzeit etwa 30 Millionen Franken aus. Addiert man sämtliche für die Integrationsförderung vorgesehenen Ausgaben von Bund und Kantonen auf, so sollen 2014 rund 112 Millionen

Die Vorstellungen des Bundesrats klingen nach einem bürokratischen Marathon.

Franken bereit gestellt werden. In diesem Globalwert nicht enthalten sind die entsprechenden Ausgaben der Gemeinden. Die Tripartite Agglomerationskonferenz, eine Plattform der Exekutiven auf allen drei Staatsebenen, wünscht sich sogar, dass künftig 175 Millionen Franken pro Jahr in die Förderung der Integration gesteckt werden.

Explodierende Übersetzungskosten

Dem Ziel, die Landessprache möglichst schnell zu erlernen, diametral entgegengesetzt sind die explodierenden Ausgaben für das «interkulturelle Übersetzen», etwa beim eingangs erwähnten Beispiel in der Oerlikoner Primarschule. Statt von Einwanderern Sprachkenntnisse einzufordern, machen es Bildungseinrichtungen und Krankenhäuser den Ausländern oft viel zu einfach – und übernehmen zudem häufig noch die Übersetzungskosten. Selbstverständlich muss im Spital bei Notfällen ein Übersetzer zur Verfügung stehen. Doch im Normalfall sollten Ausländer Übersetzer selber mitbringen oder zumindest für deren Kosten aufkommen. Wer Übersetzungsdienstleistungen auf dem Silbertablett serviert bekommt, hat wenig Anreize, von sich aus Deutsch zu lernen.

So vermittelten die vom Bund unterstützten regionalen Stellen im Jahr 2010 nicht weniger als 128 000 Übersetzungsstunden, wobei das BfM bisher noch keine neueren Zahlen veröffentlicht hat. Das entsprach einer Steigerung

um 12 Prozent gegenüber 2009. Die grössten Nachfrager waren die Bereiche Gesundheit, Soziales und Bildung. Legt man die geleisteten Stunden auf die Anzahl der in der Schweiz lebenden Ausländer um, so beanspruchten Türkischsprachige die Hilfe der «interkulturell Übersetzenden» am häufigsten, gefolgt von Tamilen und Albanischsprachigen. Hier zeigt sich, dass die allgemein als gut integriert geltenden Tamilen immer noch erhebliche Sprachdefizite aufweisen. Deutlich geringer war die Beanspruchung von Übersetzungsdiensten durch Ausländer aus dem serbo-kroatischen Sprachraum und durch Portugiesischsprachige.

Geldsegen mit der Giesskanne

Die regionalen Vermittlungsstellen beschäftigten insgesamt rund 1800 «interkulturell Übersetzende», wobei die Kosten variieren. Die entsprechende Abteilung der Stadtzürcher AOZ (vormals Asyl-Organisation Zürich), eine selbständige öffentlich-rechtliche Anstalt, verrechnet zum Beispiel für jede vermittelte Stunde 82 Franken (ohne Mehrwertsteuer).

Nicht der gesamte Betrag fliesst aber an die «interkulturell Übersetzenden», denn die Vermittlungszentren setzen sich unter anderem auch für die Qualitätssicherung sowie für die Weiterbildung und Supervision der Übersetzer ein. Und das kostet natürlich ebenfalls Geld. Hier werden also Mittel, die unter anderem von staatlichen Spitälern und Schulen kommen, in Leute investiert, die aus beruflichen Gründen kein besonderes Interesse daran haben, dass die Migranten Deutsch oder eine andere Landessprache lernen. Niemanden kann es da erstaunen, wenn sich die staatlich geförderte Integrationsbürokratie für den Ausbau der Übersetzungsdienstleistungen einsetzt. So schätzte eine vom BfM in Auftrag gegebene Studie im Jahr 2010, dass die Nachfrage bis 2013 je nach Szenario auf 510 391 bis 1 200 154 Übersetzungsstunden klettern werde. Voraussichtliche Kosten: 46 Millionen bis 108 Millionen Franken pro Jahr.

Mit der Giesskanne unterstützt der Bund zudem die Kantone bei der Integrationsförderung. Eine Übersicht über die Zahlungsströme und die Resultate des Geldsegens fällt hier alles andere als leicht. Die Kantone wiederum fördern ihrerseits Projekte und Organisationen im Bereich Integration, und dies ebenfalls mit der Giesskanne. Auch Städte tun dies, so etwa Zürich mit einem jährlichen «Integrationskredit» von knapp 200 000 Franken. Zu den Nutznießern zählten 2011 zum Beispiel die stadt eigene AOZ, SOS Rassismus Deutschschweiz, der Verein Africa Freedom oder das Projekt «The Rhythm of Africa» der Zürcher Aids-Hilfe.

Vielleicht wäre mehr fordern statt fördern der sinnvollere Weg zur erfolgreichen Integration der Migranten. ○

«Getretener Quark»

In zehn Jahren ist die Zahl der Anwälte um 33 Prozent gestiegen, die Kosten für unentgeltliche Prozesse haben sich mehr als verdoppelt. Besser ist die Rechtsprechung damit nicht geworden, nur komplizierter. Die Juristen wissen es längst, doch wehe, wenn einer die Fehlentwicklung offen anspricht. *Von Alex Baur*



Ungewöhnlich scharfe Schelte an die Adresse der Advokaten: Gerichtsstube.

Zwanzig Jahre lang arbeitet Gerichtsschreiber Meier (Name geändert) auf einem Zürcher Landgericht. Gewissenhaft und unauffällig arbeitete er seine Aktenberge ab. Bis ihm vor einem Jahr der Kragen platzte. Der Anlass war eine an sich banale Scheidung. Weil das zerstrittene Paar praktisch mittellos war, gab es nicht viel zu richten. Dafür hatten die beiden Eheleute Anspruch auf je einen unentgeltlichen Anwalt. Und damit wurde aus dem simplen eben doch ein komplizierter Fall.

Erbittert, als stünden Millionen auf dem Spiel, zankten die beiden Advokaten um jedes Möbel, rekurrirten, was das Zeug hielt. Der ausufernde Scheidungsprozess dauerte länger als die Ehe, die aufgelöst werden sollte. Profitiert haben am Ende nur zwei: die Advokaten, in diesem Fall auf Kosten der Steuerzahler. Sie stellten dem Gericht eine Rechnung von je rund 17 000 Franken – Beträge, die den Wert der umstrittenen Habe bei weitem übertrafen.

Nun liegt es in der Kompetenz der Richter, die Kostennote unentgeltlicher Rechtsvertreter zu kontrollieren und allenfalls zu kürzen. Doch selten macht ein Magistrat von dieser Befugnis Gebrauch. Erstens ist es schwierig, die Angaben von Anwälten, die sich im Zweifel hinter dem Berufsgeheimnis verschanzen, zu überprüfen. Zweitens müssen Richter, die Honorarnoten kürzen, mit Retorsionsmassnah-

men der gut vernetzten Advokatengilde rechnen. Und drittens ist es ja nicht ihr Geld.

Gerichtsschreiber Meier mochte nicht länger kuschen. Er strich das Honorar der beiden Streithähne mit dem Segen der zuständigen Richterin auf je rund 10 000 Franken zusammen. Die Anwälte fochten den Kürzungsentscheid umgehend bei der Verwaltungskommission des Obergerichtes an.

Verweis vom Obergericht

Gerichtsschreiber Meier nahm in seiner Eingabe an das Obergericht kein Blatt vor den Mund. Den Anwälten sei es lediglich darum gegangen, den Scheidungsprozess «so gründlich wie möglich auszulutschen, um ein maximales Honorar herauszuholen». Auf Kosten der Öffentlichkeit und letztlich auch ihrer Mandanten hätten sie eine unsinnige «Materialschlacht» und «Schaumschlägerei» inszeniert. «Das uneinsichtige Verhalten der Parteien», so schrieb Meier mit spitzer Feder, «hat den Prozess zur Schwarte gemacht.»

Dabei wäre «eine gütliche Einigung durchaus möglich gewesen, wenn die Anwälte, statt den Prozess aufzublasen, gemeinsam an die Vernunft der Parteien appelliert hätten», heisst es weiter. Es sei fraglich, ob in solchen Verfahren Anwälte überhaupt nötig seien. Leider würden «zahlreiche Richter Honorarnoten unbesehen

durchwinken, aus Bequemlichkeit oder weil sie es sich mit dem betreffenden Anwalt nicht verschmerzen wollen». Die Eingabe beginnt mit dem Bonmot «tant de bruit pour une omelette» und endet mit einem Zitat von Goethe: «Getretener Quark / wird breit, nicht stark.»

Wäre die Rechtsschrift von einem Anwalt verfasst worden, hätte sich niemand am Tonfall gestört. Doch für eine Stellungnahme aus einer Gerichtsstube war die Schelte an die Adresse der Advokaten ungewohnt scharf und klar formuliert. Auch wenn vermutet werden darf, dass die zuständige Richterin ihre Unterschrift unter Meiers Manuskript setzte, ohne dieses (genauer) gelesen zu haben, erteilte das Obergericht beiden einen Verweis. Da die Richterin (sie entschuldigte sich für den Fauxpas) und Schreiber Meier (er entschuldigte sich nicht) mit den «unangemessenen» Formulierungen den Anschein von Befangenheit erweckten, wurde die Angelegenheit zur Neuurteilung ans Landgericht retourniert.

Die ungehörig offene Schrift von Gerichtsschreiber Meier wirft ein grelles Licht auf eine Problematik, die an den Gerichten, wenn auch nur hinter vorgehaltener Hand, seit langem diskutiert wird: Vor allem unterbeschäftigte Anwälte neigen dazu, die Prozesse zu verkomplizieren. Die Verlierer sind neben der Allgemeinheit, die den Leerlauf mitfinanziert, die Rechtssuchenden. Besonders akut wird die Gefahr, wenn der Staat das Honorar übernimmt. Und das ist immer häufiger der Fall, da Verfahren tendenziell immer komplizierter geworden sind. So werden selbst bei einvernehmlichen Scheidungen, die früher oft ohne Anwälte schlank über die Bühne gingen, heute standardmässig Rechtsvertreter beigezogen.

Das Phänomen lässt sich auch statistisch erklären. Zählte der Schweizerische Anwaltsverband (SAV) vor zehn Jahren noch 6652 Mitglieder, waren es im letzten Jahr 8860. Das entspricht einer Zunahme um satte 33 Prozent. Noch markanter ist die Kostenexplosion bei den unentgeltlichen Anwaltsmandaten. Gab etwa die Zürcher Justiz unter diesem Titel im Jahr 2000 noch 7,15 Millionen Franken aus, waren es 2010 bereits 11,64 Millionen – eine Steigerung um 63 Prozent. Noch nicht berücksichtigt ist dabei der massive Mehraufwand, den die neue Strafprozessordnung mit ihrer barocken Fülle an Formalien und Formalitäten seit Anfang 2011 bewirkt. Leider deutet nichts darauf hin, dass die Rechtspflege damit gerechter oder gar effizienter geworden wäre. ○

strellson



Brückenschlag nach Fernost

Der Schweizer Handelspionier DKSH blickt auf eine 150-jährige Familiengeschichte zurück. Nun soll das Unternehmen an der Schweizer Börse kotiert werden. Letzter Akt einer Erfolgsstory jenseits aller Krisen und Kriege. *Von René Lüchinger*



Erfinder einer Industrie: DKSH-Präsident Adrian Keller, CEO Jörg Wolle.

Geht ein Familienunternehmen nach 150 Jahren Geschichte an die Börse, ist das eine historische Zäsur. Tut dies ein Unternehmen wie DKSH, steht nicht nur jedes Initial für einen Teil dieser bemerkenswerten Familiengeschichte, sondern das Ganze für eine in der Summe einzigartige Erfolgsgeschichte, wie sie typisch war für die Schweizer Wirtschaft in der Gründerzeit des 19. Jahrhunderts.

Damals, um 1860, schwärmten vier junge Schweizer in die Welt hinaus und gründeten im asiatischen Kontinent Handelsunternehmen, die sämtliche Krisen und Kriege überdauert haben. Ein Caspar Brennwald, 23-jährig und aus dem zürcherischen Männedorf stammend, landete im japanischen Yokohama und gründete dort ein Handelshaus, die spätere Siber Hegner. Ein damals zwanzigjähriger Thurgauer namens Eduard Anton Keller ging im September 1868 auf den Philippinen an

Land und schuf dort das Handelshaus Ed. A. Keller. Ein zweiter Thurgauer, Wilhelm Heinrich Diethelm, 23-jährig auch er, wanderte 1871 nach Singapur aus und hob dort ein Handelshaus aus der Taufe, welches er nach seinem Nachnamen benannte.

Das grosse Reinemachen

Dass die vier Initialen der Gründerfamilien sich zunächst zu einer Firma, DKSH, zusammenschlossen und mit dem nun angekündigten Gang an die Börse den letzten Schritt zur Publikumsöffnung tun wollen, ist eine Geschichte, welche auf die tiefste Krise der einst so stolzen Schweizer Handelspioniere in Fernost zurückgeht. Während der Asienkrise 1997 stürzte die vorab in Japan tätige Siber Hegner tief in die roten Zahlen ab, an der Firmenspitze tobte ein Machtkampf zweier Familienstämme, die beide die Führung des Familien-

erbes an sich reißen wollten. Die klammen Kassen und ein Patt der Aktionäre führten schliesslich dazu, dass nur frisches Kapital den Absturz des Traditionsunternehmens verhindern konnte.

Eine schillernde Figur war bereit zu investieren: Ernst Müller-Möhl, ein promovierter Jurist und Ökonom, der damals knapp vierzigjährige Gründer der A&A Actienbank, übernahm Ende der neunziger Jahre knapp ein Drittel des Kapitals an Siber Hegner und avancierte damit zum grössten Einzelaktionär. Mit diesem Schachzug wurde die Pattsituation an der Spitze der Firma aufgebrochen.

Der Financier war ein Mann mit «Visionen und Kreativität», wie das Wirtschaftsblatt *Cash* einmal schrieb. Er war überzeugt, dass sich der darniederliegende asiatische Kontinent von der Krise wieder erholen würde. Deshalb, so erzählte er zu dieser Zeit einem familienfremden Manager von Siber Hegner, habe er in die ehrwürdige Firma und zu tiefen Preisen investiert, und es sei durchaus denkbar, das Unternehmen einmal an die Börse zu bringen, um das Investment zu versilbern.

So viel Offenheit hatte ihren Grund. Müller-Möhl wollte sein Gegenüber zum Verbleib in der Firma überreden und stellte ihm den Posten des CEO in Aussicht. Der Gesprächspartner hiess Jörg Wolle, war damals seit rund acht Jahren bei Siber Hegner tätig und wälzte angesichts der zermürbenden Auseinandersetzungen im Aktionariat Absprunggedanken. So verbündeten sich die beiden Männer bei Siber Hegner, die zu einer Art Himmelfahrtskommando geworden war: Das Eigenkapital war inzwischen auf 17 Prozent zusammenschmolzen, die Firma schrieb tiefrote Zahlen. Wenn nur eine kreditgebende Bank aussteigen würde, das war beiden klar, würde dies das Ende bedeuten.

Eine Analyse der Firma, die der designierte Chef Jörg Wolle um die Jahrtausendwende vornahm, zeigte rasch: Siber Hegner leistete sich eine überdimensionierte, kostenverschlingende Zentrale, eine ineffiziente, patronale Führungsstruktur und ein im Grunde veraltetes Geschäftsmodell, welches sich darin erschöpfte, Waren von Europa nach Asien zu verschieben – und vice versa. Es war ein zwar volumenstarkes, aber margenschwaches Business. Diese Vergangenheit musste abgetrennt werden. Wo aber konnte eine Zukunft für Siber Hegner liegen?

Jörg Wolle sprach damals von einer kleinen Brücke des Warenaustausches, welche Siber Hegner dank ihren historisch gewachsenen Kundenbeziehungen zwischen Europa und Asien betrieb. Diese wollte er verbreitern, den Warenaustausch intensivieren und den Kunden auf beiden Kontinenten neue Dienstleistungen anbieten: Beratungen und Schulungen zur Stimulierung des Warenabsatzes in den Zielmärkten etwa oder Dienstleistungen im Kundendienst und in der Marktforschung.

So liess sich aus den traditionellen Marktkennntnissen der Siber Hegner in Asien eine höhere Wertschöpfung erzielen. «Meine Empfehlung an den Verwaltungsrat lautet, Siber Hegner zu einem «Solution Provider» auszubauen, einem umfassenden Problemlöser, einer Art Generalunternehmer für Marktexpansionen in Asien», schrieb Jörg Wolle in seinem Buch «Expedition in fernöstliche Märkte» über jene Zeit um die Jahrtausendwende. Im Grunde war dies bereits die Blaupause dessen, was die heutige DKSH kurze Zeit später in grossem Stil umgesetzt hat.

Zu dieser Vision gab es angesichts der akuten Krise keine Alternative, ebenso wenig wie zu Jörg Wolle als neuem CEO. Die beiden Familienstämme der Gründerfamilien wie auch Ernst Müller-Möhl stimmten diesem Vorgehen zu und verkauften Jörg Wolle auch einige ihrer Aktien. Im Februar des Jahres 2000 wurde dieser Deal auf der Sonnenterrasse des «Palace» in St. Moritz begossen, und der neue starke Mann in Verwaltungsrat und Aktionariat, Müller-Möhl, begrüsst Jörg Wolle als neuen «CEO, der nun Partner ist». Der Beförderungselber meinte: «Nun ist nicht nur mein berufliches, sondern auch mein finanzielles Schicksal aufs engste mit Siber Hegner verknüpft.»

Dies setzte Energien frei. Wolle verkleinerte die Konzernleitung radikal auf nur noch zwei Personen, eliminierte eine ganze Führungsebene und wertete die Länderchefs draussen in den Märkten auf. «Eine Handlung mit hoher Symbolkraft», urteilte er rückblickend. Im japanischen Yokohama verkaufte er das Grundstück, auf dem im Jahre 1865 der historische

Geschäftssitz der Firma gestanden hatte – gegen den harten Widerstand der Familienaktionäre, die die Worte «Verscherbeln des Familiensilbers» in den Mund nahmen. «Die Treppe», schrieb anerkennend die *Neue Zürcher Zeitung*, habe «von oben gekehrt werden müssen.» Das grosse Reinemachen zeitigte Erfolg. «Das Zürcher Handelshaus hat den Turnaround geschafft», notierte die *Basler Zeitung* kurze Zeit später.

Erzwungener Schulterschluss

Mitten in diese Umbruchphase platzten zwei Ereignisse, die den Fortgang dieser Geschichte markant beeinflussen sollten. Anfang Mai 2000 starb Ernst Müller-Möhl beim Absturz seines Kleinflugzeuges, welches er selber pilotiert hatte. Wenige Wochen später fusionierten die beiden anderen in Asien engagierten Schweizer Handelshäuser, Ed. A. Keller und Diethelm, zur Diethelm Keller Holding.

Auf einer Serviette wurde das Projekt mit dem Codenamen «Dynamit» skizziert.

Der Schulterschluss wurde erzwungen, als eine bedeutende Aktionärin der vierten Generation den Ausstieg aus ihrem Erbe suchte. Es entstand ein Unternehmen mit vier Milliarden Franken Umsatz und 15 000 Mitarbeitern, eine Firma, viermal so gross wie Siber Hegner. Dies schuf eine gänzlich neue Ausgangslage für alle drei in Asien tätigen Schweizer Handelshäuser. Diethelm Keller war zwar gross, wurde aber ähnlich ineffizient geführt wie Siber Hegner in den gerade überwundenen Zeiten. Vor allem aber verfügte die Firma über keinen operativen Chef, der das nun stark vergrösserte Gebilde zu führen imstande gewesen wäre.

Zu dieser Zeit erhielt Siber-Hegner-Chef Jörg Wolle einen interessanten Anruf. Am Draht meldete sich Andreas W. Keller, bedeutender Aktionär der Diethelm Keller und einziger Urenkel der Gründerväter beider fusionierten Firmen. Bei einem Treffen in Kellers Ferienhaus im Engadin sondierte dieser, ob

Jörg Wolle als Konzernchef der Diethelm Keller zu haben wäre – offensichtlich waren ihm die operativen Fortschritte bei Siber Hegner nicht entgangen. Was als lockeres Gespräch begonnen hatte, mündete schliesslich in eine viel kühnere Vision. «Buchstäblich auf einer Serviette», erinnerte sich Jörg Wolle später, hätten sie einen Zusammenschluss der Diethelm Keller mit der Siber Hegner zum grössten flächendeckenden Handelsunternehmen in Fernost mit Jörg Wolle als Konzernchef skizziert. Das Projekt mit dem sinnigen Codenamen «Dynamit» wurde am 19. Juni 2002 Realität: Dies war die Geburtsstunde von Diethelm Keller Siber Hegner, kurz: DKSH, einem Unternehmen mit 4,7 Milliarden Franken Umsatz und einer Präsenz in dreissig Ländern.

Heute, zehn Jahre später, hat sich das Unternehmen meilenweit vom ehrwürdigen Handelshaus wegbewegt, welches lediglich Warenströme zwischen Lieferanten und Kunden dirigiert. Spricht Jörg Wolle von seinem Geschäft, fällt immer wieder der englische Begriff «Market Expansion Services». Als Dienstleistungspartner für den Einstieg in neue oder die Expansion in bestehenden Märkten in Asien – so sieht der Konzernchef seine Firma heute, als «Marktführerin in einer Industrie, die es vor der Geburt der DKSH nicht gegeben hat».

Der angekündigte Börsengang der DKSH markiert nun einen vorläufig letzten Akt dieser schweizerisch-asiatischen Familiengeschichte. An der Schwelle zur fünften Generation wollen diverse Nachfahren der Gründerfamilien ihr Erbe versilbern – sie können es über die Publikumsöffnung zu lukrativen Bedingungen tun. Andere werden über einen Aktionärsbindungsvertrag dem Unternehmen ihrer Väter und Vorfäter verbunden bleiben und weiterhin das Kernaktionariat der DKSH bilden. Dass die Firma in der Schweiz und nicht an einer asiatischen Börse kotiert werden soll – Angebote dafür gab es –, ist ebenfalls eine Reminiszenz an die eigenen Wurzeln.

Jörg Wolle: Expedition in fernöstliche Märkte. Die Erfolgsstory des Schweizer Handelspioniers DKSH. Orell Füssli, 2009. 224 S., Fr. 49.90



HUBLOT

CLASSIC FUSION GOLD

18
81
meister
ZÜRICH

Bahnhofstrasse 33, CH-8001 Zürich, Tel. 044 211 19 33

Schwarze Schafe

Lukas Hartmann, Ehemann von Bundesrätin Simonetta Sommaruga, hat ein Buch über eine Räuberbande im 18. Jahrhundert geschrieben. Doch eigentlich geht es dem Autor um unseren Umgang mit kriminellen Ausländern. *Von Rico Bandle*



Der Täter ist eigentlich das Opfer: Lukas Hartmann.

Das Volk will die Zigeuner hängen sehen. Zu Tausenden sind die Schaulustigen am 17. Juli 1787 nach Sulz geströmt, um sich daran zu ergötzen, wie der brutale Bandenführer Hannikel und drei seiner Mitstreiter an den Galgen geführt werden. Von Berufes wegen mit dabei ist auch der Schreiber Wilhelm Grau, der das Geschehen protokollieren soll. Während für das Volk die Exekution der Rädelsführer einer Mörderbande ein Freudentag ist, leidet der Schreiber. Er glaubt an die Resozialisierung von Kriminellen und dass diese Leute nur auf schiefe Bahnen gerieten, weil sie in schwierigen Verhältnissen aufgewachsen und von der Gesellschaft in die Kriminalität getrieben worden seien. Der Schreiber vertritt eine Sichtweise, wie sie im hiesigen linken Milieu bis vor kurzem noch weit verbreitet war: Der Täter ist eigentlich das Opfer.

Lukas Hartmann erzählt in seinem neuen Roman die historisch verbrieftete Geschichte der gefürchteten Zigeunerbande um Hannikel, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts nach einem brutalen Ehrenmord vom Schwarzwald in die Schweiz flüchtet. Der ehrgeizige Räuberjäger Jacob Schäffer ist hinter der Gruppe her, er macht sie in Chur dingfest und führt sie in einem Triumphzug zurück. Wilhelm Grau muss ihn begleiten, er fühlt mit den Zigeunern mit, insbesondere der elfjährige Sohn Hannikels wächst ihm ans Herz.

«Räuberleben» ist der erste Erwachsenenroman Hartmanns, seit seine Frau Simonetta Sommaruga in den Bundesrat gewählt wurde. Selbst wenn die Idee dafür bereits vor der Wahl entstanden sein sollte: Das Buch kann durchaus als Stimmungsbild eines Schriftstellers interpretiert werden, der plötzlich miterleben muss, wie seine Frau Massnahmen gegen kriminelle Ausländer umsetzen muss. Dass die Hauptfigur im Roman, die den Umgang mit der Zigeunerbande zunehmend als unmenschlich empfindet, ausgerechnet ein Schreiber ist, dürfte kein Zufall sein.

Schafft sie aus!

So spannend und präzise Hartmann die Räuber- und Verfolgungsgeschichte auch zu erzählen weiss, die Dialoge lesen sich zuweilen, als stammten sie aus einem Lehrmittel der Kommission gegen Rassismus. Die Zimmervermieterin des Schreibers übernimmt die Rolle der einfachen Bürgerin. «Die Zigeunerbrut ist doch schon von Anfang grundverdorben, genauso wie die Judenbrut, aber auf andere Weise», sagt sie. Grau fragt sie, was sie denn mit den kriminellen Zigeunern anstellen würde. «Weg mit ihnen! Weg und über die Grenze! Aus den Augen, aus dem Sinn.» Der entsetzte Schreiber quittiert die Forderung zur Ausschaffung mit den Worten: «Wie

dumm, wie entsetzlich dumm!» Die Zimmervermieterin macht später eine erstaunliche Bekehrung durch: Der Schreiber ehelicht die einstige Zigeunerhasserin, sie empfindet die Hinrichtung der Kriminellen fortan als schwere Sünde.

Ein weiterer Schauplatz ist der Palast von Herzog Karl Eugen. Der Herzog muss das Todesurteil unterschreiben, seine Frau Franziska drängt ihn, von seinem Begnadigungsrecht Gebrauch zu machen. Die Staatsräson gestatte in solchen Fällen keine Milde, sagt Karl Eugen. Das würde als Schwäche des Staates und des Landesherren ausgelegt. Bei der Vollstreckung ist er allerdings nicht dabei, da ihm schlecht wird dabei. Die Hinrichtungen sind das Ventil für den Volkszorn.

Der Mann im Hintergrund

Lukas Hartmann gehört neben Alex Capus und Eveline Hasler zu den drei Schweizer Schriftstellern, die mit historischen Romanen regelmässig Spitzenplätze auf der Bestsellerliste belegen. Zudem verfasst er Kinder- und Jugendbücher. «Räuberleben» wird zwar als Erwachsenenroman angepriesen, ginge mit seiner Abenteuerromantik aber auch als Jugendbuch durch. Dass Hartmann schon auf den ersten Seiten erzählt, wie die Geschichte ausgehen wird und damit auf ein Spannungselement verzichtet, passt zu dem Autor, der in seiner Sprache, aber auch mit seiner Persönlichkeit durch Zurückhaltung und Bescheidenheit auffällt.

Bisher hat Hartmann alle Anfragen ausgeschlagen, sich über seine Rolle an der Seite einer Bundesrätin zu äussern. Begleitet er Simonetta Sommaruga an offiziellen Empfängen, so trägt er zwar pflichtbewusst einen Smoking, auf den Bildern macht er aber kaum den Eindruck, als bereiteten ihm diese Auftritte Freude: Während sich Sommaruga souverän auf dem politischen Laufsteg bewegt, wirkt Hartmann schüchtern, als habe er seine Schreibkammer nur unfreiwillig verlassen. Die Figur des Schreibers Wilhelm Grau lässt erahnen, wie sich Hartmann fühlen muss, wenn seine Frau schwierige Entscheidungen umzusetzen hat: Ihn befällt ein Unbehagen, er tut dies auch kund, ist aber doch froh, dass er im Hintergrund bleiben kann.

Lukas Hartmann: *Räuberleben*. Diogenes. 352 S., Fr. 38.90

WOHLFÜHLEN

GENIESSEN SIE DAS LEBEN

FEBRUAR 2012

Essen

Kochen mit Freunden

Das Herz

Der Motor des Lebens

Schlafen

Ausgeruht gehts besser

smartmedia

Patricia Boser

«Liebe und Lachen sind mein Lebenselixier»

Ski fahren

Frühlingsgenuss

Heiss geliebt

Getränke zum Wohlfühlen

Wellness

Die Sinne belohnen

Anzeige



Wenn Du noch willst.
Aber Deine Füße nicht mehr . . .



HARTMANN

DermaPlast®

Entspannung vom Alltag bringt Lebensfreude zurück

Der heutige hektische Alltag macht es uns nicht einfach, uns zu entspannen und dabei die innere Balance zu finden. Wer sich entspannen kann, der tut Entscheidendes für seine Lebensfreude in seinem Alltag.



Jürg Bühler
Medienverantwortlicher
Wohlbefinden Schweiz

Eine der wichtigsten Voraussetzungen für unser Wohlbefinden ist die körperliche und seelische Gesundheit, welche entscheidend durch das eigene Verhalten beeinflusst werden kann. Eine ausgewogene Ernährung und regelmässige Bewegung, ohne gleich sportliche Höchstleistungen vollbringen zu müssen, tun in jeder Lebensphase gut. Dabei steht nicht der Verzicht auf Liebgewordenes im Vordergrund; vielmehr gehört auch das Geniessenkönnen zu einem gesunden Lebensstil. Gerade darum kann auch eine Auszeit in einer anderen Umgebung das Richtige sein.

Aber auch wenn einem die Bedeutung eines gesunden Lebensstils bewusst ist, manchmal braucht es mehr, um sich zurücklehnen zu können und so für eine kürzere oder längere Zeit Abstand vom hektischen Alltag zu gewinnen. Dabei ist es wichtig, optimal beraten und betreut zu werden. Fachliches Können in den unter-

schiedlichsten Massagetechniken bis hin zur medizinischen Begleitung sind nicht zu vernachlässigen. Wem Bewegung nicht mehr ganz so leichtfällt, und das ist gerade bei älteren Menschen nicht selten der Fall, für den ist die Bewegung im Wasser eine wahre Wohltat, deren Wirkung weit über den Tag hinaus

» Wem Bewegung nicht mehr ganz so leichtfällt, für den ist Bewegung im Wasser eine Wohltat.

anhält. Die Angebote sind vielfältig und reichen vom Schweben im Intensiv-Solebad mit hohem Salzgehalt über das Sole-Heilbad in den Bergen bis hin zur hauseigenen Heilquelle in ländlicher Umgebung unter dem Motto «gsund

und gmütlich». Wichtig ist bei all diesen Wohlfühl-Aktivitäten die fachkompetente Begleitung.

Allein die kompetente Betreuung ist es aber nicht, welche uns unsere Balance und damit unser Wohlfühl-Gefühl wieder finden lässt. Ebenso wichtig ist das Gemeinschaftserlebnis, sich zusammen mit anderen Menschen zu entspannen, sich auszutauschen und dabei Abstand vom Alltag zu gewinnen. Der Angebote dafür sind viele. Das Passende auszuwählen, ist nicht immer einfach und darum ist es lohnend, sich dafür Zeit zu nehmen und auf die eigenen Bedürfnisse zu hören. Während es die einen an die Gestade eines Sees zieht, finden andere in der Abgeschiedenheit der Berge die gewünschte Erholung und Entspannung. Die dafür bestens geeigneten Gesundheitshotels mit ihren unterschiedlichen Angeboten finden sich an zahlreichen Orten in der Schweiz.

LESEN SIE MEHR...



04 Schlafen - ausgeruht gehts besser

05 Das Herz - Motor des Lebens

06 Wellness - tief durchatmen und die Sinne belohnen

08 Patricia Boser: «Liebe und Lachen sind mein Lebenselixier»

10 Essen und Trinken - Getränke zum Wohlfühlen und kochen mit Freunden

11 Frühlingsskifahren

WOHLFÜHLEN

Projektleiter: Tomi Lovrenovic, tomi.lovrenovic@smartmediapublishing.com
Produktionsleiterin: Sarah Brandenberger, sarah.brandenberger@smartmediapublishing.com
Text: Michael Jud, Ivonne Kley, Claudia Balzli-Leone **Foto Titelseite:** Sarah Hürlimann
Produktion: Smart Media Publishing Schweiz GmbH
Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG

Veröffentlicht mit der Weltwoche im Februar 2012

Für mehr Informationen, Fragen oder Inserate, Charlotte von Knorring, charlotte.vk@smartmediapublishing.com, Smart Media Publishing Schweiz GmbH, Tel. 044 258 86 00

ÜBER SMART MEDIA

Smart Media entwickelt, produziert und veröffentlicht themenspezifische Zeitungen, die gemeinsam mit führenden Medien auf dem jeweiligen Markt vertrieben werden. Dank unseren kreativen Medienlösungen helfen wir unseren Kunden, Aufmerksamkeit zu erzeugen, Marken zu stärken und Interesse sowie Wissensstand über die Unternehmen in ihrem jeweiligen Geschäftsbereich zu erhöhen. Unsere Veröffentlichungen zeichnen sich durch hohe Qualität und inspirierende redaktionelle Inhalte aus.

Follow us:



smartmedia

Anzeige

PUBLIREPORTAGE

RAMSEIER - Natürlicher Erfrischungsgenuss

Wer kennt die beliebten Klassiker wie den Ramseier «Süessmost», Ramseier «Schorle» oder Ramseier «Suure Moscht» schon nicht? Kaum eine Situation, bei welcher Ramseier mit ihrem breiten Obstsaftsoriment nicht eine Antwort hat.

Ramseier - Eine natürlich-heimatliche Erfrischung

Ungebrochen gross ist der Durst nach der Ramseier Apfelschorle, die beliebteste im ganzen Land. Immer mehr Schweizer erfreuen sich nebst den Urprodukten Süessmost und Suure Moscht an der etwas leichteren Version, der Schorle.

60 Prozent Apfelsaft mit einem Schuss Birnensaft, und die feinerliche nicht zu hoch dosierte Kohlensäure, garantieren für einen erfüllten Trinkgenuss und führen dem Körper dosiert wertvolle Energie zu. Damit das Wertvolle an Geschmack und Vitaminen aus dem vollreifen Obst bestehen bleibt, verarbeitet Ramseier die Rohstoffe besonders schonend. Gern

geniesst man die Apfelschorle beim Wandern in den Bergen, nach dem Joggen, Fitnesscenter und Spazieren, oder einfach als natürliche Erfrischung zwischendurch.

Trinkgenuss mit gutem Gewissen

Mit gutem Gewissen darf man sich mit Ramseier Produkten erfrischen, denn ein Liter Süessmost enthält 5 bis 6 Äpfel, was den täglichen Bedarf an Obstkonsum wesentlich unterstützt. Schon seit über 100 Jahren wird die Idee eines hochstehenden, natürlichen, gesunden Getränks für die

breite Bevölkerung verfolgt. Bereits bei der Gründung im Jahre 1910 wurde dieser



Grundsatz hochgehalten. Ramseier erbrachte immer wieder neue Pionierleistungen, wie die des alkoholfreien Apfelweines. Dabei wurde damals durch die Zugabe von Kohlensäure und dem neu entwickelten Pasteurisationsverfahren, die Schaffung von neuen Obstprodukten ermöglicht. Die Gründer strebten schon früh danach die qualitativ besten Obstsaft herzustellen, und erhielt schon bald bei nationalen Ausstellungen mehrfach goldene Auszeichnungen. Diese Medaillen finden sich übrigens noch heute sinnbildlich im Logo von Ramseier wieder. ■

Snow'n'Rail fährt auf Pisten ab.

Die neue Snow'n'Rail-Serie ist da. SBB RailAway bietet erneut günstige Wintertage zum Vorzugspreis: Wer Ski fahren oder Snowboarden will, fährt mit der Bahn 20 Prozent günstiger.

SBB RailAway gewährt bei Snow'n'Rail-Kombis ermässigte Skipässe und 20 Prozent Rabatt auf die Bahnfahrt und den Transfer - Bequem anreisen und dabei das Portemonnaie schonen.

Pisten für 1, 2 oder 6 Tage.

Der direkte Weg auf die Hänge des Matterhorns - zum Beispiel, denn die Hänge dort sind traumhaft schön - führt bequem mit der Bahn nach Zermatt. Von dort heisst es: Snow'n'Rail - Auf die Piste, fertig, los! Darin liegt der Clou des Snow'n'Rail-Kombiangebots: Der Skipass



Snow'n'Rail «Flims Laax Falera»

für den paradiesischen Schneepass ist im Snow'n'Rail-Ticket inbegriffen. Und weil man von einem Schneetag

auf tief verschneiten Pisten nicht genug haben kann, gibt es die ermässigten Snow'n'Rail-Kombis als 1-, 2- und

6-Tages-Skipässe. Es muss nicht Zermatt sein: SBB RailAway bietet im aktuellen Snow'n'Rail-Angebot

zahlreiche traumhafte Ski- und Snowboard-Gebiete zum günstigen Kombipreis. Mehr dazu unter sbb.ch/snowrail.

Gut zu wissen



Die Snow'n'Rail- und viele weitere tolle Kombi-Angebote von SBB RailAway sind an den meisten Schweizer Bahnhöfen sowie beim Rail Service 0900 300 300 (CHF 1.19/Min. vom Schweizer Festnetz) erhältlich.

Günstige Kombi-Angebote mit 1-, 2- und 6-Tages-Skipässen für zahlreiche traumhafte Winterdestinationen mit schneebedeckten Pisten. sbb.ch/snowrail

 SBB CFF FFS

ERMÄSSIGTE SKIPÄSSE.
BAHNFAHRT & TRANSFER
MIT **20%
RABATT**

RailAway

Snow'n'Rail. Auf die Piste, fertig, los!



Nachtruhe: Störfaktoren entfernen

Ausgeruht gehts besser

Schlafen ist ein wichtiger Teil des Lebens. Als kleines Kind verbringen wir einen Grossteil des Tages damit und je älter wir werden, desto eher wird Schlaf zu einer Mangelware.

TEXT MICHAEL JUD

Was gibt es Erholsameres, als nach einer anstrengenden Woche am Wochenende einfach mal auszuschlafen und sich durch nichts aus der Ruhe bringen zu lassen? Okay, vielleicht ausschlafen in Verbindung mit einem Wellness-Besuch, aber ansonsten gibt es wohl kaum etwas, was uns mehr Energie liefert als genügend Schlaf.

LICHT AUS - SCHOTTEN DICHT!

In der hektischen Welt von heute gibt es immer und überall Ablenkung und Störquellen. Wenn man also wirklich

ausschlafen will, sollte man gewisse Punkte berücksichtigen. Als Erstes werden die Fensterläden geschlossen und die Vorhänge zugezogen, so schön die Sonne auch scheinen mag, beim Ausschlafen ist sie leider ein Störfaktor. Als nächster Schritt wird der permanente Erreichbarkeit der Riegel vorgeschoben und das Handy ausgeschaltet – man sollte sich vorher jedoch vergewissern, dass sämtliche Alarme und Wecker deaktiviert wurden, denn einige Handys schalten sich automatisch ein, wenn es Zeit zum Aufstehen wird.

WIESO SCHLAFEN?

Jeder Mensch braucht unterschiedlich viel Schlaf, um ausgeruht und leistungsfähig zu sein. Wie viel man genau braucht, sollte man selbst herausfinden, wichtig ist aber auf jeden Fall, dass man einen Schlafrhythmus hat, soweit dies möglich ist. So kann

»Handy ausschalten nicht vergessen!

sich der Körper optimal und regelmässig erholen, denn wir brauchen unseren Schlaf, um erholt und belastbar zu sein. Oft merkt man bereits beim Aufstehen, ob man die nötige Portion Schlaf gekriegt hat oder nicht. Würde man lieber noch etwas im Bett bleiben oder den Wecker gegen die nächste Wand schmettern, so kann man davon ausgehen, dass man noch nicht genug geschlafen hat.

ZU WENIG SCHLAF SCHADET

Wer kennt das nicht: Man geht zu spät ins Bett, dann kann man nicht einschlafen, weil einem noch ein Dutzend Dinge

durch den Kopf gehen und zur Krönung wacht man mehrmals in der Nacht auf. Am nächsten Tag fühlt man sich wie gerädert, unausgeruht und womöglich auch noch gereizt. Perfekte Voraussetzungen für einen Tag voller Stress und Unausgeglichenheit. Es ist wichtig, dass wir zu unserem Schlaf kommen, auch wenn es vielleicht nur ein «Power Nap» beziehungsweise Turboschlaf ist. Denn Stress ist nicht das Einzige, was Schlafmangel auslösen kann. Leidet man an Schläfrigkeit und ist mit dem Auto unterwegs, wird es sehr schnell gefährlich. Meist hat bereits ein Sekundenschlaf verheerende Auswirkungen. Die Signale, die der Körper sendet, sollten deshalb unbedingt beachtet werden und man soll im richtigen Moment eine Ruhepause einlegen. Man schläft besser einmal 15 Minuten auf der Autobahnraststätte als einmal eine Sekunde vor der Tunnelleinfahrt.

Anzeige



www.turboschlaf.ch

SCHLÄFRIG AM STEUER?

Sofort anhalten und 15 Minuten turboschlafen, auch am Nachmittag.

Gut zu wissen
Alkohol macht zusätzlich müde. Idealerweise verzichten Sie ganz darauf.

bfu | VSR | COSCO ERICA

Der Motor des Lebens

Unser Herz mit einem Motor zu vergleichen, mag etwas eigenartig erscheinen - betrachtet man aber die Höchstleistungen, die ein Herz Tag für Tag leistet, so ist dieser Vergleich durchaus angebracht.

TEXT MICHAEL JUD

Das menschliche Herz vollbringt täglich beeindruckende Leistungen. Leistungen wie kein zweites Organ in unserem Körper. So schlägt ein Herz durchschnittlich mehr als 100 000-mal an einem Tag und transportiert dabei mehr als 7000 Liter Blut durch den menschlichen Körper. Beachtet man nun ein paar einfache Ratschläge, so kann man seinen eigenen Teil dazu beitragen, dass das Herz noch lange so funktioniert, wie es sollte.

STRESS VERMEIDEN

Jeder Mensch hat von Zeit zu Zeit Stress. Das ist auch nicht weiter schlimm, solange diese anstrengende Nervenbelastung nicht chronisch wird und so für nervenbedingte Herzbeschwerden sorgt.

Wenn man der Meinung ist, dass man gestresst ist, dann tut man gut daran, wenn man sich auf die Suche nach der Ursache macht. Einfach mal rechts ranfahren, eine Pause einlegen und sich darüber Gedanken machen. Hat man erst mal rausgefunden, was den Stress verursacht, kann man diesen von nun an auch vermeiden. In vielen

Fällen ist eine Vermeidung von Stress nicht ganz einfach, da die Belastung schon zum festen Bestandteil des Alltags geworden ist. In solchen Fällen kann man dem Stress mit entspannenden Tätigkeiten relativ einfach die Stirn bieten. Man soll sich Auszeiten gönnen und einfach mal die Seele baumeln lassen. Man soll das tun, was einem Freude bereitet und hilft, den ganzen Zirkus rundherum zu vergessen.

IN BEWEGUNG BLEIBEN

Bewegung kann durchaus auch stressig sein, vor allem dann, wenn man sich von einem Meeting zum anderen bewegt und keine Zeit für Pausen hat. Daher ist Sport ein willkommener Ausgleich zu den Alltagsstrapazen. Die einen bevorzugen einen Mannschaftssport wie Fussball, Hockey oder Vol-

leyball, wo die Bewegung und der Teamgeist dabei helfen, den Stress zu vergessen und sich auf etwas komplett anderes zu konzentrieren. Während andere lieber joggen, schwimmen oder zum Nordic Walking gehen und dabei mehr Wert auf den Sport im Alleingang setzen oder einfach nur die Ruhe und Unabhängigkeit in der Natur schätzen.

Sport muss man nicht unbedingt stundenlang treiben, oft genügt es auch, wenn man sich seinen Sport auf den ganzen Tag verteilt, indem man die Treppe

» Ein Herz schlägt durchschnittlich mehr als 100 000-mal an einem Tag.



Hören Sie auf Ihr Herz

anstatt den Lift benützt, zum Arbeitsplatz geht, anstatt den Bus zu nehmen oder mal eine Haltestelle früher aussteigt.

ESSEN NICHT VERGESSEN

Eigentlich wissen wir ja, was für uns esstechnisch gesund wäre, dennoch halten sich nicht alle Leute an das, was als gesund gilt. Das ist eigentlich auch ganz gut so, denn schlussendlich soll jeder für sich entscheiden, wie viel «Gesundes» er essen will. Viel Obst und Gemüse, möglichst wenig rotes Fleisch, ab und zu Fisch, immer Vollkorn anstatt Weissmehl, wenig Zucker und mindestens zwei Liter Flüssigkeit pro Tag. Das hört sich alles schön und gut an, aber die Menschen lassen sich nun mal nicht gerne vorschreiben, was sie zu tun und zu lassen haben. So verhält sich das auch beim Essen, und jeder Mensch isst anders. Deshalb ist es wichtig, dass man auf den Körper hört und nicht einfach nur Gesundes isst, weil es eben gesund ist. Essen soll auch schmecken!

+ Smart Facts

Raucherinnen und Raucher erleiden viermal häufiger einen Herzinfarkt als Menschen, die dem Glimmstängel entsagen. Bereit, das Qualmen aufzugeben? Dem sei Allen Carrs Buch «Endlich Nichtraucher!» empfohlen.

3 FRAGEN AN THOMAS MATTIG

■ Inwiefern hängt die persönliche Gesundheit von Stress ab?

Mangelt es einem Menschen bei Belastungen an Ausgleich, entsteht Stress. Dieser kann auf Dauer erhebliche gesundheitliche Beeinträchtigungen zur Folge haben, im schlimmsten Fall sogar chronische Krankheiten.

■ Wie viel Bewegung benötigt der Mensch?

Man sollte sich in Form von Alltagsaktivitäten oder Sport täglich mindestens 30 Minuten mit mittlerer Intensität bewegen, diese Zeit ist auch aufteilbar in drei Blöcke à 10 Minuten. Jede zusätzliche körperliche Aktivität nützt der Gesundheit.

■ Worauf gilt es bei einer gesunden Ernährung zu achten?

Wer sich gesund ernährt, wählt frisch zubereitete, saisonale Speisen, achtet auf die Portionengrösse und isst regelmässig, um Heissungerattacken zu vermeiden. Als Getränke eignen sich Wasser und ungesüsster Tee. Thomas Mattig, Direktor, GFCH

Anzeige

SCHENKEN SIE WOHLBEFINDEN

EQUI-BASE® basische Körperpflege

1 Handcrème, 75 ml, 1 Körpermilch, 200 ml
1 Badesalz, 300 g, 1 Dusch-Peeling, 200 ml

Im Set, Abholpreis **CHF 50.40** (statt CHF 54.90)

Dazu schenken wir Ihnen:
1 Massage-Handschuh, im Wert von CHF 3.50
1 Molke-Seife, im Wert von CHF 4.90.

Sie sparen total **CHF 13.30** alle Preise inkl. MwSt.

– **Setpreis per Post** bequem ins Haus geliefert, zzgl. Verpackung und Porto CHF 9.00 für Lieferung in der Schweiz: **CHF 59.40**
– **Bei Abholung im Fabrikladen** (Biosana AG, Industriestrasse 16, 3672 Oberdiessbach) entfallen Verpackung und Porto.

mark@netzwerkstatt.ch

EQUI-BASE® Entspannungsset *zum Jubiläumspreis*

Mit dem exklusiven EQUI-BASE® Entspannungsset von Biosana schenken Sie sich oder Ihren Liebsten wohlthuende, basische Körperpflege für den Säure-Basen-Ausgleich über die Haut.

Jetzt zum attraktiven Jubiläumspreis. Bestellen Sie bequem mit dem Talon, online auf www.biosana.ch oder per **Telefon 031 771 23 01**.

biosana 40
www.biosana.ch 1972–2012

Talon senden an:
Biosana AG, Industriestrasse 16, 3672 Oberdiessbach

JA, ich bestelle _____ Anz. EQUI-BASE® Entspannungsset in der Karton-Geschenkbox gemäss Abbildung zum Jubiläumspreis von **CHF 59.40**, inkl. MwSt., Verpackung und Porto für Lieferung innerhalb der Schweiz.

Senden Sie mir kostenlos **1 Portionenbeutel EQUI-BASE® Badesalz** mit Infomaterial.

Name/Vorname _____ Tel. _____

Strasse/Nr. _____ PLZ/Ort _____

Ort/Datum/rechtsgültige Unterschrift _____

Nahrungsergänzung und Naturkosmetik
Schweizer Pionierarbeit seit 1972

Biosana-Produkte sind gentechnikfrei und wurden nicht an Tieren getestet. Erhältlich in Drogerien, Apotheken und Reformhäusern.

www.02-2012



STV-Gütesiegel

Der Schweizer Tourismus-Verband (STV) ist der nationale Dachverband des Schweizer Tourismus. Er vergibt für hochstehende Wellness-Angebote das Gütesiegel «Wellness-Destination». Aktuell wurden sieben attraktive Destinationen mit diesem Qualitätslabel ausgezeichnet. Nebst geografischen Eigenschaften braucht es eine klare strategische Ausrichtung und Zielsetzung der lokalen Leistungsträger im Bereich Wellness. Ein stimmiges Gesamterlebnis für den Wellness-Gast ist nur möglich, wenn alle lokalen Leistungsträger dieselbe Strategie verfolgen. Dabei fungiert die lokale Tourismusorganisation im Zertifizierungsprozess als Drehscheibe. Der Kriterienkatalog des Gütesiegels präzisiert Vorgaben zu den Merkmalen einer Destination, der strategischen Ausrichtung der Tourismusdestination, den Kommunikationswegen, der Wellness-Infrastruktur und den Angeboten vor Ort.

Weitere Informationen:
www.swisstourfed.ch

Die ersten Luxus-Thermen

Bereits in der römischen Kaiserzeit entstanden grosse, luxuriöse Thermen, die regelmässig über weitere Räume wie Sporthallen und Geschäfte verfügten. Marcus Vipsianus Agrippa erbaute im Jahre 25 vor Christus in Rom die erste grosse Thermenanlage. Diese war grösser als die bis dahin üblichen Bäder, sie mass rund 14500 Quadratmeter.

Den Alltag hinter sich lassen

Tief durchatmen und die Sinne belohnen

Gerade wenn es so aussieht, als hätten wir keine Minute zu verlieren, können wir Zeit gewinnen. Wo und wie finden Sie Ihren eigenen Wohlfühl-Rhythmus?

TEXT CLAUDIA BALZLI-LEONE

Die Zeit verzögern? Das geht doch gar nicht. Das mag sein, aber alle Welt glaubt doch auch, man könnte die Zeit beschleunigen. Im gleichen Mass, in dem unsere Welt schneller, lauter und hektischer wird, wächst unser Bedürfnis nach Ruhe und Entspannung. Wir sehnen uns nach Orten der Kraft, wo wir uns regenerieren und Energie tanken können. Wenn wir merken, dass unser Ressourcentank leer ist, wenn wir nicht mehr wissen, wie «Langsamkeit» funktioniert und wir das Gefühl haben, uns gerade selbst zu überholen, wird es Zeit – Zeit für uns! Die Augen schliessen, tief durchatmen, an etwas Schönes denken und einfach mal nichts tun oder nur etwas für sich selbst.

Wer Wellnessferien bucht, besteht zu Recht auf dem Anspruch, ein Ambiente anzutreffen, in dem er sich vollkommen fallen lassen kann. Am Ende einer solchen Auszeit erwarten wir eine wiedergewonnene innere Balance, einen frei gewordenen Geist und einen gesunden Körper. Wellness-Tourismus ist ein wichtiges Puzzleteil im breiten touristischen Angebot der Schweiz und verzeichnet eine klar positive Entwicklung. Viele Faktoren weisen darauf hin, dass diese Sparte auch in den nächsten Jahren überdurchschnittlich wachsen wird. Die Schweiz als attraktives Ferienland mit hoher medizinischer Reputation hat beste Chancen, sich im internationalen Wellness-Markt erfolgreich zu behaupten. Die Wellness-Kampagne 2012 von Schweiz Tourismus wurde im November 2011 neu lanciert.

WELLNESS - SPÜRBARER SEELENGENUSS

Der Begriff «Wellness», eine Zusammensetzung aus «Well-

being» und «Fitness», kann am besten mit Wohlbefinden oder guter Gesundheit übersetzt werden. Wellness ist aber nicht eindeutig definiert und wird auch als Harmonie von Körper, Geist

»Haben Sie den Mut zum Neinsagen.

und Seele verstanden. Heute umfasst Wellness neben passivem Genuss vermehrt aktive Elemente. Gerne belohnen wir gesundheitsfördernde, körperliche Aktivität mit einer wohl-tuenden Behandlung.

DAS VERWÖHNPRO-GRAMM IN DER EIGENEN WELLNESS-OASE

Im Bereich Wellness konkurriert die Schweiz nicht nur mit anderen Destination im Alpenbogen, sondern auch mit exotischen Zielen im Fernreise-

bereich. Doch die grösste Konkurrenz liegt ganz nahe: Viele Wellness-Fans setzen nämlich zunehmend auf das Home Spa und schenken Körper und Seele viele, kleine und feine Aufmerksamkeiten – so oft sie wollen und so lange sie wollen. «Relax at Home» ist einer der grossen Trends im Beauty- und Wellness-Bereich. Dort kann man auch für kurze Zeit erfolgreich dem Alltag entfliehen und mal ganz besonders nett sein – zu sich selbst!

Lebendigkeit und gute Laune kann man auch mit ganz alltäglichen Mitteln erreichen. Haben Sie beispielsweise den Mut zum Neinsagen, wenn Körper, Seele und Geist nach Ruhe schreien. Ein freundliches, aber bestimmtes Nein ist das wichtigste Wort für die Entschleunigung.

Wellness ist Besinnung auf sich selbst. Das Souvenir dieser Reise zum Ich ist Ausgeglichenheit, innere Ruhe und hoffentlich der Beginn einer neuen Lebenseinstellung. Sie bestimmen, was für Sie wichtig ist.

Anzeige



Testen Sie die druckentlastende Matratze von elsa
30 Tage lang kostenlos und unverbindlich.

elsa 
Damit liegen Sie richtig.

Wie Ferien – nur näher.

www.badzurzach.info



ergoasw.ch

Wellness-Hit

«4 Jahreszeiten»



- **2 Übernachtungen**
mit Halbpension
- **Entspannende Aroma-Ölmassage**
«4 Jahreszeiten»
- **Unbeschränkter Aufenthalt**
im Thermalbad und SPA
- **Bad Zurzacher Gästekarte**
mit attraktiven Vergünstigungen

ab CHF 333.–

Buchbar im Park-Hotel & Thermalquellenresort

Bad Zurzach Tourismus AG

Quellenstrasse 1 | CH-5330 Bad Zurzach

Tel. +41 (0)56 269 00 60 | Fax +41 (0)56 269 00 69

welcome@badzurzach.info | www.badzurzach.info

Wohlfühlrasur gefällig? Hydro pflegt, wo andere nur rasieren.



**WILKINSON
SWORD**

HYDRO 5

FEUCHTIGKEITSSPENDENDES GEL-RESERVOIR

- Spendet direkt Feuchtigkeit während jeder Rasur
- Wasseraktiviertes Gel mit Aloe Vera und Vitamin E

SKIN GUARDS

- 5 UltraGlide Klingen mit integrierten Skin Guards
- Glätten die Hautoberfläche und verringern so Irritationen

FLIP TRIMMER

- Ermöglicht ein exaktes Konturenschneiden und das Rasieren an schwer erreichbaren Stellen



www.wilkinson-hydro.ch

«Nur wer mit sich selbst zufrieden ist, kann andere Menschen glücklich machen»

Jeden Freitag besucht sie uns, strahlend schön und gut gelaunt, in unseren Wohnzimmern und informiert in ihrer Sendung «Lifestyle» die ganze Deutschschweiz über die neusten Trends. Und das seit mehr als 15 Jahren. Aber Patricia Boser ist viel mehr als ein attraktives Fernsehgesicht.

TEXT IVONNE KLEY FOTO SARAH HÜRLIMANN

Wenn Sie am Samstag zu einem Spiel des FC Horgen auf den Fussballplatz gehen, kann es durchaus passieren, dass Ihnen die blonde Frau, die die Fussballfans mit Erfrischungen versorgt, sehr bekannt vorkommt. Denn dort ist nicht nur Kai, Patricia Bosers achtjähriger Sohn, aktiv, sondern auch die Moderatorin selbst. Ihr Privatleben ist der 44-Jährigen heilig und im Quartier integriert und engagiert zu sein, ist ihr ein Anliegen. Nicht nur als Ausgleich zum Berufsleben im Rampenlicht, sondern als essenzieller Bestandteil des persönlichen Wohlbefindens.

Patricia Boser, wie fühlen Sie sich heute?

Danke der Nachfrage, es geht mir gut. Ich war eben mit meinen zwei Hunden Balou und Kira im Wald, das erdet mich immer so schön, und mein Sohn hat mir gerade einen goldigen Brief geschrieben, das streichelt die Seele ungemein. Ausserdem fliege ich am Wochenende nach London ins Hotel Dorchester, darauf freue ich mich ganz besonders. Ich liebe es, an meinen «kinderfreien» Wochenenden zu reisen.

Gibt es bestimmte Dinge oder Rituale, die Ihnen helfen, sich wohlfühlen?

Es hilft, zu versuchen, jeden einzelnen Tag ganz bewusst anzugehen. Zudem versuche ich, arbeitsfreie Tage nicht komplett

zu verplanen, damit auch Zeit für spontane Aktivitäten wie Schlittschuhlaufen mit meinem Sohn oder einen Mädelsabend bleibt.

Oder die Zeit, einfach mal ein spannendes Buch zu lesen. Zurzeit fasziniert mich gerade «Du bist Magie» von Mathias Fischeck, ein tolles Werk, welches uns die unglaublichen Fähigkeiten unseres Körpers näher bringt.

» Ich versuche, jeden einzelnen Tag ganz bewusst anzugehen.

Patricia Boser

Sie moderieren sehr erfolgreich die Sendung «Lifestyle» - wie würden Sie Ihren eigenen beschreiben?

Ich bin eine Geniesserin und liebe alles Schöne. Das liegt sicher auch an meinem Sternzeichen – der Waage. Neben der Liebe ist Lachen mein Lebenselixier. Ein Tag, der nicht mit einem Lachen beginnt oder mindestens mit einem Schmunzeln endet, ist ein verlorener Tag. Übrigens lache ich am liebsten über mich selbst.

Wohlfühlen lässt sich ja als ein viele Bereiche umfassendes Lebenskonzept

Beschreiben. Wie sieht das bei Ihnen in der Umsetzung aus? Wie wohnen Sie, um sich wohlfühlen?

Meine Einrichtung ist sehr liebevoll ausgewählt und erzählt Geschichten über die letzten 44 Jahre meines Lebens. Alles ist in hellen Erd- und Beigetönen gehalten. Es ist ein Mix aus Antiquitäten, Trouvaillen aus der ganzen Welt und moderner Kunst, insbesondere den Bildern meines Vaters René Boser. Innenarchitektur ist ein grosses Hobby von mir.

Wie essen Sie, um sich wohlfühlen?

Ich lebe nach dem Rohner-Konzept. Das heisst, ich verzichte wenn möglich fünf Tage die Woche auf Kohlenhydrate und an zwei Tagen, meistens am Weekend, esse ich, worauf ich Lust habe. Wenn die Gesellschaft stimmt, gönne ich mir sehr gerne auch mal ein oder zwei Gläser guten Weins. Falls ich doch mal zwei bis drei Kilo mehr habe, halte ich mich so lange strikt an Doktor Rohners Ernährungsphilosophie, bis ich wieder mein Idealgewicht erreicht habe. (Weitere Informationen unter: www.rohnerkonzept.ch.)

Wie verbringen Sie Ihre Freizeit, um sich wohlfühlen?

Meine Freizeit verbringe ich mit Menschen, die ich gerne habe und die mir etwas bedeuten. Von oberflächlichen Freund-



Patricia Boser: Zeit für sich selber nehmen muss

Publireportage



Gesundheitsförderung
Schweiz

Das Rezept für mehr Wohlbefinden



Ein gesunder Lebensstil steigert das Wohlbefinden. Dazu gehört auch eine ausgewogene Ernährung und diese ist gar nicht schwer umzusetzen: So sollten Gerichte wenn immer möglich frisch zubereitet werden. Idealerweise setzt sich eine ausgewogene und gesunde Mahlzeit dabei aus drei Bestandteilen zusammen: Eine Frischekomponente bestehend aus Salat, Obst und Gemüse, eine Eiweisskomponente mit Fleisch, Fisch, Ei und Milchprodukten und eine Stärkekomponente, wie Vollkornbrot. Wer auch noch auf eine saisongerechte Produktwahl achtet, ist nicht nur gesünder, sondern spart dabei auch noch Geld.

KLEINE, FEINE UND GESUNDE MAHLZEITEN

Eine ausgewogene Mahlzeit liefert dem Körper nicht nur alles, was er braucht, sondern macht auch länger satt. Das ist gut so, denn wir essen häufiger und mehr als uns gut tut. Portionen sind deshalb am besten „klein aber fein“ und auch regelmässiges und ausgewogenes Essen ist wichtig. Wer keine Mahlzeit auslässt, schlägt Heiss hungerattacken erfolgreich ein Schnippchen. Nicht zuletzt sollte man auch den Getränken Beachtung schenken: Am besten löscht man seinen Durst mit Wasser, je nach Geschmack kann man mit ungezuckertem Tee variieren.

ERNÄHRUNG, BEWEGUNG, ERHOLUNG

Gesunde Ernährung tut gut, aber auch die körperliche Bewegung und eine ausreichende Erholung in Stresssituationen leistet einen Beitrag zum Wohlbefinden. So kann regelmässige körperliche Aktivität vor verbreiteten Krankheiten wie Übergewicht, Herz-Kreislauf-Erkrankungen und Diabetes II schützen und hellt dabei erst noch die Stimmung auf. Ausreichend Erholung wiederum vereitelt Stress und hält damit Körper und Geist gesund und leistungsfähig.

Weitere Informationen:
www.gesundheitsfoerderung.ch



» Liebe und Lachen sind mein Lebenselixier.

Patricia Boser

schaften halte ich schon länger nichts mehr.

Die meiste Zeit verbringe ich klar mit meinem Sohn Kai und unseren Freunden. Auch bei seinem Engagement beim FC Horgen bin ich aktiv dabei. Wir sind da eine tolle Truppe von Eltern, die sich fast schon zu einer zweiten Familie entwickelt hat. Ab und zu stehe ich dort auch am Buffet oder an der Bar, aber hauptsächlich bin ich als Fahrerin und Fan meines Sohnes bei seinen Spielen im Publikum mit von der Partie.

Sie haben einen Sohn, zwei Hunde, einen Freund und sind beruflich vielbeschäftigt. Finden Sie auch Zeit nur für sich?

Die Zeit nehme ich mir, das muss sein. Nur wer mit sich selbst zufrieden ist, kann auch andere Menschen glücklich machen.

Ist man als Frau, die im Rampenlicht und im Blick der Öffentlichkeit steht, besonders kritisch mit dem eigenen Äusseren?

(schmunzelt) Wenn ich nur annähernd die Gene meiner Mutter geerbt habe, dann kann ich den nächsten 30 Jahren ganz entspannt entgegensehen.

Haben Sie dennoch ein Schönheitsprogramm, an das Sie sich strikt halten?

Meine Haare sind für mich ein Markenzeichen. Deswegen lasse ich sie regelmässig

bei Carina Hair Lounge in Altendorf schneiden, pflegen und mächen. Diese Besuche sind ein wichtiges Beauty-Ritual für mich.

Verraten Sie uns Ihr ultimatives Schönheitsgeheimnis?

Gerade habe ich bei Espléndido Kosmetik in Oberrieden das Bodylizer System entdeckt, welches mittels Mikrostrom den Falten den Kampf ansagt. Ich muss gestehen, diese Behandlungen begeistern mich. Noch nie zuvor hatte ich eine solch straffe Haut im Gesicht und am Körper.

Und wenn Sie mal einen wirklich schlechten Tag haben, wie motivieren Sie sich dann?

Einen Motivationsschub hole ich mir immer wieder in den Büchern von Pascal Voggenhuber, dem jüngsten und renommiertesten Medium der Schweiz. Oder aber ich gehe auf die Homepage von Animal Happend. Bei diesem wohlthätigen Tierschutzverein bin ich mit grossem Engagement Botschafterin. Spätestens dann weiss ich, wie gut es mir geht!

Wie sieht Ihr perfektes Wohlfühl-Wochenende aus?

Egal, ob ein Weekend zu Hause oder ein Wochenende in einem schönen Hotel in der Schweiz oder im Ausland, das Wichtigste für mich ist nicht, wo ich es verbringe, sondern mit wem!

Patricia Boser, fünf kurze Stichwortfragen. Ihre Lieblingsbeschäftigung?

Moderieren im Radio oder Fernsehen, spannende Menschen treffen, stundenlang lachen, meine zwei Hunde, Theater spielen, regelmässig reisen.

Ihr Lieblingsessen?

Huhn in allen Variationen, Caprese-Salat und Péclard-Eiscreme, am liebsten Zitrone.

Ihr Lieblingsänger?

Bligg, New Radicals, Funk und Discosound.

Ihr Lieblingsbuch?

Alle Bestseller von Pascal Voggenhuber.

Ihr Lieblingsfilm?

«Le grand bleu» von Luc Besson, James-Bond-Filme mit Sean Connery.

Noch eine allerletzte Frage: Wenn Sie machen könnten, was Sie wollten, ohne Rücksicht auf irgendjemanden oder irgendetwas, was wäre das?

Nach Geschäftsschluss in meinem Lieblingscafé dem «Schober» in Zürich das ganze Sortiment dieser wunderbaren Süssigkeiten und Desserts durchprobieren. Aber selbstverständlich ohne Kamera und Zuschauer!

+ Smart Facts

Name	Patricia Boser
Geboren	23. September 1967
Wohnort	Zürich
Beruf	Moderatorin, Journalistin, Schauspielerin, Werbebotschafterin

Erfolge

Weltrekord im Dauermoderieren 1992, «Swiss Date» auf TeleZüri, «Lifestyle» auf TeleZüri und in der ganzen Deutschschweiz, Fernsehpreis mit «Lifestyle» 2009

Anzeige

In unseren Hotels wird Wellfeeling groß geschrieben. Ob Sie sich auf der Sonnenterrasse die Ferienbräune holen, Ihre Lieblingslektüre „verschlingen“, faulenzten, sportlich aktiv oder einfach nur gemütlich einen herrlichen Sonnentag verbringen. Die Belvita Leading Wellnesshotels Südtirols sind die 31 besten 4 und 5 Sterne Hotels im Sonnenland Südtirol. Besuchen Sie uns im Internet.



Schön bis in die Haarspitzen

Getränke zum Wohlfühlen und kochen mit Freunden

Ausreichende Flüssigkeitszufuhr und Entspannung sind für unseren Organismus lebensnotwendig. Besonders erholsam gestalten Sie Ihre Ruhepausen mit einem warmen Getränk.

TEXT CLAUDIA BALZLI-LEONE

Es tut gut, im Alltag einfach mal innezuhalten, einen Moment für sich zu geniessen und neue Energie zu tanken. Eine heisse Tasse Tee, ein vollmundiger Kakao, ein wohlschmeckender Kaffee oder ein feines Glas Wein – und Sie fühlen sich gleich viel entspannter. Die Auswahl an Getränken macht es uns leicht, ein elementares Bedürfnis in Genuss zu verwandeln.

Ein erlesener Tropfen verdient es, mit Bedacht getrunken zu werden. Kaum einem anderen Getränk wird so viel Aufmerksamkeit entgegengebracht wie dem Wein. Anbau, Reifung und Herstellung erfordern Geduld und Sorgfalt. Wein geniessen ist ein Ritual, das mit dem Öffnen der Flasche beginnt.

MANCHE MÖGENS HEISS

Wenn es draussen aber kalt und ungemütlich ist, ist es mitunter am schönsten, sich mit einem heissen, leckeren Wohlgefühlgetränk und einer kuscheligen Decke aufs Sofa zurückzuziehen. Wärme beruhigt uns in stressigen und aufwühlenden Momenten, schafft Entspannung, vertreibt den Winterblues und heitert uns auf. Heisse Getränke lassen uns unsere innere Ruhe wiederfinden und versprechen auch Heilung von Erkältungen.

Kaffee ist ein beliebtes Alltagsgetränk mit Kultstatus und für den Genuss mit Kick. Er wird in aller Welt und in vielen Variatio-

nen getrunken. Kaum ein Getränk wird so heiss geliebt, wie der Kaffee. Nur mit ihm beginnt der Morgen richtig und er rettet einen über das nachmittägliche Tief hinweg. Kaffee macht nicht nur wach, er hilft auch bei der Konzentration und wirkt positiv auf die Verdauung. Im Rahmen einer ausgewogenen und abwechslungsreichen Ernährung sowie einer gesunden Lebensweise können Sie bis zu vier Tassen Kaffee am Tag trinken, die ausserdem zur täglichen Flüssigkeitszufuhr zugerechnet werden können.

Tee passt zu allen Lebenssituationen und bereitet rundum Genuss und Wohlbefinden. Die Auswahl an verschiedenen Sorten sowie ein gestiegenes Gesundheitsbewusstsein haben dieses facettenreiche Getränk neben Wasser zu den beliebtesten Getränken gemacht. Während Kaffee schnell mal zwischen durch getrunken wird, nimmt man sich für Tee Zeit. Man sagt, Tee wecke den guten Geist und die weisen Gedanken, erfrische den Körper und beruhige das Gemüt. Vielleicht begleitet Sie beim Sortieren Ihrer Gedanken auch eine Tasse Chai-Tee. Dieser herrliche Gewürztee wirkt mit seinem würzig-wohligen Geschmack beruhigend auf Körper und Geist.

Welches heisse Getränk Sie sich auch immer zubereiten, eines ist gewiss: Genau so schmeckt eine Tasse voll Geborgenheit und Glück mit unvergleichlichem Genuss.

MAHLZEITEN IM KREISE VON FAMILIE ODER FREUNDEN MACHEN UNS GLÜCKLICH

Unkomplizierte Rezepte und etwas Zeit tragen viel zu einem gelungenen Winterabend bei. Es ist nicht wichtig, wie viele Gänge Sie servieren. Viel entscheidender ist, dass Sie mit Lust kochen. Essen ist

»Tee passt zu allen Lebenssituationen und bereitet rundum Genuss und Wohlbefinden.

eine Form von Kunst: Es kann elegant, exklusiv, exotisch oder einfach sein, besteht aber immer aus den wichtigsten Zutaten Hingabe und Leidenschaft. Richtig Appetit macht gemeinsames Essen mit Freunden. Die Stimmung steigt und die Gerichte schmecken doppelt so gut.

Ganz aktuell sind herzhaft Wintergenüsse, die Magen und Seele wohligen wärmen – abwechslungsreich, frisch kombiniert und einfach in der Zubereitung. Richtig, Winterzeit ist Suppenzeit. Wie wärs mit einem heissen Marronisüppchen mit der knolligen Ingwerwurzel? Der knollige Geselle hat im Körper eine stark wärmende Wirkung und ist kreislaufanregend. Da wird es Ihnen und Ihren Gästen warm ums Herz. Gemeinsames Essen fördert nicht nur die zwischenmenschlichen Beziehungen, sondern hat noch einen schönen Nebeneffekt: Wir werden nicht nur schneller satt, sondern greifen in Gesellschaft öfter zu gesunden Lebensmitteln.

NACHHALTIGKEIT IST GESCHMACKVOLLES ESSEN

Wenn wir von «wir lieben es» sprechen, meinen wir bestimmt nicht die schnelle Küche, sondern sorgfältig ausgewählte Zutaten und liebevoll zubereitete Gerichte. Beim Essen lässt sich Nachhaltigkeit in seiner genussvollsten und direktesten Form praktizieren. Durch die Wahl unserer Nahrungsmittel

und durch die bewusste Entscheidung beim Einkauf kann nämlich sehr viel zu einem nachhaltigen Lebensstil beigetragen werden. Achten Sie auf beste Qualität bei den Produkten, die von Vorteil aus der Region stammen. Diese kommen nämlich dann in die Geschäfte, wenn sie reif sind. Sie legen kurze Transportwege zurück und schmecken oftmals wesentlich besser als jene Produkte, die halbreif geerntet und um den halben Erdkreis transportiert wurden. Ausserdem kann man den Verlauf der Jahreszeiten bewusster erleben. Wenn Sie Obst und Gemüse auf dem Markt oder bei Bauern in der Nähe kaufen, können Sie sich direkt über die Herkunft informieren und haben die Garantie, heimische Produkte auf den Tisch zu bekommen.

NAHERHOLUNG IM ESSZIMMER

Weil es zum Lebensstil passt oder unregelmässige Arbeitszeiten es nicht anders zulassen, nehmen heute leider vor allem jüngere Menschen ihre Mahlzeiten ausser Haus zu sich. Sie kommen so nicht in den Genuss eines gemeinsamen Essens. Ungesund ist, wenn nebenbei gegessen wird. Wahrnehmung und Aufmerksamkeit spielen für das Sättigungsgefühl nämlich eine wichtige Rolle. Deshalb sollte Essen vor dem Fernseher tabu sein. Es lohnt sich, dem Nachwuchs in Sachen Esskultur ein positives Vorbild zu geben. Essen Sie also in Ruhe und lassen sich nicht ablenken. Die heutigen Zeiten sind schon hektisch genug. Wenn unsere Gedanken auch am Tisch abschweifen, kann auch das beste Essen keine Nähe erzeugen.

Nicht jedes Essen muss ein Feuerwerk für den Gaumen sein. Wenn Sie (einfach) bewusst und gesund sowie gern in Gesellschaft essen, beweisen Sie guten Geschmack in jeder Hinsicht.

Oben geniessen, wenns unten schon taut

Wegen Weihnachtsstress und Januarloch die Pistensaison verpasst? Kein Problem, es bleibt schliesslich immer noch der Frühling, um Verpasstes nachzuholen.

TEXT MICHAEL JUD

Obwohl uns der Kalender weismachen will, dass es bereits Frühling ist, liegt in den Bergen trotzdem noch Schnee. Oft sogar noch länger, als man denkt. Wieso sollte man diese Tatsache nicht zu eigenen Gunsten nutzen? Trotz den angenehmen Temperaturen, welche im Flachland bereits herrschen, gilt es für den Besuch in den Bergen, einiges zu berücksichtigen.

ANPASSUNGSFÄHIG SEIN

Durch das bereits milder gewordene Klima verändern sich natürlich auch die Schneeverhältnisse. So sollte man für den «Spring Skiing Trip» die dicke Daunenjacke wohl eher zu Hause lassen und stattdessen eine leichte Skijacke anziehen. So bleibt man beweglich und schwitzt nicht gleich wie in der Sauna, wenn die Sonne gegen Mittag ihren Teil zum Besten gibt. Ein guter Tipp ist in dieser Jahreszeit Funktionswäsche, sie ist atmungsaktiv, leicht und hält trotzdem warm.

Auch zu berücksichtigen sind die wechselnden Schneeverhält-

nisse, so sollten die Skier oder das Snowboard mit einem Wachs behandelt werden, der sowohl für den harten Schnee am Morgen, als auch für den sulzigen am Nachmittag geeignet ist.

WIESO IM FRÜHLING?

Eigentlich ist es ganz einfach: Im Frühling sind wesentlich weniger Leute auf den Pisten unterwegs als zur Hauptsaison. Während sich die einen bereits über die grünen Wiesen und das erneute Aufblühen der Natur freuen, haben die anderen zu ihrer Freude mehr Platz, um ihre Kurven an den Hängen zu ziehen. Zudem ist es einiges wärmer und im Vergleich zum Winter kommt es viel seltener zu

Niederschlägen. Um die Nebensaison für die Touristen noch attraktiver zu machen, warten die Skigebiete mit vergünstigten Preisen und tollen Pauschalangeboten auf, die das Nein-Sagen praktisch verunmöglichen.

Ganz entgegen dem Klimawandel und der globalen Erwärmung freuen sich die Skigebiete über massig Schnee, und dies

» Sommer ist die Zeit, in der es zu heiss ist, um das zu tun, wozu es im Winter zu kalt war.

Mark Twain

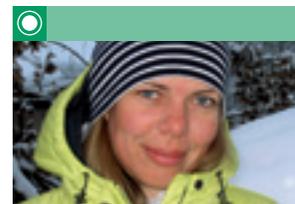


Ski fahren im Frühling: wenig Leute und viel Sonne

oft bis nach Ostern. Sollte der Schnee doch einmal knapp werden, bedient man sich den emsigen Schneekanonen, um dem Besucher dennoch ein unvergessliches Wintersporterlebnis zu ermöglichen – und das im Frühling. Sollten es irgendwelche Umstände trotzdem verunmöglichen, sich auf dem Berg zu vergnügen, bieten die Bergregionen trotzdem genügend Alternativen in Form von Wanderstrecken, Wellness-Oasen und anderen Indoor-Aktivitäten, so wird es garantiert niemandem langweilig.

ANGEBOTE NUTZEN

Bei der Vielzahl an Sonderangeboten zum Frühlingsskifahren ist es zugegebenermassen nicht ganz einfach, eine Wahl zu treffen. Am besten informiert man sich auf den Homepages der Resorts über die aktuellen Angebote, oder man wendet sich direkt an die entsprechenden Tourismusbüros. Auch hier empfiehlt es sich, frühzeitig zu buchen, man weiss ja schliesslich nie, wie viele Leute sonst noch auf den Geschmack des Spring Skiings kommen. Auch wenn im Frühling weniger dichter Verkehr auf den Strassen herrscht, tut man gut daran, mit den öffentlichen Verkehrsmitteln anzureisen, denn auch in dieser Zeit gilt: Der Kluge reist im Zuge.



2 FRAGEN AN KATJA OLF

Wie beliebt ist Spring Skiing in Laax?

Laax bietet bis Ende April ein attraktives Pistenangebot und sichere Schneebedingungen auf einer Höhe zwischen 1000 und 3000 Metern, 70 Prozent der Pisten befinden sich oberhalb von 2000 Metern. Daher sind auch im Frühjahr die Wintersportbedingungen ideal.

Was sind die Vorteile von Spring Skiing?

Die Region ist besonders sonnenreich und bietet auch im Frühjahr ein vielfältiges Pisten- und Snowparkangebot. Die Gäste schätzen die Schneesicherheit und die angenehmen milden Temperaturen. Ausserdem gibt es für Kurzentschlossene oder Kurzaufenthalter attraktive Angebote. Tagesgäste profitieren von vergünstigten Tageskartenangeboten ab 38 Franken pro Person, welche über «LAAX+», dem neuen Liftticketshop, online bestellt werden können.

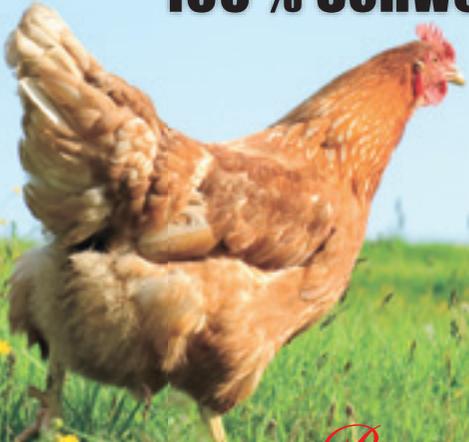
Katja Olf, Kommunikationsbeauftragte, Weisse Arena

Anzeige



100 % Schweizer Freilandeier





Bschüssig Teigwaren sind seit über 135 Jahren ein Begriff, für feine Teigwaren aus reinem Hartweizengriess. Mit den besten Eiern von Hühnern aus Freilandhaltung. Vielfältig in den Formen und in 1a-Qualität von Pasta Premium.



100%
Schweizer Freilandeier
Swiss Premium Quality

PASTA *Premium* AG

www.pasta-premium.com



Hästens 
since 1852



We sleep.

Do you?

Retten Sie mit uns den Wald!

Vom 1. März bis 31. Mai pflanzt Hästens für jedes verkaufte Hästens-Bett einen Baum. Unsere Mission ist neuer Wald. Machen Sie mit! So schlafen Sie im Einklang mit der Natur.

Den Traum vom guten Schlaf können Sie sich bereits ab 5.020 CHF* erfüllen.
*Modell Marquis mit BJ-Auflegematratze, 180x200 cm

HÄSTENS STORE ZÜRICH

Talstrasse 66, 8001 Zürich
Tel. 043 333 00 11, Fax. 043 333 00 22
zuerich@hastensstores.com

Öffnungszeiten: Montag-Freitag 1000-1800, Samstag 1000-1600



1 SOLD
BED

=

1 PLANTED
TREE

hastens.com



Essay

Wächterrat von Strassburg

Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte versinkt in einer Fülle von über 150 000 unerledigten Fällen. Trotzdem mischt er sich gerne und ohne Grund in die Gesetzgebungen der einzelnen Länder ein – vor allem auch in der Schweiz.

Von Martin Schubarth

Grossartig! So meine Reaktion nach der Lektüre eines beeindruckenden Aufsatzes von Bundesrichter Hansjörg Seiler («Menschenrechte – Das trojanische Pferd des demokratischen Rechtsstaats», in: «L’homme et son droit – Mélanges en l’honneur de Marco Borghi»). Hier wird ungeschminkt dargestellt, wie die Demokratie zerstört wird, wenn ein dem islamischen Wächterrat vergleichbarer Menschengeschichtshof seine allein selig machende Sicht der Menschenrechte dem Volke als absolute, nicht diskutierbare Wahrheit aufzwingt.

Worum geht es? In Strassburg wirkt der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR), bestehend aus 47 Richtern – pro Land ein Richter –, die sich je länger, je mehr zum europäischen Gesetzgeber aufschwingen, obwohl ihnen kein europäischer Staat und schon gar nicht die Schweiz je einen solchen Auftrag gegeben hat. Mit grossem Interesse greift man deshalb zu einer Publikation, die eine Darstellung schweizerischer Fälle in der Rechtsprechung des Strassburger Gerichtshofs gibt (Michel Hottelier/Hanspeter Mock/Michel Puéchavy: «La Suisse devant la Cour européenne des droits de l’homme», Schulthess, 2011). Das Buch zeigt, wie Vorbehalte und auslegende Erklärungen der Schweiz in Strassburg ignoriert wurden.

Allerdings drängt sich eine Frage auf: Genügt es heutzutage, eine positivistische Darstellung der europäischen Rechtsprechung zu geben? Kann man die schleichende Abschaffung der Gesetzgebungshoheit von Parlament und Volk mit Stillschweigen übergehen?

Dies sei am Beispiel zweier Fälle geschildert: Männer, die aus gesundheitlichen Gründen keinen Militärdienst leisten, haben Militärflichtersatz zu bezahlen. So will es das demokratisch beschlossene Schweizer Recht. Und dafür gibt es gute Gründe. Militärdienst bedeutet für den betroffenen Bürger eine erhebliche finanzielle und persönliche Belastung. Militärflichtersatz ist die Kompensation für die Vorteile, die sich aus der Befreiung vom Militärdienst ergeben. Ohne auf diesen zentralen Gesichtspunkt einzugehen und ohne jeden Respekt vor dem nationalen, demokratisch legitimierten Gesetzgeber sieht der EGMR darin eine Diskriminierung Behinderter. Das hier angezeigte Buch äussert sich nicht zu dieser Problematik.

Zweiter Fall: Ein Mann nimmt eine Geschlechtsumwandlung vor und verlangt die Übernahme der Kosten durch die Grundversicherung, obwohl er bewusst die nach Schweizer Recht zu beachtende Wartezeit von zwei Jahren nicht eingehalten hat. Und Strassburg gibt ihm recht, obwohl die EMRK kein Recht auf Krankenversicherung kennt und obwohl die Regelung des Schweizer Rechts zumindest vertretbar ist. Auch dieser Fall wird in der erwähnten Schrift nicht problematisiert. Diese Haltung ist nicht untypisch. Es gibt in der



Widerrechtliche Zielsetzung: Genfer Hausbesetzer.

Schweizer Rechtswissenschaft eine Art Fange-meinde für Menschenrechte.

Das ist auch gut so, soweit es wirklich um elementare Menschenrechte geht. Allein: Der Absolutheitsanspruch, der hinter dem von Strassburg heute gelebten Menschenrechtskonzept steht, wird ignoriert, ein Absolutheitsanspruch, der tendenziell zur Abschaffung des demokratischen nationalen Gesetzgebers führt und dem der Anspruch zugrunde liegt, durch Richterrecht eine einheitliche europäische Rechtsordnung zu schaffen mit Geltungsanspruch von Lissabon bis Wladiwostok. Dieser Anspruch beruht auf einer Selbstermächtigung des Gerichtshofes,

der Sache nach auf einem juristischen Staatsstreich in Permanenz. Und er führt tendenziell zur Abschaffung der Demokratie. Der demokratische Gesetzgeber wird so ersetzt durch ein Gremium von 47 europäischen Richtern, die in der Regel nicht verwurzelt sind in der jeweils betroffenen, in unserem Zusammenhang also der schweizerischen Rechtsordnung.

Zurück zur Kernaufgabe

Die dringend nötige Reflexion über die wahre Aufgabe des EGMR steht in der Schweiz erst in den Anfängen. Das Bundesgericht selbst hat sich zum obenerwähnten Fall der Geschlechtsumwandlung sehr deutlich über die Grenzen der Zuständigkeit von Strassburg ausgesprochen (BGE 137 I 86). Damit hat es einen Anstoss zu einer seit langem überfälligen Diskussion gegeben. Welches ist die Kernaufgabe des EGMR, der, nebenbei bemerkt, in einer Fülle von 150 000 unerledigten Fällen versinkt? Die Antwort darauf liegt auf der Hand: Abbau des Pendenzenbergs und Rückbesinnung auf den Schutz der Menschenrechte, wie er dem historischen Verständnis der Europäischen Menschenrechtskonvention entspricht.

Die Politik hat dies inzwischen erkannt. Das britische Unterhaus hat vor einem Jahr in einer Resolution den EGMR an die Prärogativen des Parlaments erinnert. Italien hat vor zwei Jahren unmissverständlich zum Ausdruck gebracht, dass es das von einer Kammer des EGMR ausgesprochene Verbot von Kruzifixen in Schulen nie akzeptieren werde, und hat damit die Grosse Kammer des EGMR in die Knie gezwungen (*Weltwoche* Nr. 14/11, S. 37). Und in der Schweiz hat neuerdings Nationalrat Christoph Mörgeli am 23.12.2011 eine Interpellation eingereicht, die aus Anlass des Genfer Hausbesetzerfalles (vgl. dazu *Weltwoche* Nr. 44/11, S. 35) die Perversion der Menschenrechte durch den EGMR aufs Tapet bringt. In jenem Fall hatten die Genfer Gerichte und zuletzt das Bundesgericht in Anwendung von schweizerischem Recht einen Verein wegen seiner illegalen Zielsetzung, nämlich Organisation illegaler Hausbesetzungen, gerichtlich aufgelöst. Doch Strassburg wusste es besser. Der Sache nach gewährte es damit einem Verein mit widerrechtlicher Zielsetzung ein Menschenrecht auf Weiterverfolgung seiner illegalen Aktivitäten.

Martin Schubarth ist Jurist und ehemaliger Bundesgerichtspräsident. www.martinschubarth.ch

Die wahren Wurzeln der EU-Krise

Zur Rettung des Euro reiche es, Schulden durch Schulden abzulösen, meinen die einen. Die andern pochen immerhin auf die strukturelle Sanierung der Staatshaushalte. Aber niemand will sehen, dass das Grundübel in der repräsentativen Demokratie liegt. *Von Hans Widmer*



Mit eisernem Besen: britische Premierministerin Thatcher, 1975.

Die zahlreichen Versuche zur Rettung des Euro beherrschen die Schlagzeilen. Dabei wird übersehen, dass das Grundübel in der repräsentativen Demokratie liegt: Sie bevorzugt Volksschmeichler, stiftet zu Überaktivität an und schliesst das Volk aus.

1 — Die Volksschmeichler

Der Politik-Kandidat muss seinen Wählern besser gefallen als der Opponent. Vorausgesetzt sind sympathisches Auftreten plus der Enthusiasmus einer Minorität, beispielsweise der Puerto-Ricaner in New York, welchen die Senatskandidatin durch Bemühen um Begnadigung eines Schwerverbrechers gewinnen kann. Als Parteiprogramm reichen, was das Wesentliche wie Überschuldung oder Arbeitslosigkeit angeht, Plattitüden. Was hingegen mobilisiert, sind heisse Eisen wie Abtreibung oder Schwulenehe – welche weder zur Ent-

scheidung anstehen noch objektiv erheblich sind. Aus diesem Grund bilden sich Politiker-kasten mit Eigeninteressen aus, welche die Wiederwahl in der Regel weit mehr beschäftigt als das Wohl des Landes. Es bieten sich zwei Parteien an, eine für mehr individuelle Freiheit sowie Wohlstand durch Steuersenkungen, die andere für mehr Staat sowie soziale Gerechtigkeit durch Reichtumssteuern. «Gouverner c'est prévoir», lautet ein Sprichwort – ja, aber bloss in Bezug auf die nächsten Wahlen. Welch groteske Wahlversprechen werden in den gegenwärtigen amerikanischen Vorwahlen verbreitet! Das Interesse des Landes ist bloss ein Vorwand für die Selbstdarstellung.

Gleichgültig, wie gut oder schlecht die Leistungen: Relevant ist die aktuelle Befindlichkeit der Wähler, insbesondere wirtschaftlich – und da diese immer hinter den Erwartungen zurückbleibt, werden sie derer überdrüssig, die

am Ruder sind, und wählen die andern. In Krisen sehnen sie sich nach dem eisernen Besen, welcher, wie Thatcher, eine Weile kehren darf. Aber wenn das Größte abgewendet ist, darf die Opposition wieder ran, welche die Vorgänger für die unumgänglichen Opfer brandmarkt.

2 — Die Überaktivität

Mitterrand verglich sich bei einem privaten Mittagessen mit de Gaulle und sagte: «Mein Pech war, keinen Krieg gehabt zu haben.» Es braucht also nicht Mao oder Ceausescu, um zu illustrieren, wie weit das gehen kann: der Staat als Vehikel der Selbstverwirklichung. Weil in den europäischen repräsentativen Demokratien diejenige Partei die Exekutivgewalt hat, die auch die Legislative dominiert, kann sie während vier Jahren monumentale Programme in Gang setzen, welche die Opposition ebenso zügig kippt, wenn sie ans Ruder kommt. Da sie

Dem Missstand ist gegenwärtig leider nur mit der Rute beizukommen.

Nachfolgestaaten von Monarchien oder Diktaturen sind, sind sie punkto Merkantilismus, Subventionierung von Branchen, Ansiedlung neuer Industrien, Förderung der Exporte usw. in der Wolle gefärbt. (Ironie: Die positive Hauptleistung der EU liegt darin, die inner-europäischen Handelsbarrieren wieder abzubauen – sie stellt sie jedoch als Kollektiv gegen den Rest der Welt wieder auf.)

So operieren repräsentative Republiken naturgesetzlich am Rand des finanziellen Ruins, also zu Lasten künftiger Generationen. Die nach dem Krieg expandierende Wirtschaft schaffte erst genug Steuersubstrat, aber dann gestatteten sich die Herrschaften, ihre Staatshaushalte aufzublähen mit Staatsquoten von über 50 Prozent und Verschuldungen einschliesslich Rentenversprechen im Umfang mehrerer Bruttosozialprodukte – dies bei einer Arbeitslosigkeit von 10 Prozent und mehr. Gegensteuer löst erst die Katastrophe aus. Zum Beispiel jetzt.

3 — Das Desinteresse der Bürger

Die regelmässige gegenseitige Ablösung der Linken und der Rechten in den Standard-Republiken ergibt zwar politischen Wettbewerb – aber nicht um bessere Lösungen, sondern um Macht, überdies reduziert auf die Zeit der

Wahlkampagnen. Die zwei sich im Regieren ablösenden Parteien reflektieren noch immer die Verhältnisse unter Gewalt: Es gibt Sieger und Besiegte – nicht Kooperation und Kompromiss im Interesse des Ganzen. Begleitende Rhetorik und Polemik sind oft kunstvoll und werden zum Selbstzweck. Die Bürger hingegen werden nicht gefragt – entsprechend sind sie desinteressiert, desillusioniert und demotiviert.

Ad absurdum getrieben: oben von Eigeninteressen gelenkte Volksschmeichler und unten ein am Ganzen desinteressiertes Volk – zwei sich gegenseitig bedingende Voraussetzungen. Das schreit wohl nach direkter Demokratie, wo alle entscheiden, was alle angeht (Dürrenmatt) – aber diese setzt mündige Bürger voraus. Und solche erwachsen eben nur der Mitbestimmung und -verantwortung: also einer Evolution mit langem Anlauf – in der Grössenordnung eines Jahrhunderts.

4 — Die Risiken

Das Beispiel Kaliforniens zeigt: Seit 1978 werden den Stimmbürgern jährlich um ein halbes Dutzend Volksinitiativen vorgelegt. Jene von 1978 über die Reduktion der Liegenschaftssteuern («Proposition 13») gab den Auftakt. Sie wurde zwei zu eins angenommen, die Liegenschaftssteuern fielen um 40 Prozent – was ungefähr einem Viertel der Bildungsausgaben entsprach. Seither wurden vorgelegt: etwa das Verbot von



Politik als Selbstzweck: Merkel, Sarkozy.

Pferdefleisch oder der gleichgeschlechtlichen Ehe, die Befreiung von Snack-Food von der Mehrwertsteuer – nichts Bedrohliches.

Bedrohlich hingegen wurden Initiativen, welche Bildungsausgaben mit Wachstum indexierten, Gefängnisstrafen vervielfachten,

öffentlichen Verkehr oder Wohneigentum förderten et cetera – nicht weil sie einzeln nicht wünschbar wären, sondern weil die dezimierten Staatseinnahmen dafür nicht mehr reichten. Im Gegensatz zum Markt führt Eigennutz als alleiniges Kriterium der Stimmbürger politisch nicht von selbst zum guten Ergebnis, sondern möglicherweise in die Katastrophe. Das grandios funktionierende Schweizer Modell kann also nicht einfach verordnet werden, aber mindestens in kleinen Schritten angestrebt – statt der bornierten Perpetuierung von Unmündigkeit.

Bleibt also nur Merkels Europäische Top-down-Union als Ausweg aus der herangewucherten europäischen Krise? Vorerst leider ja: Dem Übel ist gegenwärtig nur mit der Rute beizukommen. Aber wehe, wenn das kurzfristig Notwendige noch weiter institutionalisiert wird – dann gibt es keine Rettung mehr. Sanierung und nachhaltige Entwicklung sind zwei Paar Stiefel. Bottom-up heisst die nachhaltige Lösung: verantwortungsbereite Bürger in einer Demokratie, welche sie um ihre Meinung fragt. Die repräsentative Demokratie ist nur eine Übergangslösung. Aber sagen Sie das einem Bundestagsabgeordneten – er wird, gütig lächelnd, an Ihrem Verstand zweifeln.

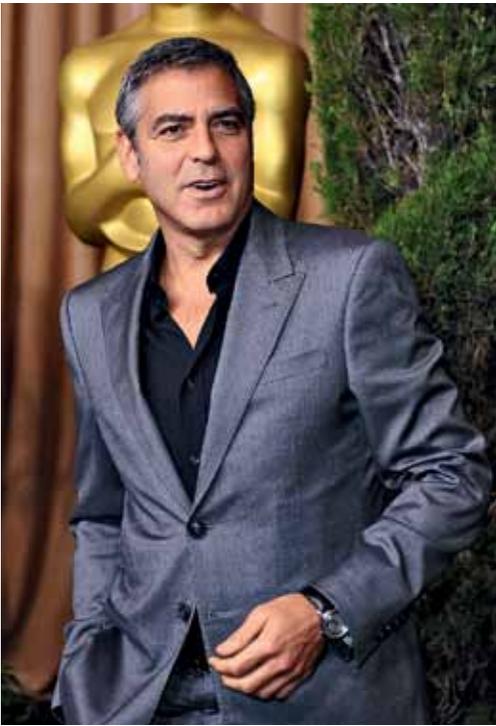
Hans Widmer, 71, ist ehemaliger Chef von McKinsey, Oerlikon-Bührle, Bally und Schweiter und wird als Schweizer Industrieheld bezeichnet.

Weltwoche- Werkschau:

Das sind viele gute Argumente,
die für ein Weltwoche-Abonnement sprechen.

Bestellen Sie jetzt ein Probe-Abonnement
à 10 Ausgaben für nur Fr. 40.–.
Telefon 043 444 57 01
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
oder unter www.weltwoche.ch/abo.





Hervorragende Vaterrolle: George Clooney.



Besser als der Film: Viola Davis aus «The Help».



Für Überraschungen gut: Michelle Williams.

Gala der alten Garde

Sonntagnacht ist Oscar-Nacht. Unsere Reporterin in Los Angeles über Kronfavoriten, Verlierer und eine Academy, deren Geschmack immer seltener den des Kinopublikums trifft.

Von Beatrice Schlag

Niemand ausser der Academy selber weiss genau, wer ihr angehört. Sie gibt die Namen ihrer Mitglieder nicht preis. Aber eine von der *Los Angeles Times* vor wenigen Tagen veröffentlichte Studie bestätigt, was man in den letzten Jahren immer öfter ahnte: Die Jury, die über die begehrtesten Preise der Filmindustrie bestimmt, ist ein überalterter, weisser Herrenklub. Von den 5783 Academy-Mitgliedern sind über 90 Prozent weiss und über 75 Prozent männlich. Das Durchschnittsalter liegt bei 62 Jahren. Gerade 14 Prozent sind unter 50. Wundert es jemanden, dass der französisch-belgische Stummfilm «The Artist» die grössten Chancen hat, als bester Film ausgezeichnet zu werden? Nichts gegen «The Artist». Er ist eine hinreissende Liebeserklärung ans Kino. Aber der aufregendste Film von 2012? Nicht im Ernst. Zudem lockte er verhältnismässig wenig Publikum an. «The Descendants» ist unter den nominierten Filmen die viel bessere Wahl. Halten Sie die Daumen.

George Clooney — Er wollte die Hauptrolle in «The Descendants» als Vater zweier Töchter, deren Mutter verunglückt ist, dringend spielen. Vor sieben Jahren hatte sich Clooney bei Regisseur Alexander Payne bereits um die Rolle des gescheiterten TV-Schauspielers in «Sideways» bemüht. Aber Payne sah den *A-lister* nicht als glaubwürdige Besetzung für ei-

nen erfolglosen Darsteller. In «The Descendants» geht es um Ehebruch, Tod und die Hilflosigkeit eines Fünfzigjährigen, der als Vater plötzlich gefragt ist. Klingt nicht lustig, ist es aber. Traurig manchmal auch. Dass Clooney beides hervorragend kann, zumal in einer Vaterrolle und in Hawaii-Hemden, war eine Überraschung, die den Oscar verdient.

Viola Davis — Als schwarze, diskriminierte Maid Aibileen im Mississippi der fünfziger und sechziger Jahre spielt die 46-Jährige in «The Help» ihre erste Filmhauptrolle. Wer 2008 ihren nur achtminütigen Auftritt mit Meryl Streep in «Doubt» sah, für den die Academy sie als beste Nebendarstellerin nominierte, hat sie nicht vergessen. Drei Jahre später sind Viola Davis und die zum 17. Mal nominierte Meryl Streep (als «The Iron Lady») die beiden Spitzenanwärterinnen für den Oscar. Sie sind beide besser als die Filme, für die sie nominiert sind. «The Help» mutet zwar an wie ein politisch korrekter Sozialfilm aus den späten sechziger Jahren. Aber im Gegensatz zu Margaret Thatcher bringt einen Aibileen zum Weinen. Und dafür hat die Academy immer eine Schwäche. Deswegen wird der Oscar für die beste Nebendarstellerin vermutlich ebenfalls an «The Help» gehen. Und zwar an Aibileens schwarze Freundin Minny, gespielt von Ocatvia Spencer.

Brad Pitt — Als Baseball-Trainer Billy Beane in «Moneyball» hat Pitt kaum Oscar-Chancen gegen Clooney und «Artist»-Hauptdarsteller Jean Dujardin. Das ist schade. Denn seine Nominierung ist mehr als verdient. Ausserdem ist «Moneyball» ein guter und vergnüglicher Film, selbst wenn man keine Ahnung von Baseball hat. Seit der jahrelange Medienlärm um Brangelina etwas abgeklungen ist, kann man wieder sehen, wofür man eine Weile vor lauter Klatsch nicht empfänglich war: dass der inzwischen 48-Jährige ein unglaublich guter Schauspieler ist. Gemeinerweise sieht er noch besser aus, seit er Falten hat.

Michelle Williams — Seit sie als verhärmte Ehefrau von Heath Ledger für «Brokeback Mountain» 2006 erstmals nominiert wurde, war Michelle Williams für etliche Überraschungen gut. Selten hat einen im Kino der Zerfall einer Ehe mehr deprimiert als in «Blue Valentine» im letzten Jahr, wo die 31-Jährige und der gleichaltrige Ryan Gosling ebenso leise wie furios spielen, was jeder einmal erlebt hat: das fast wortlose Abhandenkommen der Liebe. Ein Jahr später verblüfft die oft unscheinbar wirkende Schauspielerin aus Montana in «My Week with Marilyn» als strahlende junge Monroe, die eine Woche lang die Bewunderung und das Umsorgtsein von einem



Aufregendster Mime des Jahres: Ryan Gosling.

jüngeren Liebhaber genießt – eine in ihrer an älteren Herren reichen Biografie seltene Erfahrung.

Ryan Gosling — Das letzte Jahr war seins: Vier völlig unterschiedliche und hervorragende Filme lösten eine Gosling-Mania aus: «Blue Valentine» (der fast überall erst 2011 anlief), die Komödie «Crazy, Stupid, Love», Clooneys Politikampagnen-Satire «The Ides of March» und der beste von allen, Nicolas Winding Refns Action-Thriller «Drive». Sie katapultierten den Kanadier auf Hollywoods A-Liste und beflügelten Kritiker zu Vergleichen mit Steve McQueen, Marlon Brando und George Clooney. Sein Model-Körper («Are you photo-shopped?»), fragt ihn Partnerin Emma Stone in «Crazy, Stupid, Love», als er zum ersten Mal das Hemd auszieht) und seine Wortkargheit versetzen Zuschauerinnen und Zuschauer gleichermaßen in Begeisterung. Gosling war keine Neuentdeckung. Wie gut er selbst in einer Schmonzette sein kann, war bereits 2005 in «The Notebook» zu besichtigen. Ein Jahr später erhielt er seine erste Oscar-Nominierung für den grossartigen «Half Nelson». Danach tauchte Gosling bis 2011 in die Indie-Szene ab, an Blockbustern offenbar wenig interessiert. Dass die Academy für den aufsehenerregendsten Schauspieler des letzten Jahres nicht eine einzige Nominierung für angemessen hielt, erzählt etwas über ihre hoffnungslose Antiquiertheit.

Rooney Mara — Wer Noomi Rapace 2009 als Lisbeth Salander in der schwedischen Erstverfilmung von «The Girl with the Dragon Tattoo» sah, fragte sich, warum die Amerikaner schon ein Jahr später ein Remake planten.



Nicht überzeugender, aber anders: Rooney Mara.

Wer konnte eine so blitzgescheite und emotional so beschädigte Actionheldin, wie man sie noch nie im Kino gesehen hatte, besser spielen als Rapace? Jetzt wissen wir, dass Rooney Mara, 2010 als Freundin von Mark Zuckerberg in «The Social Network» zu sehen, das nicht besser, aber anders und ebenso überzeugend kann. Ihre Lisbeth ist verwundbarer. Gleichzeitig wirkt die schwarze Kluft weniger befremdend, eher wie eine Maskerade, mit der sie sich die Umwelt bewusst vom Leib hält. Dass Rooney Mara nominiert wurde, wirkt wie ein wenig glaubwürdiges Zugeständnis der Academy an jüngere Zuschauer. Welche Chance sollte Mara gegen Davis und Streep haben?

Christopher Plummer — Er spielt den Millionär Henrik Vanger in «The Girl with the Dragon Tattoo», der Daniel Craig als Ermittler anheuert. Aber nicht das interessierte die Academy, sondern Plummers Nebenrolle als Witwer Hal in «Beginners». Als Hal nach 38 Jahren Ehe seine Frau begraben hat, erzählt er seinem Sohn endlich, was die Ehefrau längst wusste: Hal ist schwul. Mit Stolz, Würde und Schwung beginnt der Witwer seine Homosexualität zu leben. Der Kanadier Christopher Plummer, 82 und seit fast 60 Jahren als TV- und Filmschauspieler ein Begriff, wurde noch nie für einen Oscar nominiert. Ein vergnügter und einer Minderheit gegenüber respektvoller Film scheint die beste und vielleicht letzte Gelegenheit, das nachzuholen.

Seinen schärfsten Konkurrenten, den gleichaltrigen Schweden Max von Sydow, braucht man ebenfalls nicht vorzustellen. Er wurde durch Filme mit Ingmar Bergman weltberühmt. Seine Rolle als stummer Begleiter des jungen Oskar in «Extremely Loud & Incredibly



Letzte Gelegenheit? Christopher Plummer.

Close» ist das einzig Interessante an diesem völlig unplausiblen Post-9/11-Film. Da von Sydow bereits einmal nominiert wurde, dürfte der Oscar für Plummer gesetzt sein.

Charlize Theron — Die schöne Südafrikanerin ist nicht nur eine der besten, sondern auch der furchtlosesten Schauspielerinnen Hollywoods. Dass die Academy ihre herrliche Rolle als unerträgliche ehemalige Highschool-Beauty in Jason Reitmans «Young Adult» ignorierte, die einem am Ende des Films noch unsympathischer ist als zu Beginn, ist eines der vielen Rätsel der diesjährigen Academy-Entscheidungen.

Woody Harrelson — Was für ein Pechvogel! Letztes Jahr war der für «The People vs. Larry Flynt» 1996 erstmals nominierte Schauspieler mit dem schütterten Haar und der auf der Leinwand unermüdlich scheinenden Energie für seine Nebenrolle in «The Messenger» erneut auf der Oscar-Liste. Leider fiel der ausgezeichnete Film beim Publikum kläglich durch. Sein neuer, von der Kritik hochgelobter Film «Rampart», in dem er einen sadistischen und rassistischen Cop spielt, der ein hinreissender Familienvater ist, wurde als DVD von der Academy an alle Mitglieder verschickt. Sämtliche DVDs waren defekt. Nach Academy-Reglement darf eine defekte DVD nur ersetzt werden, wenn der Empfänger schriftlich darum bittet. «Es ist frustrierend. Aber ich weiss doch, wie viele DVDs man von der Academy bekommt», sagt Harrelson, «wenn eine [...] kaputt ist, schmeiss ich sie einfach weg.»

Oscar-Verleihung: In der Nacht auf Montag, 27.2., ab 1.30 Uhr auf Pro7.

Die erste sexuelle Revolution

Vergesst die Blumenkinder und den «Summer of Love»: Bereits im 18. Jahrhundert sprengten Lust und Laster die Ketten kirchlicher Moral. Ein neues Monumentalwerk enthüllt, wie London vor 250 Jahren zum Zentrum der freien Liebe wurde. *Von Urs Gehriger*

«Liebe ist frei! [...] Kein System konnte erdacht werden, das mit mehr Eifer das menschliche Glück befiehlt, als die Ehe. [...] Einzig durch Abschaffung der Ehe lässt sich zu einer gesunden und natürlichen Form sexueller Verbindung finden.»

Weder ein Woodstock-Blumenkind noch das Kommune-1-Groupie Uschi Obermaier noch ein Pariser Barrikadenstudent hat diese Zeilen hinterlassen. Auch stammt das Zitat nicht aus dem sogenannten Sommer der Liebe. Es stammt aus «Queen Mab», der Autor heisst Percy Bysshe Shelley, geschrieben hat er es 1813. Keine Randnotiz dichterischen Sturm und Drangs ist es. Shelleys Gedanken waren en vogue, eine Schaumkrone sozusagen auf einer Gesellschaft, die heftig in Wallung geraten war.

Der Oxford-Historiker Faramerz Dabhoiwala nennt jene Ära «The Origins of Sex» – «Die Wiege des Sex», was etwas aufgesetzt klingt. Doch in der Tat geht es in seinem soeben veröffentlichten gleichnamigen Buch um Epochales. Quellenstark legt er dar, dass wir bis anhin einem Irrtum aufgesessen sind. Hippies, «Summer of Love», Antibabypille waren nicht der Beginn der freien Liebe. Die erste sexuelle Revolution fand Generationen früher statt, im England des 18. Jahrhunderts.

Mit einem B auf der Stirn gebrandmarkt

Eine sexuelle Umwälzung in jener Epoche anzusiedeln, erstaunt allein schon deshalb, weil noch kurz zuvor sittliche Unzucht rigoros verfolgt worden war. Im 17. Jahrhundert wurden Ehebrecher in Europa exekutiert. Sex ausserhalb der Ehe war illegal. Kirche und Staat scheuten keinen Effort, Sünder zu jagen und zu bestrafen. 1650 wurde ein Gesetz gegen sexuelle Vergehen erlassen, welches verfügte, dass Freudenhausbesitzer auf der Stirne mit dem Buchstaben B (für *brothel*) gebrandmarkt wurden. Schwangeren Frauen, die keinen Ehemann vorweisen konnten, drohte in Teilen Englands gar der Galgen. Sex war definitiv keine Privatangelegenheit.

Umso überraschender liest sich Dabhoiwalas Buch, die Summe seiner zehnjährigen Recherche. Der Sohn indischer Einwanderer, heute Professor in Oxford, belegt seine Studie mit erstaunlichen Zahlen: 1650 war nur ein Prozent aller Geburten in England illegitim. 150 Jahre später traten fast vierzig Prozent der Bräute schwanger vor den Traualtar, und ein Viertel aller erstgeborenen Kinder war uneh-

lich gezeugt worden. In der Zwischenzeit muss Englands Gesellschaft einen fundamentalen Wandel vollzogen haben.

Als zentralen Faktor, der zu dieser Erschütterung führte, identifiziert Dabhoiwala die demografische Entwicklung. Vor dem 17. Jahrhundert lebten neunzig Prozent der Bevölkerung auf dem Land. London, die einzige grössere Stadt Englands, zählte im Mittelalter lediglich 40000 Einwohner. 1660 war es bereits das Zehnfache und um 1800 überschritt die Stadt die Millionengrenze. Die Maschinerie der Sittendisziplin stiess schnell an Grenzen. Neue Präferenzen wurden gesetzt. Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung stand nun im Zentrum. Man begann Verbrechen und Sünde zu unterscheiden.

Die tiefere Ursache allerdings für die aufkeimende sexuelle Zügellosigkeit war weder sozialer noch legaler, sondern religiöser Natur. Es mag paradox erscheinen: Ausgerechnet die rigoros sittenstrenge Reformation erwies sich als Brandbeschleuniger für die sexuelle

Die tiefere Ursache für die aufkeimende sexuelle Zügellosigkeit war religiöser Natur.

Revolution. Reformatoren wie Luther und Zwingli hatten der Unkeuschheit den Kampf angesagt. In den Augen eines Protestanten war die katholische Sexualmoral erbärmlich lasch und unehrlich. Ihre Priester waren lüsterne Parasiten, das Ideal des Zölibats war nichts weiter als ein schlechter Witz. Besonders skandalös war die stillschweigende Tolerierung der Prostitution.

Tödlicher Cocktail für die Moral

Protestanten verschärfte die Sexualgesetze, doch sie vermochten das Rad nicht nachhaltig zurückzudrehen. Im Kampf der Konfessionen wurde die Einheit des europäischen Christentums zerschlagen. Die Reformation öffnete die Gesellschaft, indem sie die Autorität der Kirche aushöhlte.

Der religiöse Konflikt im 17. Jahrhundert brachte England Veränderungen, die ein Jahrhundert zuvor undenkbar gewesen wären: Bürgerkrieg, Königsmord, religiöse Freiheit. Dieser Cocktail sollte das System der öffentlichen Sexualdisziplin nachhaltig zerstören. Doch wann eruptierte der Vulkan? Welche Art Ereignis entfesselte die sexuelle Revolution?

Bezogen auf die 1960er Jahre, meinte Philip Larkin, Jazzkritiker und Monument unter den englischen Dichtern: «Sexual intercourse began / In nineteen sixty-three / Between the end of the Chatterley ban / And the Beatles' first LP» (Der Verkehr der Geschlechter begann / Neunzehndreiundsechzig / Zwischen der Aufhebung des Verbots von «Lady Chatterley» / Und der ersten Beatles-LP).

Selbstverständlich wusste Larkin, dass nicht alles 1963 begann. Während Jahrzehnten war das Terrain vorbereitet worden: Sigmund Freud, Charles Fourier, Wilhelm Reich, der Kinsey-Report bearbeiteten mit ihren Forschungen und Dichtungen, Spitzhacken und Schaufeln ähnlich die verkrustete Moralvorstellung, bis schliesslich innert weniger Jahre neue Lebens- und Liebesformen in aller Öffentlichkeit zelebriert werden konnten.

Entdeckungen in Übersee

Ähnlich vielgestaltig waren die Vorarbeiter der ersten sexuellen Revolution. Dabhoiwala zitiert Schriftsteller, Sozialreformer, Dichter, Philosophen – Zeitgenossen Newtons, welcher die Fundamente der modernen Physik gelegt hatte: Kinder der Aufklärung allesamt, die mit ihrem Scharfsinn die religiösen Dogmen perforierten. John Locke schälte scharfsinnig das Spirituelle von der Moral. David Hume denunzierte die von der Kirche verordnete Keuschheit als künstliche Tugend, die man erfunden habe, damit Männer sich in Gewissheit wiegen könnten, dass «ihre Kinder tatsächlich die eigenen sind». Was jemand mit dem eigenen Körper tue, sei Privatsache.

Die vorherrschende Moral der Kirchenväter geriet fundamental unter Beschuss, indem die Wahrheit und Autorität von Gottes Wort grundsätzlich angezweifelt wurden. Nichts in der Heiligen Schrift, was gegen die Vernunft war, könne als Wahrheit akzeptiert werden, waren die übermütigsten Vorkämpfer der Ratio überzeugt. Der Moralkodex des Christentums sei nicht gottgegeben, sondern wie die heiligen Schriften anderer Kulturen auch ein Produkt menschlicher Vorstellung und Fantasie.

Beleg waren ihnen die Entdeckungen in Übersee. Als sich das *British Empire* nach Nordamerika und Asien ausdehnte und James Cook den Südpazifik erkundete, wurden die sexuellen Bräuche der Ureinwohner in Übersee mit wachsender Faszination debattiert. Der Tahitianer Omai, den Cook 1774 von seiner zweiten



Des Königs Hure: Nell Gwyn (1650–87), Mätresse von Karl II.

Reise nach London mitgeschleppt hatte, wurde in der westlichen Metropole zur Attraktion: «Ohh!, zwei Frauen – sehr gut; drei Frauen – sehr, sehr gut!», sagte der Eingeborene anlässlich eines der unzähligen Anlässe, die zur Ergötzung der sogenannten zivilisierten Gesellschaft organisiert wurden.

In das Gefühl kultureller Überlegenheit mischten sich Zweifel, ob abendländische Moralvorstellungen tatsächlich natürlich waren. Die Sitten rund um die Welt, die man nun in schnellem Tempo entdeckte, waren von ra-

dikaler Vielfalt, und alle schienen einem inneren Naturgesetz zu folgen: Es gab Völker, welche die Prostitution von Bräuten zelebrierten. Andere wiederum betrieben «öffentliche Freudenhäuser, wo Männer anschafften» oder «zehn oder zwölf» Paare gleichzeitig ein Bett teilten. Es gab Könige, die Mädchen entjungferten, bevor sie ihrem Bräutigam übergeben wurden. Und aus muslimischen Ländern wurde berichtet, ein Mann könne als «Heiliger von grosser Pietät und Tugend» bezeichnet werden, «weil er sich nie mit Frauen oder

Jungen einliess, sondern ausschliesslich mit Maultieren».

Viele dieser fremden Sitten wurden verzerrt wahrgenommen und waren mit voyeuristischer Fantasie frisiert. Nichtsdestoweniger drängten sich Fragen auf: War die eigene sexuelle Moral tatsächlich in Stein gemeisselt? Warum sollte nur ein monogamer Verkehr erlaubt sein?

Privatisierung der Sexualität

Zwar wurde Polygamie von den meisten weiterhin als verwerflich erachtet, doch die grundsätzliche Idee, dass Sex zwischen Erwachsenen auf der Basis gegenseitiger Einwilligung eine Privatangelegenheit sei, wurde zunehmend akzeptiert. War einmal der Damm des christlichen Sittenkodex gebrochen, wurden die Grenzen sinnlicher Freiheit weiter ausgelotet. Männliche Promiskuität wurde immer zügelloser ausgelebt. Und mit der Nachfrage stieg das Angebot. Um 1800 zählte man in London 50 000 Prostituierte, schreibt Dabhoiwala. Anders ausgedrückt: Jede zehnte Londonerin war eine Hure.

«Unkontrollierte Fleischeslust ist derart die Regel heute in England», sagte Charles Dickens einem fremden Besucher 1848, «dass ich mir ernsthafte Sorgen machen müsste, wäre mein eigener Sohn besonders keusch.» Und 1871 kam eine königliche Kommission zum Schluss, dass das Frequentieren von

Um 1800 zählte man in London 50 000 Prostituierte. Einige schafften es zu Star-Ruhm.

Prostituierten nichts weiter als «eine unkorrekte Schwäche eines natürlichen Impulses» war. So prominent war die Obsession mit der Prostitution, dass ein neuer Begriff dafür kreiert wurde: «Pornographie», die «Beschreibung von Prostituierten» – ein aus dem Altgriechischen kreiertes Kunstwort.

Für die Zeit ab 1740 registriert Dabhoiwala ein neuartiges Phänomen, das sich bis in die Gegenwart halten sollte: die Faszination für «the tart with a heart» – dem Flittchen mit Herz. Bomberpiloten im Zweiten Weltkrieg klebten ein Pin-up ins Cockpit, Automechaniker hängen den Pirelli-Kalender über die Werkbank, und der Gentleman von damals erwärmte sich am Anblick eines Dirnen-Helgen.

Eine Reihe von Prostituierten schaffte es zu allgemeiner Berühmtheit. Gedichte wurden ihnen gewidmet und ihre Porträts gemalt, graviert und vervielfältigt. Mitte des 18. Jahrhunderts konnte ein Besucher Londons in den unzähligen Druckereiläden der Stadt Dutzende verschiedener Hurenporträts erstehen, die in allen Grössen und Formen feilgeboten wurden. Ein Kassenschlager waren winzige Kopien, welche auf Schritt und Tritt diskret mit-

geführt werden konnten. Erlitt ein Mann einen akuten Anfall lüsterner Sinnlichkeit, brauchte er bloss den Deckel seiner Kettenuhr oder Tabakdose aufzuklicken, und schon schmachtete ihm seine Lieblingsprostituierte entgegen.

Der Aspekt, welcher der ersten sexuellen Revolution endgültig zum Durchbruch verhalf, war die Geburt der Massenmedien, in welchen Privatangelegenheiten und persönliche Meinungen beispiellose Publizität erlangten. Die Explosion des Druck- und Zeitungswesens kreierte ein viel demokratischeres und nachhaltigeres Netzwerk für öffentliche Kommunikation, als dies je zuvor existiert hatte.

Frauen entlarvten die männliche Lust

Vor 1600 gab es noch überhaupt keine Zeitungen, und selbst um 1700 war ihre Zahl eng limitiert. Kurz darauf explodierten die Auflagen. Bald hatte die Presse das ganze Land erfasst; jedes noch so kleine Städtchen hatte eine eigene Druckerpresse. Die Engländer gehörten bereits um 1700 – auch abgesehen von den Klatschgeschichten – zu den bestinformierten Völkern der Welt. Der Lesestoff generierte den Drang nach Kommunikation. In Kaffeehäusern, Debattierclubs und Tavernen wurde über Politik, eifriger aber noch über die neuen Sitten und Moden diskutiert.

Ähnlich dem Internet heute wurden damals Zeitungen zu Plattformen der Kommunikation. Bahnbrechend war der *Athenian Mercury*, eine Frage-Antwort-Zeitung, die ab 1691 erstmals das Publikum zur aktiven Debatte

Was der ersten sexuellen Revolution zum Durchbruch verhalf, war die Geburt der Massenmedien.

aufforderte. Ist eine unschuldige Freundschaft zwischen Mann und Frau möglich? Ist Masturbation sündhaft? Kann Ehebruch in irgendwelcher Form gerechtfertigt sein? Keine aus der unendlichen Fülle solch intimer Fragen war neu, aber nie zuvor waren sie so öffentlich, unter Anteilnahme fast der ganzen Gesellschaft, debattiert worden.

Der *Mercury* wurde sofort kopiert. Journale schossen aus dem Boden, einige von ihnen – *Spectator*, *Tatler* – liegen heute noch auf an den Kiosken des Königreichs. Ihre Popularität war sprichwörtlich: Sie waren volksnah und druckten, was die Leute bewegte. «Die Bibel mag die Grundlage der Moral sein», bemerkte ein Leser von damals, «der *Spectator* allerdings lehrt mich eine einfachere und verträglichere Art der Tugend.»

Die Vorstellung von Sex und Moral war – wie in den Jahrhunderten zuvor und heute noch – von Männerfantasien dominiert. Die Debatte wurde nun jedoch lebhafter als je zuvor geführt, weil Frauen in ihr eine unüberhörbare



Jenseits aller Scham: Puffszene von William Hogarth (1697–1764).

Stimme erlangten. «Dies war eine komplett neue Entwicklung», schreibt Dabhoiwala, «deren Auswirkungen bisher unterschätzt worden waren.» Frauen entlarvten öffentlich den männlichen Sex-Drive als angeboren egoistisch und hinterlistig. Sie drangen in Domänen vor, die bisher Männern vorbehalten waren. Sie wurden professionelle Schauspielerinnen, Schriftstellerinnen, Dichterinnen, Philosophinnen – Rollen, welche sie nutzten, indem sie den kulturellen Mainstream mit neuen weiblichen Ansichten über Liebe und Lust aufbrachen. Dabhoiwala sieht darin eine Saat, die erst in diesem Jahrhundert in grosser Breite aufgehen sollte.

Kitty Fisher: Putzfrau und Glamourgirl

Die Massenproduktion von Zeitungen und Magazinen, die Aufweichung der Grenzen zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit generierten ein weiteres Faszinosum, das auch heute noch besonders floriert: Klatsch um Prominente und Celebrities. Worte und (Un-)Taten von berühmten Kurtisanen wurden im 18. Jahrhundert erstmals routinemässig in der Presse analysiert. Die gewieftesten unter den Glamourgirls achteten mit einem feinen Gespür für Publicity darauf, dass ihr Name und Gesicht im Fokus der Öffentlichkeit blieb. Die einen hielten sich – wie heute Lady Gaga – mit ewig wechselnder, kühner Garderobe im Gespräch. Andere schafften es, ähnlich Paris Hilton ohne jegliches Talent ständig im Gespräch zu bleiben.

Ungekrönte Königin des Tratsches war Kitty Fisher. Ursprünglich war sie Putzfrau. Mit

feinsensorischem Instinkt für Intrige und Geld bahnte sie sich einen Weg in die High-Society und pflückte dort einen Gentleman nach dem anderen. Ihr Aussehen und ihre Kleidung wurden sorgfältig inspiziert und kopiert, skurrile Flugblätter und Satiren wurden über sie gedruckt. Kitty schaffte das Kunststück, die Medien mit jeder erdenklichen Banalität auf Trab zu halten. 1759 fiel sie bei einem Ausritt durch den St. James' Park vom



Sex sells: John Clelands «Fanny Hill».



Nichts Neues unter der Sonne: Glastonbury-Festival, 1971.

Pferd. Sie war nicht ernsthaft verletzt, doch das hinderte die Zeitungen nicht daran, während Monaten über das Nicht-Event zu tratschen. Nicht nur London, ganz England ergötzte sich an Kittys Dramen – und die Presse spielte lustvoll mit, stets unter dem frisch entdeckten Erfolgsrezept: *Sex sells!*

Wie heute hatte auch damals kaum einer der Glamour-Stars ein künstlerisches Talent. Dafür entwickelten die besten der damaligen



Kopie von gestern: Paris Hilton.

It-Girls unerhörten Geschäftssinn. Zum ersten Mal publizierten Frauen in Eigenregie Autobiografien, welche nicht nur aus voyeuristischer Neugier verschlungen wurden, sondern teilweise auch aus purer Angst – besonders jener Männer, die sich ihre Dienste erkaufte hatten.

Seit Bill Clinton ist bis in den hintersten Winkel der Welt bekannt, was geschieht, wenn ein Kind der sexuellen Revolution, nun in Amt und Würden, seine Libido nicht zu zügeln weiss. Und spätestens seit Heidi Fleiss, der Edeldirne, die in den 90er Jahren den berühmtesten Callgirl-Ring in Hollywood aufbaute, weiss ganz Amerika, dass sich kein Promi sicher fühlen kann, wenn er eine Prostituierte frequentiert. Von Jack Nicholson über Warren Beatty bis Mick Jagger zitterte die halbe Promi-Schickeria, «Hollywood Madam» könnte aus ihrem legendären «schwarzen Notizbuch» ein paar Kundennamen preisgeben.

Alles schon längst dagewesen, kommt man nach der Lektüre von «The Origin of Sex» zum Schluss. Mit Bettgeschichten und intimen Enthüllungen über die libidogesteuerte Prominenz machten bereits Kurtisanen des 18. Jahrhunderts Kasse. Manchmal war jedes Schweigegeld vergebens. Margaret Leeson, die fescheste Prostituierte aus Dublin, erachtete es als lukrativer, ihre intimen Memoiren möglichst breit zu streuen. 1790 begann sie ihre Aufzeichnungen gestaffelt über mehrere Jahre hinweg zu publizieren, was die damalige High Society in Dauerschreck versetzte, hielt doch die Kurtisane mit keinem peinlich-akribischen Detail zurück.

Die letzte Novität der Instrumentalisierung von Intimitäten war der Einsatz von sexueller Satire als politische Waffe, nicht bloss, um spezielle Individuen zu attackieren, sondern das korrupte System der Aristokratie und Monarchie in seinen Grundfesten zu erschüttern. Ab 1760 veröffentlichten französische Autoren von London aus eine aussergewöhnliche Serie von Beleidigungen und Pornografien gegen die französische Kirche und Regierung. Diese Flut von Skandalmaterial beeinflusste die französische öffentliche Meinung nachhaltig und unterminierte die Legitimität der Herrscher – vor und nach der Französischen Revolution.

Nüchtern wie ein Schiffstechniker

Um 1800, als die erste sexuelle Revolution vor ihrem Höhepunkt stand, war es für einen beträchtlichen Teil der männlichen Gesellschaft normal geworden, seine Triebe ausserordentlich auszuleben. Dies galt auch für Prominenz vom Rang eines Premierministers, Aussenministers, Chefs der Marine, für den Duke of York und den Prince of Wales und zahllose andere Männer und Frauen, inklusive mehrerer Gründerväter der Vereinigten Staaten wie Franklin, Burr, Jefferson und Hamilton.

London mag das Epizentrum der ersten sexuellen Revolution gewesen sein. Das Phänomen war, so zeigt das letzte Beispiel, nicht auf England beschränkt. Dabhoiwala hat mit «The Origins of Sex» Neuland erschlossen, aber erst den Anfang gemacht. Er tut dies im nüchternen Duktus eines Schiffstechnikers,

Mit Enthüllungen hielten die Kurtisanen die Society im Dauerschreck.

selbst wenn er von *bastards, whores* und intimen Details der *sodomites* spricht, er argumentiert historisch akribisch und quellenstark und geizt nicht mit ausschweifenden Darstellungen. Nicht alle können an dieser Stelle wiedergegeben werden; das gilt besonders für die Aktivitäten im berühmten Herrenklub mit Namen The Beggar's Benison (Des Bettlers Segen). Jene, die darüber erfahren wollen, sollten selbst das Buch zur Hand nehmen, mit dem Risiko allerdings, dass sie künftig nie mehr einen Dekorativteller betrachten werden, ohne zu schaudern.



Das Buch

Faramarz Dabhoiwala: *The Origins of Sex – A History of the First Sexual Revolution.*
Penguin Books. 483 S., Fr. 49.90

Raumpfleger des Weltalls

Schrott in der Erdumlaufbahn bedroht die Raumfahrt. Der Müll von Raketen und Satelliten häuft sich an. Forscher der ETH Lausanne wollen aufräumen. Volker Gass, der Direktor des Swiss Space Center, erklärt, wie er sich die Säuberung vorstellt. *Von Christoph Landolt und Manuel Zingg (Bild)*



«Alle hatten ein Leuchten in den Augen»: ETH-Wissenschaftler Gass mit «Swisscube»-Modell.

Herr Gass, lassen Sie mich raten: Als Junge wollten Sie Astronaut werden.

Ich würde immer noch gerne ins All reisen. Aber damit hätte ich früher beginnen müssen. Zum Glück gehört Claude Nicollier zu unserem Team. Wenn er von seinen vier Weltraumflügen erzählt, ist es, als ob Sie selbst da oben gewesen wären.

Die Faszination der Raumfahrt ist ungebrochen. In den letzten Tagen berichteten Medien aus der ganzen Welt über Ihren Plan, einen Satelliten zu konstruieren, mit dem Weltraumschrott entsorgt werden soll.

Die ETH Lausanne hatte noch nie so viel Resonanz. Das Interesse ist unglaublich gross. CNN, BBC, alle haben angerufen. Gerade eben habe ich einem japanischen Sender ein Interview gegeben. Die *New York Times* hat dem Thema *space debris* –

Weltraumschrott – einen langen Artikel gewidmet.

Wer hat die Idee gehabt, einen Satelliten zu bauen, der Weltraumschrott einfangen soll?

Nun, wir forschen schon länger am Problem Weltraumschrott. Kurz vor Weihnachten diskutierten wir beim Abschiedessen eines jungen Ingenieurs, der damals am Swiss Space Center gearbeitet hat, darüber, ob wir es schaffen, ein solches Gerät zu entwickeln. Alle hatten ein Leuchten in den Augen. Das Essen wurde kalt, der Kaffee auch.

Wie wurde aus der Skizze auf der Papierserviette ein ernsthaftes Projekt?

Wir haben noch am gleichen Tag den Rest des Teams zusammengerufen, über Weihnachten/Neujahr haben alle gerechnet und geplant. Danach haben wir unsere Idee innerhalb der ETH Lausanne vorgestellt. Sie

haben gesagt: «Wenn es euch Ernst ist, machen wir eine Riesen-Presskonferenz draus.» Auf die haben wir uns dann vorbereitet. Seit dem 8. Januar haben wir Videosimulationen entwickelt.

In anderen Worten: Sie haben bisher mehr Zeit auf das Marketing verwendet als auf den Satelliten selbst.

Das ist richtig. Aber wenn man zehn Millionen Sponsorengelder braucht, dann muss man es so machen. Unser Youtube-Video wurde in weniger als einer Woche mehr als 100 000 Mal angeklickt. Im Moment sind wir in der Phase der Kapitalbeschaffung. Unterschrieben ist aber noch nichts.

Mit diesem Geld bauen Sie einen Kamikaze-Satelliten, der ein einziges Kilogramm Weltraumschrott vernichten soll, selbst aber auch verglüht. Lohnt sich der Aufwand?

Es geht nicht um dieses Stück Schrott. Es geht darum, beweisen zu können, dass es funktioniert. Wir wollen zeigen, dass wir Schweizer es schaffen, zuerst einmal vor unserer eigenen Haustür aufzuräumen. Deshalb werden wir den ersten Satelliten vom Himmel holen, der ein Schweizer Hoheitszeichen trägt: unseren «Swisscube», den wir vor zwei Jahren mit einer indischen Rakete ins All geschossen haben.

Eine Reinigungsaktion im All brächte zweifellos sehr viel Medienaufmerksamkeit. Aber es bleibt ein Tropfen auf den heissen Stein. Die Nasa spricht von 16 000 Schrottteilchen, die mehr als zehn Zentimeter gross sind.

Wir müssen dringend etwas unternehmen. Weltraumschrott ist ein ernstes, wirtschaftliches Problem. Swiss Re beziffert die Versicherungssumme der siebenhundert aktiven Satelliten auf zwanzig Milliarden Dollar. Im Tieforbit, auf rund sechshundert Kilometer Höhe, beträgt die Lebensdauer eines Satelliten fünf bis acht Jahre. Die Wahrscheinlichkeit, dass es innert eines Jahres zu einer Kollision kommt, beträgt mittlerweile 1 zu 10 000.

Das Risiko scheint nicht allzu gross zu sein.

Vor drei Jahren kam es im All zu einer Explosion, als ein «Iridium»-Kommunikationssatellit mit einem ausgedienten russischen «Kosmos»-Satelliten zusammenstiess. Seither gibt es zweitausend Schrottteilchen mehr auf der Erdumlaufbahn. Das Risiko steigt exponentiell. Seitdem die Chinesen 2007 einen eigenen Wettersatelliten abgeschossen haben und der Weltraumschrott auf einen Schlag um einen Viertel zugenommen hat, ist das Bewusstsein für das Problem gross. Selbst kleine Lackteilchen können die Windschutzscheibe eines Raumschiffs bersten lassen, wenn sie mit 28 000 Kilometern pro Stunde daraufprallen. Auch die europäische Raumfahrtagentur Esa hat das Problem erkannt. Gemäss ihren Richtlinien müssen Satelliten innerhalb von 25 Jahren wieder auf die Erde zurückfallen und verglühen. Der «Swisscube» wird erst in vierzig bis hundert Jahren zerstört werden, deshalb wollen wir ihn selbst runterholen.

Wo liegen die grössten Schwierigkeiten des Projekts?

Wir müssen drei Probleme lösen. Zuerst das Kommunikationssystem: Der Satellit rast in neunzig Minuten um die Erde. Das heisst, dass wir ohne ein weltumspannendes Antennennetz den Kontakt jede Viertelstunde wieder verlieren würden. Unser Roboter braucht also eine automatische Steuerung, mit der er sich dem Zielobjekt zentimetergenau annähern kann. Wir

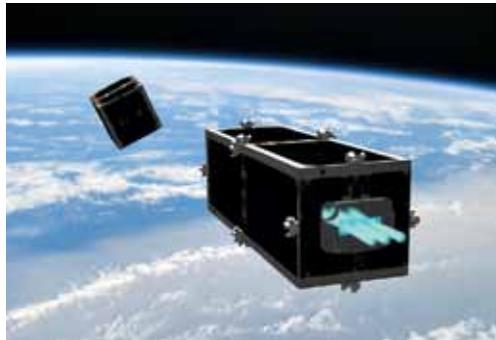
könnten eine Stereokamera einbauen, die in Neuenburg entwickelt wird. Damit kann unser Satellit das Ziel quasi in 3-D sehen und die Distanz sehr präzise messen.

Das zweite Problem?

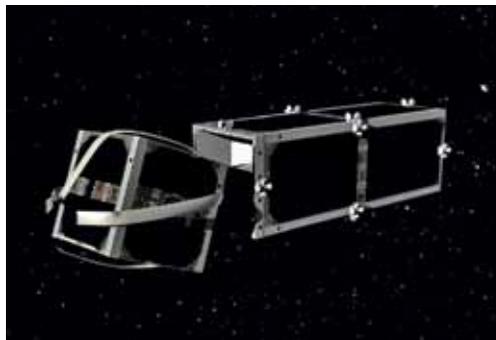
Das ist der Antrieb. Normale Kleinsatelliten haben keinen Antrieb. Unser «CleanSpace One» aber muss sich dem Zielobjekt nähern. Deshalb verwenden wir einen neuartigen, ultrakompakten Weltraummotor, der ebenfalls in unseren Labors entwickelt wird. Die dritte Innovation ist die Robotik zum Einfangen des Zielobjekts.

In der Videosimulation zeigen Sie Greifarme, die wie die Tentakel eines Riesenkalmars aussehen.

Eigentlich haben wir uns von der Seeanemone inspirieren lassen. Die liegt bewe-



Vorbild Seeanemone: «Clean Space One»-Modell.



«Clean Space One» schnappt sich «Swisscube».

gungslos auf dem Meeresgrund, und wenn ein Fisch vorbeischwimmt, greift sie ganz langsam zu, drückt ihn an ihr Herz und betäubt ihn. Wie gross das Opfer ist, weiss die Anemone nicht. Wir wollen es ähnlich machen. Mit langen Greifarmen, die mit der nötigen Sensorik und Motorik ausgerüstet sind.

Wie wollen Sie das Zielobjekt zu fassen bekommen?

Schauen Sie, ich hebe hier mit der Hand eine Kaffeetasse. Während ich langsam zugreife, versteht mein Hirn, ob die Tasse noch rutscht oder ob ich sie fest im Griff habe. Solange sie rutscht, verstärke ich an diesen Stellen den Druck. Dafür kann man auch einen Roboter bauen. Das Prinzip wird bei mechanischen Prothesen bereits angewandt, wir übertragen es nun in die Raumfahrt. Innerhalb der Finger wollen wir optische

Fasern verlegen, die als Sensoren für Druck und Krümmung dienen. Die meisten Technologien, die wir einsetzen wollen, wurden bereits erforscht. Nun ist die Zeit reif, um sie zusammenzuführen.

«Clean Space One» soll ja nur der Anfang sein. Wie stellen Sie sich die Zukunft der Weltraumpflüge vor?

Oh, es gibt viele Ideen. Man könnte einen grösseren Roboter konstruieren, der mehrere Schrottteilchen einsammelt und bei der Raumstation ISS abgeliefert. Wenn genug zusammen ist, könnte man damit einen Container füllen und in die Erdatmosphäre stürzen lassen. Oder man könnte eine Art Netz aufspannen, das durch den Raum schwebt und im Vorbeigehen kleine *debris*-Stücke einsammelt, wie ein Wal, der durch das Plankton schwimmt. Oder eine Schaummasse, die einen Satelliten wie ein Kokon umhüllt, so dass er nicht verglüht und heil auf der Erde landet. Wer weiss, vielleicht ergibt sich aus unserem Projekt ein Geschäftsmodell. Zielobjekte gibt es genug, schliesslich bringt der Schrott, der im All herumschwirrt, dreimal mehr auf die Waage als die kontrollierten Objekte.

Welche Aufgabe nehmen Sie als Direktor des Swiss Space Center wahr?

Ich muss dafür sorgen, dass wir Zeitplan und Budget einhalten. Das Wichtigste ist ein motiviertes Team. Im Moment ist die Euphorie unter den Mitarbeitern und den Studenten natürlich riesig, das wird nicht immer so sein. Einen solchen Satelliten zu konstruieren, ist kein Sprint, sondern ein Marathon.

Wie viel würden Sie darauf wetten, dass Sie Erfolg haben?

Die Wahrscheinlichkeit, dass es funktioniert, ist hoch. Wir haben jetzt mal gesagt, wir brauchen zehn Millionen Franken und drei bis fünf Jahre. Es kann sein, dass wir am Ende mehr Geld oder mehr Zeit brauchen. Aber der Versuch ist es allemal wert. Wenn in fünf Jahren wieder mal ein Satelliten-Crash stattfindet, will ich nicht sagen müssen, wir hätten da eine Idee gehabt, mit der sich das hätte verhindern lassen.

Volker Gass, 47, arbeitete nach dem Studium der Mikrotechnik an der ETH Lausanne beim Raumfahrt-Unternehmen Mecanex. Er war an einem Management-Buyout beteiligt, später verkaufte er die Firma an den Rüstungskonzern Ruag. 2011 wurde er an die Spitze des Swiss Space Center der ETH Lausanne berufen. Sein zwölfköpfiges Team, zu dem auch der Schweizer Astronaut Claude Nicollier gehört, hat vor zwei Jahren den ersten schweizerischen Satelliten konstruiert.



Internationaler Ruhm dank alten Noten: das spanische 3000-Seelen-Dorf Villamayor de Santiago.

Peseten-Aufstand in Villamayor

Wir befinden uns im Jahr 2012. In ganz Euro-Land herrscht die Währungsdiktatur ... In ganz Euro-Land? Nein! Ein von unbeugsamen Händlern bevölkertes spanisches Dorf hört nicht auf, der Einheitswährung Widerstand zu leisten. *Von Tom Worden*

Villamayor de Santiago mit seinen 3000 Einwohnern, tief im Herzen des konservativ-ländlichen Spanien gelegen, ist Schauplatz einer ungewöhnlichen Rebellion. Mit der pittoresken Windmühle und den fruchtbaren Ebenen ringsum ist dies unverkennbar Don-Quijote-Land.

Doch in dieser stolzen, traditionsbewussten Region rührt sich Widerstand. Angesichts von Armut, Not und Rekordarbeitslosigkeit haben die Leute ihre eigene Vorstellung, wie sie der Wirtschaftskrise trotzen wollen – sie kehren zu ihrer heissgeliebten Peseta zurück. Seit sechs Wochen kann man beim Fischhändler, beim Metzger, in der Apotheke und anderen Geschäften wieder mit der alten spanischen Währung bezahlen. Die Händler forderten die Kunden auf, ihre Einkäufe mit den versteckten oder längst vergessenen Münzen und Geldscheinen zu bezahlen.

Rasch breitete sich die Nachricht in die umliegenden Dörfer und Städte aus. Das Projekt, das ursprünglich nur den lokalen Handel beleben sollte, hat inzwischen Symbolcharakter für all jene, die der Ansicht sind, dass Spanien vor zehn Jahren nicht die Gemeinschaftswährung hätte übernehmen sollen.

«Die Leute hier hängen noch immer an der Peseta, der Euro ist einfach unbeliebt», sagt Fleischer Pilar Fernández Sánchez (46), dessen Metzgerei zu den dreissig Geschäften in Villamayor gehört, die seit dem 8. Januar die Peseta akzeptieren. «Die Peseta ist Teil unserer nationalen Identität. Den alten Zehntausender schmückt ein Porträt von König Juan Carlos. Was ist auf den Euro-Scheinen? Ich weiss es nicht – und die meisten Leute wohl auch nicht. Wir hängen emotional an der Peseta, so wie die Briten emotional am Pfund Sterling hängen.»

Und die kalte ökonomische Realität bestimmt auch hier das Leben: Löhne und Renten hinken den Preisen deutlich hinterher, die seit der Einführung des Euro vor zehn Jahren stark angestiegen sind.

Rentner Angustias Pinar (67): «Der Euro ist eine Katastrophe für die Haushaltsbudgets. Sie werden keine Hausfrau finden, die das Gegenteil sagt. Wenn es ginge, würde ich am liebsten sofort zur Peseta zurückkehren. Nie und nimmer hätten wir den Euro einführen sollen. Die Briten waren sehr schlau oder hatten Glück, dass sie nicht beigetreten sind. Früher bin ich mit 1500 Peseten [etwa neun Euro] losge-

gangen und kam mit mehreren Einkaufstaschen zurück. Heute gehe ich mit zwanzig oder dreissig Euro los, aber ich bekomme nichts dafür. Der Überlebenskampf ist hart.»

Fast fünfzig Prozent teurer

Diese Darstellung wird durch offizielle Zahlen gestützt. Nach Angaben des spanischen Verbraucherverbands sind die Preise von Grundnahrungsmitteln in den letzten zehn Jahren um 49 Prozent gestiegen, Löhne und Gehälter aber nur um 14 Prozent. Brot kostet 49 Prozent mehr, Milch 48 Prozent, Kartoffeln sind um 116 Prozent teurer geworden.

Viele Geschäftsleute haben ihre Preise unmittelbar nach Einführung des Euro erhöht. Über Nacht kostete eine Tasse Kaffee in vielen Bars und Cafés plötzlich einen Euro statt wie bisher hundert Peseten – das entspricht einem Plus von 66 Prozent.

Jahrelang waren die Preissteigerungen zu verkraften, da Spanien dank eines Baubooms ein Jahrzehnt lang Wirtschaftswachstum erlebte. Doch 2008 platzte die Immobilienblase, Banken gaben keine Kredite mehr, und das Land versank in einer Rezession und der



Ummengen gehortet: spanische Peseten.

schlimmsten Wirtschaftskrise seit dem Bürgerkrieg in den dreissiger Jahren.

Im letzten Jahr waren fünf Millionen Spanier ohne Beschäftigung, das entspricht einer Rekordarbeitslosenquote von 22,8 Prozent, der höchsten in der industrialisierten Welt (in Grossbritannien sind es 8,4 Prozent). Die Jugendarbeitslosigkeit liegt bei erschreckenden 48,6 Prozent, und gerade für junge Leute sind die Aussichten ausgesprochen düster. Die rechtskonservative Regierung von Ministerpräsident Mariano Rajoy wurde im letzten Jahr gewählt, weil sie versprochen hatte, für einen Aufschwung zu sorgen. Inzwischen wird ihr Untätigkeit vorgeworfen, und das Land rutscht wieder in die Rezession.

Wie fast überall in Spanien sind auch in Villamayor de Santiago die Leute schwer von der Krise getroffen. Die Ortschaft, die im 12. Jahrhundert gegründet wurde, liegt im Herzen der Mancha, wo man stolz ist auf den Manchego-Käse, auf das Olivenöl und den Wein. Aber fast jeder Dritte ist arbeitslos, die allgemeine Hoffnungslosigkeit ist mit Händen zu greifen.

Fünf Textilfabriken mit fünfhundert Beschäftigten mussten schliessen, weil sie mit den billigen Importen aus China nicht mehr konkurrieren konnten. Und die Baubranche im hundert Kilometer entfernten Madrid liegt darnieder.

Im Januar beschlossen ein paar Geschäftsleute, etwas zu unternehmen. Luís Miguel Campayo (42), der Vorsitzende ihres Vereins, hatte die Vermutung, dass viele Leute zu Hause noch immer Ummengen von Peseten



«Scheitern des Euro»: Fischladen in Villamayor de Santiago.

horteten. Seine Kollegen erklärten sich bereit, die alte Währung zum Kurs von 166 Peseten (der offizielle Einführungskurs vor zehn Jahren) wieder anzunehmen, und gaben den Plan öffentlich bekannt.

«Ein Riesenerfolg»

Campayo, Inhaber eines Haushaltswarengeschäfts, sagt: «Es war ein Riesenerfolg. Die Stadt stand kopf. Aus allen Städten und Dörfern in der Umgebung kommen die Leute mit ihren Peseten und kaufen bei uns ein. Sie hatten die alten Münzen und Scheine aufbewahrt, weil sie ein Scheitern des Euro befürchteten – oder einfach zur Erinnerung. Anfänglich hatten wir die Aktion für einen Monat geplant, aber weil sie so populär ist, haben wir sie verlängert.» Die Geschäftsleute haben Peseten im Wert von 8500 Euro eingenommen, die Campayo in der nächsten Woche in Madrid bei der spanischen Nationalbank umtauschen will. Anders als in Frankreich und anderen Euro-Ländern gab es in Spanien kein offizielles Verfallsdatum für die alte Währung.

José María Caballero (50) hat in seiner Apotheke 200 000 Peseten eingenommen. «Die Aktion war ungeheuer populär», sagt er. «Alle finden, dass es besser ist, etwas zu unternehmen, als darauf zu warten, dass uns jemand aus der Krise führt.»

Fischhändler Tepo Garcia (49) äussert sich skeptischer: «Es war ein guter Einfall, um der Krise irgendwie Herr zu werden, aber ich fürchte, wir müssen mit dem Euro leben, ob es uns gefällt oder nicht. Ich glaube, dass sich Spanien

einen Rückzug aus der Euro-Zone nicht leisten kann. Für uns wäre das eine Katastrophe.»

Der Bürgermeister von Villamayor, José Julián Fernández Sánchez (54), der Bruder von Fleischer Pilar, staunt über das grosse Interesse, das dem Projekt entgegengebracht wird. Er sitzt in seinem Büro, direkt am Marktplatz gegenüber der Pfarrkirche Nuestra Señora de la Asunción, und sagt: «Ich unterstütze jede Massnahme, die der Stadt in der gegenwärtigen Krise hilft, aber ich bin fest davon überzeugt, dass Spaniens Zukunft in Europa und beim Euro liegt.»

Einiges deutet darauf hin, dass sich der Peseten-Aufstand von Villamayor ausbreitet. Auch in der galicischen Stadt Pontevedra hat man Ähnliches vor. Spanische Haushalte sollen Peseten im Wert von knapp zwei Milliarden Euro horten, so dass wohl noch mehr Städte und Dörfer sich dieser Aktion anschliessen könnten.

Bürgermeister Fernández Sánchez berichtet, dass er sogar eine E-Mail von der kleinen griechischen Insel Kastelorizo bekommen habe, wo die verzweifelten Bewohner angesichts der katastrophalen Lage ihres Landes zur Drachme zurückkehren wollen.

Der Peseten-Aufstand, der Villamayor de Santiago zu internationalem Ruhm verholfen hat, könnte grosse Bedeutung haben für die wirtschaftliche Zukunft von Millionen Menschen, die ganz woanders leben.

Copyright: Daily Express
Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Der neue Sultan

Staatsgründer Atatürk unterdrückte den Islam, um aus den Türken moderne Europäer zu machen. Ministerpräsident Erdogan versucht das Gleiche, aber umgekehrt. Er entfesselt den heutigen Islam, um sein Land zu modernisieren. Seine Anhänger feiern die Rückkehr der Türkei zur alten Grösse. *Von Boris Kálnoky*



Überwinder oder Vollender Atatürks? Ministerpräsident Erdogan vor einem Porträt des Staatsgründers in seinem Büro in Ankara.

Vor einigen Jahren wurde der türkische Ministerpräsident Recep Tayyip Erdogan gefragt, ob er nicht Angst habe, umgebracht zu werden. «Wir sind auf diesen Weg in weisse Tücher gehüllt aufgebrochen», erwiderte er. Leichten-tücher meinte er.

Die Frage war berechtigt und die Antwort bezeichnend. 1960 war der erste frei gewählte Ministerpräsident der Türkei, Adnan Menderes, nach einem Militärputsch hingerichtet worden. Er hatte eine massvolle politische Rückkehr zum Islam sowie Zugeständnisse gegenüber den Kurden befürwortet und eine offensivere Aussenpolitik vertreten. Ein wenig wie Recep Tayyip Erdogan. 1988 entging der damalige Ministerpräsident Turgut Özal einem Mordanschlag – und starb 1993 unter verdächtigen Umständen. Auch er stand für eine politische Rückkehr zum Islam, Zugeständnisse gegenüber den Kurden und eine offensivere Aussenpolitik ein. Erdogan sieht sich als Nachfolger dieser Männer und Vollen-der ihres Weges. Seine Worte über die Leichten-tücher zeigen, dass er sich des Einsatzes bewusst ist und eine Vision verfolgt, die ihm notfalls sogar den eigenen Tod wert ist.

Menderes und Özal wollten eine neue Türkei schaffen, aber Erdogan will es nicht nur, es scheint ihm auch zu gelingen. Das Anliegen aller drei Männer: die brutale Kulturrevolution des Staatsgründers Mustafa Kemal Atatürk noch einmal aufzurollen und die moderne Türkei in Einklang zu bringen mit ihrer Geschichte, also mit dem, was sie unter den Osmanen war – eine offensiv nach aussen agierende Grossmacht am Scharnier zwischen Europa und Nahost, mit dem Ehrgeiz, in beiden Regionen eine führende Rolle zu spielen. Ein Vielvölkerstaat, der nur überleben kann, wenn er seinen unterschiedlichen ethnischen «Untertanen» (geblieben sind heute nur die Kurden) ein gewisses Mass an Freiheit zugesteht, und eine Nation, deren einende Kraft und regionaler Führungsanspruch vom Islam herrührt.

Kampf gegen das Erbe Atatürks

Diese Vision kostete Menderes und Özal das Leben. Erdogan landete nur im Gefängnis: 1997/98 orchestrierte das Militär den Sturz der Koalitionsregierung unter Islamistenführer Necmettin Erbakan, dessen Zögling und politisches Wunderkind Erdogan war. Für Erbakans damalige Partei war Erdogan Bürgermeister von Istanbul; es war das grosse Sprungbrett für seine politische Karriere. Als Erbakan gestürzt wurde, verurteilte man Erdogan zu sechs Monaten Haft wegen «islamischer Umtriebe». Er hatte ein Gedicht rezipiert, in dem es drohend hiess: «Die Minarette sind unsere Bajonette.»

Das war kein blutiger Ruf zur islamischen Welteroberung, obwohl Erdogan damals durchaus noch die Fahne eines fundamentalistischen Islam hochhielt. Mit den Bajonetten

war vielmehr das türkische Militär gemeint, und der Kampf, um den es ging, war der des unterdrückten Islam gegen das repressiv-säkulare Militär. Es war ein Kampf gegen das Erbe Atatürks.

Sinfonien und Walzer

Atatürk hatte, ein wenig wie Stalin, sein Land zu Stärke gezwungen, indem er ihm Gewalt antat. Dass die heutige Türkei überhaupt existiert, ist sein Verdienst: Sein Freiheitskrieg nach dem Ersten Weltkrieg bewahrte das Land vor der völligen Zerstückelung. Der Vertrag von Sèvres (1920) sah noch Gebietsabtretungen an Armenier, Kurden, Franzosen, Griechen, Italiener und einen internationalen Status für Istanbul vor. Drei Jahre später hatte Atatürks Siegeszug das alles gekippt, und die heutige Türkei entstand 1923 mit dem Vertrag von Lausanne. Danach machte er sich daran, mit diktatorischen Mitteln ein (im Sinne der 1920er und 1930er Jahre) modernes Land zu schaffen.

Den Islam erachtete er als Modernisierungsbremse, die multiethnische Toleranz der Osmanen als Ursache für den Zerfall ihres Reiches. Er schaffte das Kalifat ab, unterdrückte Autonomiewünsche der Kurden und dekretierte einen monolithischen, säkularen Nationalstaat. Per Gesetz versuchte er, aus seinen

Er spielte den Wolf im Schafspelz mit dem Ziel, eine kritische Masse im Staatsapparat zu erreichen.

Türken Europäer zu machen, zwang sie, sich westlich zu kleiden, Sinfonien zu hören und Walzer zu tanzen. Auf aussenpolitische Ambitionen verzichtete er. Sein Anliegen war die Transformation im Inneren.

Der Kraftakt gelang: Die Türkei erfuhr einen Modernisierungsschub und war ausser Lebensgefahr. Aber nach Atatürks Tod 1938 verloren die Erben seiner Macht sein Ziel aus den Augen – den Anschluss an die europäische Moderne – und behielten nur die Mittel, die Unterdrückung der Minderheiten und des Islam. Als Atatürks Einparteiensystem ab 1950 formal zu einem Mehrparteiensystem wurde, begann die Geschichte der türkischen Demokratie: eine Geschichte des Widerstands der Türken gegen das starre Konzept von Atatürks selbsternannten Erben, den Militärs. Und so folgten aufeinander Menderes, Özal, Erbakan und nun Erdogan, konterkariert durch Gegen-schläge des Regimes in Form diverser Militär-putsche.

Erbakans Sturz 1998 war der entscheidende Wendepunkt in Erdogans Entwicklung. Seine Haftstrafe trat er an mit dem Bewusstsein eines Mannes, der zu Grösserem berufen ist. «Er war überhaupt nicht gebrochen», erinnert sich die Journalistin und Frauenrechtlerin

Semiha Öztürk. «Bevor er seine Strafe antrat, rief er einige von uns Journalisten zu sich zum Fastenbrechen und sagte: «Ihr wisst ja, wenn ich wieder draussen bin, starten wir unsere neue Partei.»»

Das war dann die AKP, die heutige Regierungspartei. Erdogan und andere Zöglinge Erbakans hatten erkannt, dass dessen radikaler Islamismus zu viel Widerstand beim Militär hervorrief, seine Europafeindlichkeit die Unterstützung der EU kostete und seine Rhetorik auf eine gesellschaftliche Schicht frommer Verlierertypen setzte, also nicht mehrheitsfähig war. Die AKP sollte das alles ändern. Man war plötzlich proeuropäisch, gemässigt, modern und sprach die aufstrebende neue Elite konservativer muslimischer Unternehmer an. Der Erfolg kam sofort. Frau Öztürk erinnert sich, dass bald «die Botschafter der USA und diverser westlicher Länder sich bei Erdogan die Klinke in die Hand gaben», und die AKP gewann 2001 die nächsten Wahlen.

Anders als der schrille Erbakan, spielte Erdogan nun den Wolf im Schafspelz. Langsam und geduldig positionierte er seine Leute in der Verwaltung, in der Justiz, in der Polizei, in den Medien. Das Ziel war es, eine kritische Masse im Staatsapparat zu erreichen, der ursprünglich durch und durch «kemalistisch» besetzt gewesen war.

Das Militär geriet in Panik. 2007 war die Zeit für den Bruch gekommen. Die AKP versuchte, eine der letzten entscheidenden Machtbastionen neben der Armee selbst zu stürmen: Erdogans Weggefährte Abdullah Gül sollte Staatspräsident werden. Generalstabschef Yasar Büyükanit intervenierte mit einem drohenden Internet-Memorandum, die kemalistische Oppositionspartei CHP liess die Präsidentenwahl im Parlament scheitern, indem sie sich fernhielt, womit das Quorum nicht erreicht wurde. Das Manöver schien zu gelingen: Es erzwang vorgezogene Parlamentswahlen, und Gül war vorerst gescheitert.

Genickbruch für das Militär

Rückblickend wirkt es fast bizarr, wie zufrieden die Militärs damals wirkten. Ex-General Edip Baser, einst als potenzieller Generalstabschef gehandelt, sagte diesem Reporter damals, dass die AKP nun am Ende sei, denn sie werde aus den Wahlen geschwächt hervorgehen. So sah man es in der Armee. Denn man hatte doch im Internet-Memorandum dem Volk eine Anweisung gegeben – also würde das Volk sich daran halten.

Das tat es nicht. Erdogan errang einen Erd-rutschsieg, und danach wählte das von der AKP dominierte Parlament Gül doch noch zum Präsidenten. Eine wie auch immer geartete Armeeeintervention war nunmehr unmöglich. Das Volk stand hinter der AKP.

Nun folgte die Rache. Erdogan holte zum Schlag aus, der den Generälen das Genick



Erdogans Ziehvater: Islamistenführer Erbakan.

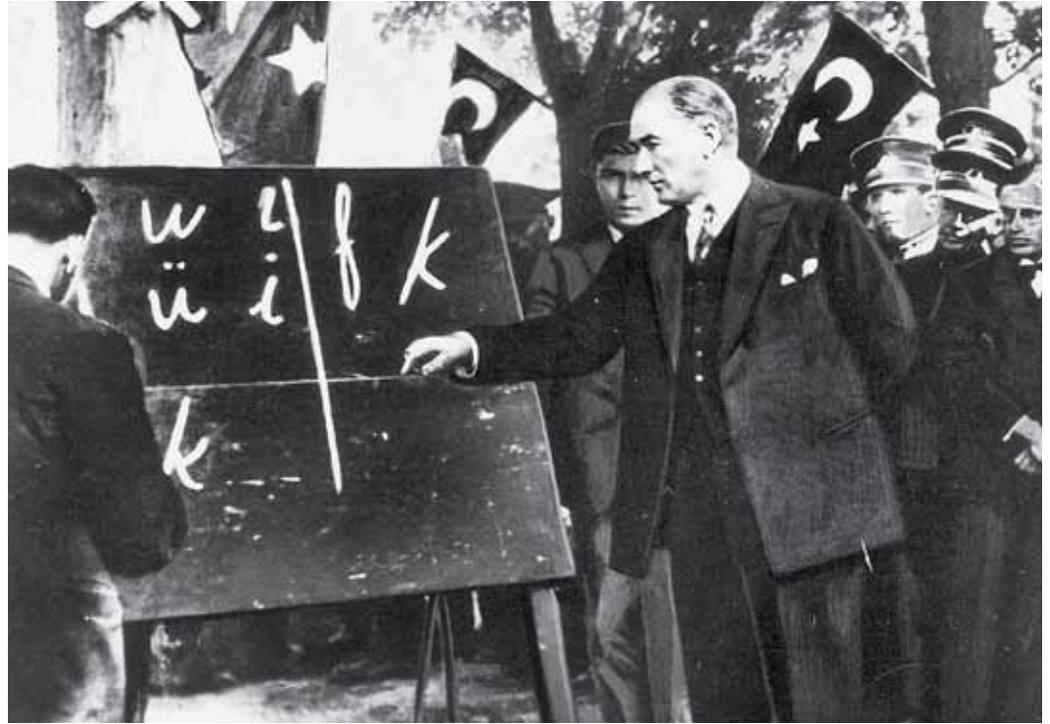
brach: Hunderte Militärs und kemalistische Persönlichkeiten wurden als «Terroristen» vor Gericht gezerzt. Ihnen wird vorgeworfen, dass sie die Regierung stürzen wollten. Aus Protest trat im vergangenen Jahr die komplette Armeeführung zurück. Es war eine Ohnmachtsgebärde. Erdogan hatte gewonnen.

Wird Atatürk vom Sockel geholt?

Im Inneren ist er nun der unangefochtene Führer einer neuen Türkei, in der der Kemalismus nicht mehr Staatsdoktrin ist, sondern Geschichte. Wer Karriere machen will, tut gut daran, sich zum Islam zu bekennen. Nach aussen hin hat der neue Kurs zu einer wahren Revolution geführt: Die Türkei gebärdet sich als neue Führungsmacht der islamischen Welt, Erdogan ist der populärste muslimische Politiker weltweit. Er war dabei klug genug, die westlichen Verankerungen des Landes, in den USA und der EU, nicht aufs Spiel zu setzen.

In den Medien wird er bereits als «neuer Atatürk» gefeiert, als zweiter Staatsgründer. Aber sieht er Atatürk wirklich als Vorbild? Mustafa Kemal «war ein Produkt seiner Zeit», also aus heutiger Sicht überholt, soll Erdogan dem *Wall Street Journal* vor einigen Jahren gesagt haben. Darauf folgte eine erregte Medien-debatte, ob er es wirklich gesagt habe. Immer noch ist Atatürk der grosse Heilige der Türkei. Beredter als das Zitat ist vielleicht Erdogans sonstiges Schweigen: Er erwähnt Atatürk selten.

Gelegentlich scheint es gar, als solle Atatürk allmählich vom Sockel geholt werden. Erdogan hat sich für die Massaker an Kurden während des Dersim-Aufstandes 1938 entschuldigt. Zu Beginn des sorgfältig geplanten Gemetzels lebte Atatürk noch, er war aller-



Der grosse Heilige der Türkei: Reformier Mustafa Kemal präsentiert das neue Alphabet, 1928.

dings schon gesundheitlich angeschlagen. Es ist nicht klar, wie viel Verantwortung er dafür trägt, aber Erdogan machte Atatürks engen Weggefährten und Nachfolger an der Macht, Ismet İnönü, persönlich für die Gräueltaten verantwortlich. Da bleibt auch an Atatürk etwas von den Verbrechen hängen. Und der regierungsfreundliche muslimische Intellektuelle Mustafa Akyol schrieb kürzlich von der Grausamkeit der Kleidungsreformen Atatürks: Menschen wurden gefoltert und hingerichtet, weil sie sich gegen das Tragen westlicher Hüte aussprachen.

Wer ist nun grösser und besser, Atatürk oder Erdogan? Sind sie überhaupt vergleichbar?

Im türkischen Neo-Islam gilt wirtschaftlicher Erfolg als Zeichen göttlicher Gnade.

Beide sind Modernisierer. Der Unterschied ist, dass Erdogan im Islam eine modernisierende Kraft sieht, zumindest im heutigen türkischen Neo-Islam ohne Scharia, in dem wirtschaftlicher Erfolg als Zeichen göttlicher Gnade gilt. Erdogan will modernisieren, indem er den (heutigen) Islam da entfesselt, wo Atatürk den (damaligen) Islam fesselte, um zu modernisieren. Dass beides geht, hängt damit zusammen, dass der türkische Islam seit Atatürk von zwei Denkschulen verändert wurde. Die von Erbakan gegründete Bewegung «Milli Görüş», der auch Erdogan entstammt, predigt eine islamische Umgestaltung durch wirtschaftlichen Erfolg. Und die Gülen-Bewegung predigt islamischen Fortschritt durch Bildung und Wissenschaft. Erdogan setzt beide Ansätze um.

Atatürk tat, was damals gut und richtig war für die Türkei. Dasselbe kann man über Erdogan sagen. Im Westen wird er oft kritisiert, weil er nicht liberal genug, nicht europäisch genug ist. Das stimmt zum Teil: Die Medien hat er geknebelt, mehr als hundert Schriftsteller und Journalisten sind in Haft, und auch die Massenverfahren gegen Militärs und prominente Kemalisten wirken ein wenig wie Schauprozesse. Aber die Frage, die man im Westen seltener stellt, ist diese: Tut Erdogan das Richtige für die Türkei? Die Wirtschaft boomt, es wird nicht mehr gefoltert, die Macht liegt nicht bei der Armee, sondern bei einer demokratisch gewählten Regierung. Istanbul ist heute moderner als sämtliche Hauptstädte der neuen EU-Mitglieder Osteuropas. Die Türkei ist international wieder wer, und viele Türken sind stolz darauf.

Wenn Atatürks Ruf, wie es den Anschein hat, demnächst von Erdogans Anhängern ein wenig durch den Schmutz gezogen werden sollte, dann bliebe Erdogan nicht als gleichberechtigter zweiter Staatsgründer in Erinnerung, sondern als der Mann, der die Türkei nach einem achtzig Jahre währenden Irrweg zu ihrer angestammten Grösse früherer Jahrhunderte zurückgeführt hat.

Vielleicht ist es auch nicht so wichtig, wie Erdogan selbst sich sieht oder was Experten sagen. In der Türkei und in der muslimischen Welt feiert man ihn als triumphierenden neuen Sultan.

Boris Kálnoky, 1961 in München geboren, ist ungarischer und amerikanischer Staatsbürger und seit 2004 Nahost-Korrespondent der *Welt* in Istanbul.

Der Streber

Deutschlands Bundespräsident Christian Wulff stolperte nicht nur über Peinlichkeiten. In erster Linie fehlte es ihm an Substanz. Er verkörperte den Typus des Ehrgeizigen, der nichts mehr zu bieten hat, sobald er einmal in Rücklage gerät. *Von Claudius Seidl*

Jetzt, da Christian Wulff endlich zurückgetreten ist, nach sieben, acht Wochen voller Ausflüchte, Halbwahrheiten und Peinlichkeiten: Jetzt möchte man Christian Wulff möglichst schnell vergessen und über all die anderen, die wichtigeren Dinge sprechen, die, während Wulff in den Nachrichten war, unerledigt blieben oder zumindest nur mit halber Kraft und Aufmerksamkeit bedacht worden sind.

Dass wir den gescheiterten Bundespräsidenten hier trotzdem noch einmal zum Thema machen, liegt daran, dass jetzt viele Deutsche glauben, in Christian Wulffs politischem Scheitern offenbare sich das Scheitern einer ganzen Generation: Der 72-jährige Joachim Gauck müsse richten, was die 50-Jährigen vermasselt hätten.

Dazu muss man wissen, dass es nicht unbedingt nur die vielen kleinen Vergünstigungen, die dubiosen Gefälligkeiten und Vorteilsnahmen waren, über die Christian Wulff gestürzt ist. Und schon gar nicht war es die Presse, die ihn angeblich gehetzt hat wie ein Tier. Wulff ist gestürzt darüber, dass er sonst nichts zu bieten hatte. Erst gab er ein Interview, in welchem er bekannte, kein Alphonse zu sein, nicht brutal, nicht zynisch, nicht machtgerig genug für das Amt des Bundeskanzlers. Dann sagte er allen, die ihn danach fragten, dass er auch im Amt des Bundespräsidenten ein Mensch bleiben wolle: bescheiden, bodenständig, ein braver Mann, der mit den Kindern in den Zoo geht und sich mit dem Gartenschlauch in der Hand fotografieren lässt. Und genau so ist er, als er im Amt war, auch aufgetreten: wie die Unschuld vom Lande, staunend und naiv. Ein Mann, der nicht einmal wusste, wie man Korruption buchstabiert.

Als herauskam, dass auch er getrickst und getäuscht hatte, war da nichts, was er hätte entgegensetzen können: keine geistige und intellektuelle Substanz, keine gesellschaftliche oder politische Vision, um derentwillen das Volk dem Präsidenten seine kleinen, bescheuerten Verfehlungen nachgesehen hätte. Als Wulff nicht mehr unschuldig war, war er gar nichts mehr. Nichts als ein Streber, der so lange Karriere machte, bis er endlich den Job hatte, dem er nicht gewachsen war.

Vom Rand her sieht man schärfer

Und das ist die Wahrheit über die Generation Wulff: Nicht alle sind gescheitert – es sind die Streber unter ihnen, deren geistige Leere und politische Substanzlosigkeit jetzt vor aller

Augen sichtbar wird. Es ist ein Typus, an dessen Aufstieg und Werdegang man sich, als Altersgenosse, noch sehr gut erinnern kann. Es waren die Typen, die in den Siebzigern die Haare ein bisschen länger, aber immer ordentlich trugen, und spätestens zum sechzehnten Geburtstag gab es ein Aktenköfferchen geschenkt. Es waren die Typen, die sich von riskanten Theorien so wenig verführen liessen wie von den verbotenen Freuden und Gelüsten. Als sie erwachsen wurden, hatten sie weder in einen Abgrund geschaut noch hatten sie weiter oben, in den kalten Höhen der Abstraktion, ein paar einsame Runden gedreht. Sie waren in die Junge Union eingetreten, statt Fehler zu machen, abzustürzen und irgendwann die eigenen Positionen, den eigenen Lebensentwurf radikal in Frage zu stellen.

Wer in der Politik und der Gesellschaft irgendetwas bewirken will, der hat einen schärferen Blick, wenn er irgendwann mal vom Rand der Gesellschaft in die Mitte geschaut hat. Das erklärt auch, warum die Gescheiterten der Generation Wulff fast ausschliesslich Westdeutsche sind: aufgewachsen in einem reichen Land, das ihnen, wenn sie nur strebten und nie rebellierten, jeden kategorischen Konflikt, jeden existenziellen Widerspruch ersparte. Die ostdeutschen Altersgenossen mussten mit dem Zusammenbruch ihres

Koordinatensystems fertig werden; sie sind daran gewachsen.

Das war ja schon die Lehre von 1968, jener Revolte also, mit welcher die westlichen Gesellschaften sich selbst erneuerten: All die Spiesser, Streber, Pflichterfüller und autoritären Charaktere, die waren ja nicht die Erfüllungsgehilfen des Kapitalismus; sie waren vielmehr der Klotz an seinem Bein. Um Apple-Computer zu bauen, das Internet mit Leben zu erfüllen oder hybride Motoren zu entwickeln: Dazu brauchte es freie Köpfe, rebellische Geister, dazu brauchte es Menschen, die gelernt hatten, sich mit den bestehenden Verhältnissen nicht zufriedenzugeben.

Und erst recht braucht es solche Menschen in der Politik, zumal in Deutschland, wo die Frage der Zuwanderung genauso wenig mit Strebertum und Pflichterfüllung zu beantworten ist wie der Umstand, dass Ost und West noch immer nicht zusammengewachsen sind. Von der Überalterung der Gesellschaft ganz zu schweigen.

Wenn es aber nur die Streber aus der Generation Wulff in die Politik gezogen hat und die freieren Köpfe in die Wirtschaft, die Künste, die Medien: Dann muss man diesen anderen eben doch ein gewisses Scheitern bescheinigen.

Claudius Seidl, 52, ist eine Woche älter als Christian Wulff und Feuilletonchef der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung.



Unschuld vom Lande: Christian Wulff, Lebensgefährtin Bettina Koerner, 2009.

«Die Klimafrage wird sich klären»

Der Manager und Chemie-Professor Fritz Vahrenholt, ein Urgestein der deutschen Umweltbewegung, schreibt in seinem neuen Buch, dass «die Klimakatastrophe» nicht stattfindet. Sonnenzyklen steuern das Klima, sagt der Autor. Er prophezeit sogar eine Abkühlung. *Von Hanspeter Born und Axel Martens (Bilder)*

Sie bringen uns eine gute Nachricht, Herr Vahrenholt: Die Klimakatastrophe findet nicht statt! Erklären Sie uns doch bitte, wieso wir uns freuen dürfen.

Der Weltklimarat (IPCC) hat ja in seinen Berechnungen ermittelt, dass im Laufe dieses Jahrhunderts die globale Temperatur 2 bis 4,5 Grad steigen werde. Das wäre in der Tat eine katastrophale Zuspitzung. Nun stellen wir fest, dass der Klimarat zwei ganz wichtige Dinge übersehen hat. Zum Ersten sind dies die bedeutende Klimawirkung von Sonnenaktivitätsschwankungen und die Tatsache, dass die Aktivität der Sonne von 1960 bis 2000 eine seit fast tausend Jahren einzigartige Grösse erreicht hat. Und zweitens hat er übersehen, dass es eine ozeanische 60-Jahre-Strömung gibt, die die globalen Durchschnittstemperaturen je nach Verlauf um einige Zehntelgrad erhöht oder senkt. Wenn Sie nun aber die gesamte Erwärmung der letzten dreissig Jahre fälschlicherweise allein dem CO₂ zuschreiben, dann kommen Sie in der Temperaturprognose auf falsche Zahlen. Wenn man jedoch alle klimatisch wirksamen Faktoren in realistischer Weise berücksichtigt, also sowohl die menschengemachten als auch die natürlichen, dann ergibt sich bis 2100 lediglich eine Erwärmung von maximal 1 Grad Celsius, und das ist keine Katastrophe.

Schreiben Sie dieses eine Grad dem CO₂ zu?
Ein klares Ja. Das CO₂ hat eine erwärmende Wirkung – keine Frage – aber in den Berechnungen des Weltklimarats wird es deswegen so unrealistisch dramatisch, weil das CO₂ durch den Wasserdampf nochmals verstärkt wird. Durch Rückkopplung, sagt der Klimarat, wird das CO₂ in seiner Wirkung quasi verdreifacht. In der politischen Szene weiss kaum jemand, dass dies hochumstritten ist. Die Erde weiss sich natürlich auch zu schützen und hat es immer wieder getan: Mehr Wasserdampf in der Atmosphäre führt auch zu mehr Wolkenbildung, denn wenn das nicht so wäre, dann wäre uns schon in vielen Fällen in unserer Erdgeschichte das Klima weggelaufen. Eine Erwärmung bringt natürlich immer Wasserdampf, egal, ob aufgrund von CO₂ oder der Sonne. Wenn wir nicht auch solche Dämpfungseffekte hätten, wären wir schon klimatisch auf der unbewohnbaren Venus. Deshalb

halte ich die vom Weltklimarat verwendete hohe Klimawirksamkeit des CO₂ für übertrieben. Da kommen wir schon zum Kern des Ganzen, nämlich dass der Weltklimarat die wissenschaftlichen Unterlagen sehr einseitig sortiert.

Sie klagen jetzt den Weltklimarat an, aber die Theorie von einer zu erwartenden gefährlichen Erhöhung der Erdtemperatur von 2 bis 4,5° Grad kommt ja nicht bloss vom Weltklimarat. Sie wird gestützt von allen nationalen Wissenschaftsakademien der G-8-Staaten, von zahllosen wissenschaftlichen Gesellschaften, von allen führenden Universitäten, die sich auf Klimaforschung spezialisiert haben, nicht zuletzt auch von der ETH Zürich und der Universität Bern. Ist es nicht etwas vermessen von Ihnen, der Sie selber Chemiker sind und nicht Atmosphärenphysiker, sich in Gegensatz zu all diesen Autoritäten zu stellen?

In der Tat ist es nicht nur der Klimarat, sondern es sind auch zahlreiche wissenschaftliche Institutionen. Auf der anderen Seite gibt es mittlerweile etwa tausend Wissen-

«Wir haben seit dreizehn Jahren keine Erwärmung der globalen Temperatur mehr.»

schaftler, die sich zu einem *non-governmental* Rat (im Gegensatz zum *intergovernmental* IPCC) zusammengeschlossen haben und die für abweichende Meinungen Platz schaffen. Wissenschaft ist ja kein Mehrheitsgeschäft. Wissenschaftliche Erkenntnisse kann man nicht durch Abstimmungen erreichen, sondern am Ende nur durch überzeugende Argumente und den Abgleich der Modelle mit der Klimageschichte. Das beste Beispiel für die Diskrepanz der IPCC-Klimamodelle mit der Wirklichkeit ist für mich die Entwicklung der letzten dreizehn Jahre. Denn wir haben seit dreizehn Jahren keine Erwärmung der globalen Temperatur mehr, aber CO₂ wird weiter ausgestossen. Darauf muss doch die herkömmliche Wissenschaft eine Antwort haben.

Nun ist eine Erklärung die, dass die Erwärmung ins Meer gegangen ist.

Warum jetzt auf einmal? Dann sagt man auch: Die chinesischen Aerosole haben's gemacht. Da melde ich starke Zweifel an. Die chinesischen Aerosole waren bis 2005 gut

genug abzukühlen, haben es aber nicht vermocht. Seit 2005 haben die chinesischen Kohlekraftwerke Entschwefelungsanlagen. Das passt alles nicht wirklich zusammen. Man versucht verzweifelt, an der Natur vorbei zu diskutieren. Es wäre doch logisch, sich einmal die natürlichen Einflüsse anzuschauen. Und das ist für mich etwas recht Überraschendes, dass man dies nicht unvoreingenommen tut. Ich bin ja zu dieser Diskussion erst seit zwei Jahren gekommen. **Können Sie uns erzählen, wie Sie überhaupt dazu kamen, sich mit dem Thema Klima ernsthaft zu befassen. Auch Sie haben sicher – wie wir alle – an die menschengemachte Klimaerwärmung geglaubt.**

Ja, natürlich. Bis vor zwei, drei Jahren war ich einer der grossen Unterstützer der Klimahypothese, weil es ja so einleuchtend war, so beeindruckend.

Die Temperaturen sind ja auch lange scheinbar unauffhaltsam gestiegen.

Stimmt, von 1977 bis 2000 gab es eine sehr schöne Korrelation zwischen Erwärmung und Kohlendioxid-Anstieg. Alle haben gesagt: Es ist so. 95 Prozent der Erwärmung ist der Mensch, nur fünf Prozent die Natur. Was ich damals nicht wusste, ist, dass auch die Sonnenaktivität und ein wichtiger klimatischer Ozeanzyklus, die sogenannte Pazifische Dekaden-Oszillation, gleichzeitig angestiegen sind. Mich machte vielmehr stutzig, dass seit einigen Jahren im Winter der Wind ausblieb. RWE Innogy ist ja mit 1,2 Milliarden Euro einer der grössten Investoren in Windenergie in Europa. Meine Vorgesetzten begannen zu fragen: Wann kommt der erwartete Ertrag? Deshalb begann ich mich mit der Sache zu beschäftigen. Zunächst einmal dachte ich: Das ist sicher die Klimaveränderung, dass der Wind drei Jahre, vier Jahre wegbleibt.

Wusste man, bevor man in der Nordsee investierte, wie stark der Wind wehte?

Man hat ja Statistiken. Wir dachten, es sei ein relativ stochastisches System, stellten aber fest, es ist nicht stochastisch, also sozusagen nicht wahllos schwankend, sondern auch hier gibt es deutliche Zyklen. Wir stellten fest, dass der Wind in Nordeuropa ausblieb, aber in Südeuropa zugenommen hatte. Es gibt hier eine ganz klare Korrelation, was übrigens für unser Unternehmen sehr schön war, weil wir auch in Südeuropa investiert haben. Da war also zunächst mal der IPCC-



«Die Hohepriester der Klimaängste haben nicht alles erzählt!»: Fritz Vahrenholt, Chemie-Professor und Buchautor.

Bericht, der sagte, die Winde bei uns sollten doch eigentlich zunehmen. Das brachte uns offensichtlich nicht weiter, und so musste ich mich selber auf die Socken machen und beschäftigte mich mit der Fachliteratur. Ich fand dann bei Lockwood und anderen einen Zusammenhang zwischen der nordatlantischen Oszillation, den Windereignissen und der Sonnenaktivität. Ich stellte fest: Es gibt eine nordatlantische Oszillation, die das Klima in Europa regiert, also der Druckunterschied zwischen Island und den Azoren. Wenn der klein ist, dann gibt es eine Blockade, so dass die für unsere Windkraft so wichtigen Westwinde blockiert und nach Süden abgedrängt werden. In Kontinentaleuropa können dann im Winter die Westwinde ausbleiben. Wir haben dann keinen guten Wind, aber Kälte aus dem Osten.

Die wir jetzt eben gehabt haben.

Ja, die wir jetzt drei Jahre gehabt haben und auch die nächsten drei Jahre weiter haben werden. Dies ist ein 60-Jahre-Zyklus

Und der ist erwiesen?

Der ist weitgehend unumstritten. Dann habe ich mich gefragt: Haben denn die IPCC-Forscher dies in ihren Modellen berücksichtigt? Und da habe ich festgestellt: Die Modelle versagen. Da gibt es eine schöne Abbildung im IPCC-Bericht, wo versucht wird, die nordatlantische Oszillation in einer Modellrechnung nachzubilden – und das ist ein Strich. Es ist aber gar kein Strich. Es ist ein Zyklus wie eine Sinuskurve. Diese Sinuskurve ist etwa 2005 abgeknickt und geht jetzt runter. Wir werden zehn, fünfzehn Jahre lang eine negative nordatlantische Oszillation sehen. Bemerkenswert. Sie können sagen: Das ist Europa, das ist kein Weltklima. Aber es gibt nicht nur eine nordatlantische Oszillation, es gibt auch eine pazifische und eine weitere atlantische Oszillation, die PDO und die AMO. Interessanterweise schwingen auch diese beiden in einem 60-Jahre-Zyklus und befinden sich beide auf einem absteigenden Ast. Dies wird in den nächsten zehn, fünfzehn Jahren auf jeden Fall einen negativen Einfluss auf die Temperatur haben. Das können Sie übrigens sehr schön auf Jahre rückwärts verfolgen. Immer wenn wir einen Temperaturanstieg hatten, ging auch der PDO-Ozeanzzyklus nach oben. Die Erwärmungsphasen 1977 bis 2000, 1910 bis 1940 und 1860 bis 1880 hatten statistisch alle die gleiche Erwärmungsrate. Dies hat Phil Jones, einer der IPCC-Autoren, kürzlich bestätigt. Die kürzliche Erwärmung ist also keinesfalls «noch niemals dagewesen», wie der Kieler Klimaforscher Mojib Latif kürzlich in einem Artikel der *Financial Times Deutschland* behauptete. Diesen

Anstieg haben wir alle 60 Jahre schon gehabt. Zusätzlich haben wir natürlich eine Erwärmungswirkung durch CO₂ und den Anstieg der Sonnenaktivität in den letzten 150 Jahren. Diese Langzeittrends muss man natürlich abziehen, dann sieht man den 60-Jahre-Zyklus sehr schön. Ja, diesen Anstieg der letzten dreissig Jahre hat es schon mehrfach gegeben. Das ist doch interessant, das weiss aber keiner draussen. Und da musste ich ein Buch schreiben, damit das einmal bekannt wird.

Man hat Ihnen vorgeworfen, dass Sie – statt mit einem Buch vorzuprellen – nicht zuerst in einer dieser wissenschaftlichen Zeitschriften einen Artikel untergebracht haben.

Dies ist nicht meine Aufgabe. Ich bin kein Klimawissenschaftler. Ich habe nichts anderes getan als der IPCC. Der IPCC ist ja ein wissenschaftspolitisches Gremium und hat nie die Aufgabe gehabt, selber zu forschen. Der IPCC soll aus der Literatur zusammensuchen. Er hat aus 18 000 Publikationen dann sein Bild gemacht. Interessanterweise ist in der Langfassung all das, was wir auch zitieren, enthalten. Da finden Sie den Svensmark, da finden Sie den Shaviv (Wissenschaftler, die den Einfluss der Sonne für entscheidend halten, Anm. d. Red.), da finden Sie die Solarverstärkung und den Einfluss der Ozeanzyklen. Sie finden das alles wieder, aber in der Zusammenfassung und in den Klimamodell-Szenarien ist es weg. Insofern habe ich nichts anders gemacht als der IPCC, habe dann na-

«Wir nehmen andern Ländern den Weizen weg, weil wir deren Weizen zu Sprit machen.»

türlich in unserem Buch diejenigen zu Wort kommen lassen, die der IPCC in seiner Zusammenfassung nicht zu Wort kommen lässt. Man hätte schon mal die politischen Führer in Kopenhagen fragen können: Wie hättet ihr entschieden, wenn ihr gewusst hättet, dass die Sonne ihr solares Maximum im Jahr 2000 hatte und sich ihr Magnetfeld als Mass für die Sonnenaktivität in den letzten 100 Jahren glatt verdoppelt hat? Wie hättet ihr entschieden, wenn ihr gewusst hättet, dass es seit zwölf Jahren nicht mehr wärmer wird? Wie hättet ihr entschieden, wenn ihr gewusst hättet, dass es eine Multidekaden-Oszillation gibt, die man in den Vorhersagen korrekt berücksichtigen muss, die aber nicht berücksichtigt worden ist? Vielleicht wäre dann manche Debatte anders gelaufen. Ich füge nur das zusammen, was in der Literatur vorhanden ist, und interpretiere das anders als der Weltklimarat.

Wieso werden in der Klimawissenschaft die von Ihnen erwähnten zyklischen Ereignisse ausgeklammert, und wieso herrscht unter

Fritz Vahrenholt

Prof. Dr. Fritz Vahrenholt, geb. 1949, ist Professor im Fachbereich Chemie an der Universität Hamburg. 1984 wurde er Staatsrat der Hamburger Umweltbehörde, von 1991 bis 1997 war er Umweltsenator von Hamburg, danach Vorstand der deutschen Shell AG, von 2001 bis 2007 Vorstandsvorsitzender des Windkraftanlagenherstellers Repower Systems; seit 2008 ist er Geschäftsführer der RWE Innogy. Vahrenholt war Mitglied im Rat für nachhaltige Entwicklung unter Kanzler Schröder und Kanzlerin Merkel. 1978 erschien sein Bestseller «Seveso ist überall». Diesen Monat ist sein neues Buch, «Die kalte Sonne – Warum die Klimakatastrophe nicht stattfindet», herausgekommen, das Vahrenholt zusammen mit dem Geologen/Paläontologen Dr. habil. Sebastian Lüning geschrieben hat. Mehr über die Autoren und ihre Thesen unter www.kaltesonne.de.

den führenden Klimawissenschaftlern – denjenigen, die sich seit zwanzig, dreissig Jahren mit dem Klimawandel beschäftigen – ein derartig starker Konsens?

Wer wird an eine Institution wie das Potsdamer Institut oder die Universität East Anglia oder die ETH berufen? Stellen Sie sich vor, da würde ein kritisch hinterfragender Nicola Scafetta berufen oder ein querdenkender Svensmark – unmöglich. Was wir dringend brauchen, ist alternative Forschung. Ich appelliere an die Wissenschaftsminister in Europa und in Deutschland, wenigstens einige Lehrstühle, einigen Forschungsraum zu schaffen für die, die anderer Auffassung sind und zu anderen Ergebnissen kommen. Im WGBU, dem Umweltbeirat der deutschen Bundesregierung, sind nur noch Leute, die der IPCC-These anhängen. Sie sagen: Der Mensch ist schuld, und deshalb müssen wir der Bundeskanzlerin raten, dass eine grosse Transformation der Gesellschaft erforderlich ist, eine Veränderung der Lebensstile, des Konsums, unserer Industriestruktur.

Haben diese Leute nicht recht, wenn sie sagen, für den Fall der Fälle sei Vorsorge zu treffen? Man schliesst im Leben ja auch Versicherungen ab.

Das ist natürlich nicht richtig, weil wir im Augenblick Fehlallokationen machen, die nur der Angst vor der Klimakatastrophe geschuldet sind. Sonst würden in Deutschland doch nie fünfzig Prozent der Weltkapazität der Fotovoltaik stehen. In einem sonnenarmen Land mit einem Sonneneinstand wie Alaska. Das ist nur angsterzeugte Energiepolitik, genauso wie die Beimischung von zehn Prozent Bioethanol aus Weizen. Wir sind ja



Mann der Erneuerbaren: Vahrenholt.

zum Weizenimportland geworden. Wir nehmen andern Ländern den Weizen weg, weil wir deren Weizen zu Spirit machen. Das ist dem gleichen Denken geschuldet: Wir müssen doch um Gottes willen etwas gegen das CO₂ tun. In Wirklichkeit wissen wir sogar, dass dieses Bioethanol kaum eine CO₂-mindernde Wirkung hat, wenn man die Gesamtkette anschaut.

Der Atomausstieg, der auf Fukushima folgte, ist nicht Klimapolitik, aber auch hier ist die Angst massgebend.

Da gehen die Nationen unterschiedlich mit um. Die Schweizer sind damit klug umgegangen, die Deutschen weniger – um nicht zu sagen auf Kosten der Nachbarländer, damit wir die Stabilität der deutschen Stromversorgung sicherstellen können. Die Konsequenzen sind natürlich schon massiv. Es geht nicht nur um Milliarden-transfers, sondern es geht auch um einen neuen Begründungszusammenhang für Erneuerbare. Ich bin ja seit Jahrzehnten ein Mann der Erneuerbaren. Ich habe eine Windfirma gegründet, die eine der grössten der Welt wurde, ich habe die ersten Windparks hier bei Hamburg aufgestellt, ich war bei der Shell für den Solar-Bereich zuständig. Mich hat aber hinterher erschreckt, wie sich das verselbständigte. Dass man sagte: «Wir bauen die Erneuerbaren aus, koste es, was es wolle.» Das war natürlich angstgetrieben. Ich glaube, wir müssen in Europa für die Energiepolitik wieder entdecken, dass die Fossilen endlich sind und zumeist importiert werden müssen. Wir werden Öl auch in Zukunft noch gebrauchen, für andere Zwecke – es

ist doch viel zu schade zum Verbrennen –, oder Gas. Keiner redet in Europa oder Deutschland über die Kernfusion. Es gibt viele Dinge, die wir im Augenblick ausblenden, weil wir glauben, ganz schnell agieren zu müssen. Die Fusion wird noch zwanzig, dreissig Jahre brauchen, aber sie ist eine ganz grosse Zukunftschance für die Menschheit.

Sie sagen, die fossilen Brennstoffe gehen aus. Nun hat man aber in den letzten fünf Jahren in den USA neue Abbaumethoden – Horizontalbohrungen, «Fracking» – gefunden, welche dazu führen werden, dass die Menschheit noch viel länger Öl und Gas haben wird, als man glaubte.

Natürlich. Noch vor fünf Jahren haben wir geglaubt, das Gas gehe uns als Erstes aus. Jetzt haben wir durch neue Techniken festgestellt, dass es wahrscheinlich noch für 100 bis 150 Jahre ausreichen wird. Wir haben in Deutschland eines der grössten Gasfelder Europas, aber das wird nicht genutzt, weil es eine starke Widerstandsbewegung gibt. Polen macht es, China wird es machen, die Amerikaner machen es. Gas spielt sich sehr stark als entscheidende Energiequelle in den Vordergrund, Öl hat nach wie vor eine sehr begrenzte Reichweite, Kohle hat es noch für Hunderte von Jahren – trotz allem: Die fossilen Brennstoffe sind endlich, und es wäre vernünftig, damit sorgfältig umzugehen. Wir müssen aber keine Torschlusspanik haben, weil die fossile Energie als Brücken-

«Es ist der Politik gelungen, die Leute zu überzeugen, dass CO₂ etwas Schreckliches ist.»

energie vorhanden ist. Das Einzige, was gegen die Fossilen spricht, sind die CO₂-Emissionen. Wenn es denn so wäre, wie der IPCC prognostiziert, dann dürfte man natürlich die CO₂-Emissionen nicht weiter ansteigen lassen.

Um noch einmal auf Ihr Buch zurückzukommen: Man hat Sie auch als Irrläufer beschimpft, und der Spiegel nennt Sie einen Ketzer. Da sind starke Emotionen im Spiel.

Ja, viele Emotionen. Es ist ja der Politik gelungen, die Leute zu überzeugen, dass CO₂ etwas Schreckliches sei.

Al Gores Film hat da eine grosse Rolle gespielt.

Natürlich, und er erhielt den Nobelpreis dafür. Sie wissen, dass er in britischen Schulen nicht mehr unkommentiert gezeigt werden darf, weil es einfach zu viele Fehler hat. Aber diese Fehler setzen sich natürlich in den Köpfen der Kinder fest. Es steckt mittlerweile tief in den Menschen drin: Wir haben Schuld auf uns geladen. Wir tun etwas, was unseren Kindern die Lebensmöglichkeiten

erschwert, und dies ist natürlich ein gewichtiges Argument. Es braucht nicht eine Pseudodebatte, sondern eine rationale Debatte. Aber vor allem müssen wir denjenigen Forschern, die mit guten Argumenten abweichende Positionen vertreten, die Möglichkeit geben zu forschen. Der erste Teil des Cern-Experiments ist gelungen: Können kosmische Strahlen, in einer Blaskammer nachgebildet, Aerosolkeime erzeugen? Jawohl. Jetzt kommt die nächste Frage: Können diese Aerosolkeime wachsen und entsprechend so gross werden, dass sie Wolken bilden? Wenn diese Kette geschlossen ist, dann haben Sie die Erklärung für eine Schwankung. Nun sagt der Direktor des Cern, dies dürfe aber nicht benutzt werden, um das CO₂ in Frage zu stellen. Wenn man beweisen könnte, dass es diese Kette gibt, würden die Bemühungen, das CO₂ zu bekämpfen nachlassen – und dies wollen viele nicht.

Sind Sie zuversichtlich, dass Ihre These dereinst die offizielle von der menschengemachten Klimaerwärmung ablösen wird?

Ja, klar. Aber ich will auch mit aller Demut sagen: Natürlich kann ich die Sonne nicht vorhersehen, niemand kann das. Die Sonne kann auch ganz anderen Sinnes werden und einen starken Zyklus erzeugen. Die Empirie spricht nicht dafür, aber vielleicht haben wir etwas übersehen. Wir werden aber, glaube ich, schon in den nächsten acht Jahren wissen, ob wir Fehler gemacht haben. Wir stehen vor einer ganz spannenden Entwicklung und vor spannenden Jahren. Die Klimafrage wird sich klären. Ich glaube schon, dass bei den Menschen das Gefühl wächst, dass die Hohepriester der Klima-ängste nicht alles erzählt haben. Es war ja schon überraschend, als die TAZ [Tageszeitung aus Berlin, Anm. d. Red.], gerade die linke TAZ, titelte: «Darf man Klimaskeptikern zuhören?» Dann kamen in dem Artikel einige Nein, und dann gab's trotzdem, wenn man in den Blogs liest, eine Entrüstung der TAZ-Leser, die eine Rede- und Denkfreiheit einforderten auch für diejenigen, die eine abweichende Meinung haben. In einem Artikel der Zeit hat man mich als Bannerträger der Ökoreaktion bezeichnet. Dazu gab es 500 Kommentare, ich habe nach dem fünfzigsten aufgehört zu lesen. Ich will mal sagen: Achtzig, neunzig Prozent meinten, so könne man mit Andersdenkenden nicht umgehen, der Artikel sei eine Schande.



Das Buch

Fritz Vahrenholt, Sebastian Lüning: Die kalte Sonne: Warum die Klimakatastrophe nicht stattfindet. Hoffmann und Campe. 416 S., Fr. 44.90

Vor Clowns wird gewarnt

Von Daniele Muscionico

Er ist geschlagen mit dem ewigen Lächeln. Sein Grinsen ist dem Joker ins Gesicht geätzt. Erst der Zweikampf mit Batman auf dem Dach der Gotham Cathedral macht dem Feixen ein Ende – der Joker stürzt in den Tod. Selten war Jack Nicholson besser als in Tim Burtons Film.

Dieser Clown ist weiblich, und Nicholsons Joker mag sein Vetter sein. Dieser Clown steht für vieles. Für Fasnacht? Wieso nicht. Unter dem Jubel Tausender hatte sich in Köln der grösste Rosenmontagszug Deutschlands in Bewegung gesetzt. Denn es ging, und alle lachten, besonders Christian Wulff an den Kragen. Der gefallene Schnäppchen-Präsident war das Lieblingssujet der Narren.

In Basel soll das Sujet Nummer eins der diesjährigen Fasnacht das Geld sein. Die Politik belegt auf der Lachliste lediglich Rang zwei. Und in Zürich? Hier heisst die Fasnacht Züri-Carneval, das allein sagt genug, um mit Gruseln rechtzeitig die Stadt zu verlassen.

Dieser Clown ist weiblich. Es ist ein Possenreisser der amerikanischen Künstlerin Cindy Sherman. Monströse Verkleidung, Schminkspele, schaurige Selbstinszenierung: Damit hat sich Sherman in den letzten dreissig Jahren zum teuersten Chamäleon der Kunstszene nobilitiert. Ihre Selbstporträts, die keine sind, bieten Stoff für gesellschaftstheoretische Diskurse über Gender, Repräsentation und Identität. Was steckt hinter deiner Maske, fragt ihre Kunst uns alle. Eine nächste Maske, natürlich.

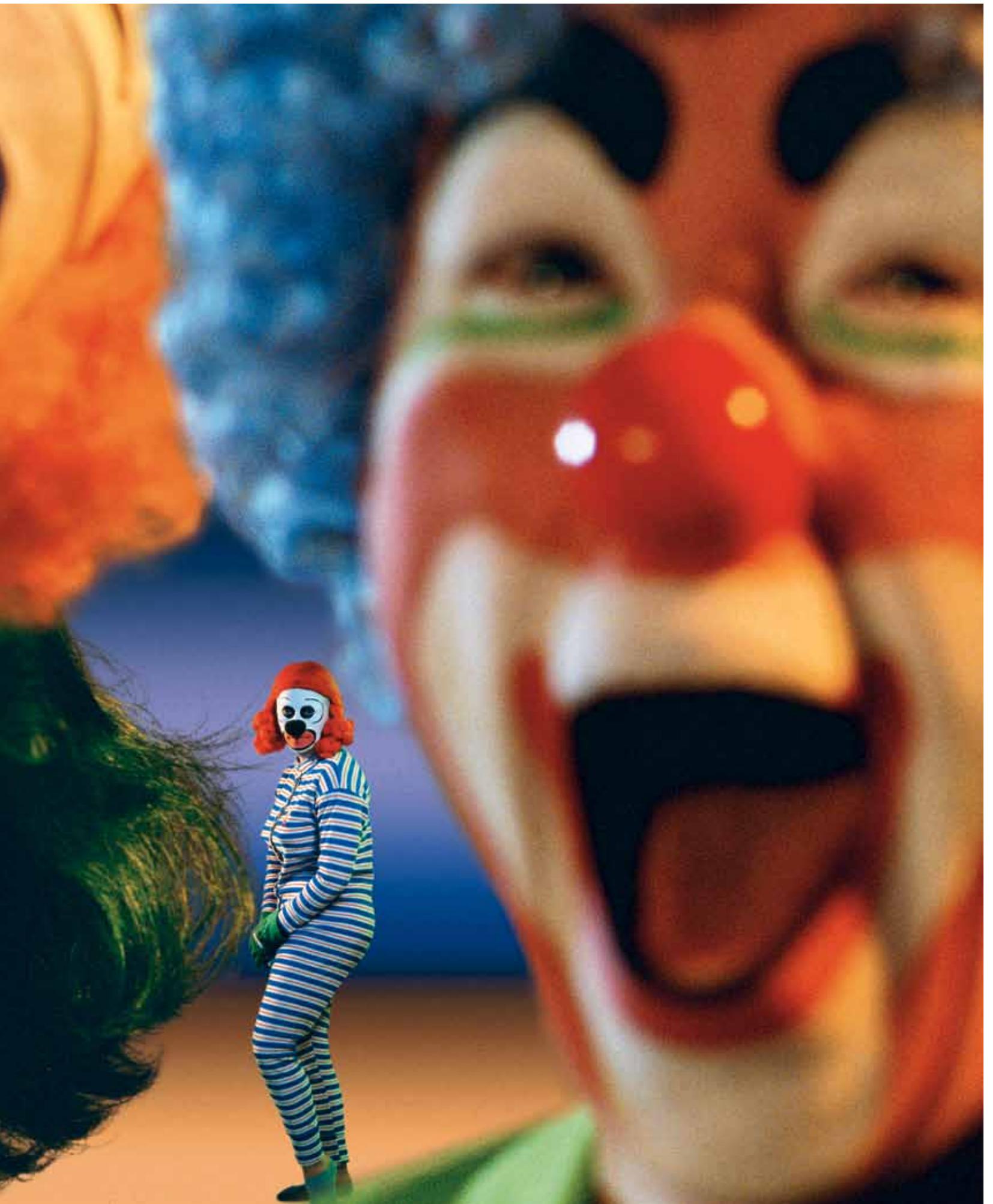
Shermans Serie «Clowns» besteht aus zwanzig grossformatigen Fotografien, Abziehbilder einer falschen Fröhlichkeit. Der Clown, fester Bestandteil jedes amerikanischen Kindergeburtstages, oder Ronald McDonald, der Freund der Kinder, vor allem, wenn sie viele, viele Hamburger essen. Vor psychedelischen Hintergründen posieren Cindy-Clowns, die herrlich überdreht die Kommerzialisierung dieser melancholischen Kunstfigur entlarven. «Clowns» zeigt die vielschichtigen emotionalen Abgründe eines aufgemalten Lächelns.

Und Sherman? Sie ist eben im Begriff, mit einer monumentalen Retrospektive im Museum of Modern Art in New York in den Status einer Heiligen erhoben zu werden. Doch kein Bedauern, sie wird auch das überleben. Denn wenn immer man diese Künstlerin zu fassen versucht, zieht sie sich eine Maske über – und zeigt lachend ihre Zähne.

Cindy Sherman: Clowns. Neu aufgelegt bei Schirmer/Mosel. Clowns and History Portraits, Katalog zur Ausstellung im MoMa, New York. Schirmer/Mosel, 2012. Ausstellung bis 11. 6.



Schaurige Selbstinszenierung: Clowns der amerikanischen Künstlerin Cindy Sherman.



Weltwoche Nr. 8.12
Bild: «Untitled#25» (2004) von Cindy Sherman (Schirmer/Mosel)

Belletristik

- 1(3) **Jussi Adler-Olsen:** Das Alphabetahaus (DTV)
- 2(1) **Milena Moser:** Montagmenschen (Nagel & Kimche)
- 3(2) **Daniel Glattauer:** Ewig Dein (Deuticke)
- 4(4) **Paulo Coelho:** Aleph (Diogenes)
- 5(5) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand (Carl's Books)
- 6(6) **Catalin D. Florescu:** Jacob beschliesst zu lieben (C. H. Beck)
- 7(9) **Jussi Adler-Olsen:** Erlösung (DTV)
- 8(8) **Sandra Brown:** Sündige Gier (Blanvalet)
- 9(-) **Christian Kracht:** Imperium (Kiepenheuer & Witsch)
- 10(-) **Stephen King:** Der Anschlag (Heyne)

Sachbücher

- 1(-) **Walter Wittmann:** Superkrise (Orell Füssli)
- 2(1) **Tomas Sedlacek:** Die Ökonomie von Gut und Böse (Hanser)
- 3(3) **Pierre Dukan:** Die Dukan-Diät (Gräfe und Unzer)
- 4(2) **Peter von Matt:** Das Kalb vor der Gotthardpost (Hanser)
- 5(5) **Rolf Dobelli:** Die Kunst des klaren Denkens (Hanser)
- 6(4) **Barney Stinson, Matt Kuhn:** Das Playbook (Riva)
- 7(6) **Barney Stinson, Matt Kuhn:** Der Bro Code (Riva)
- 8(10) **Petra Bock:** Mindfuck (Droemer/Knaur)
- 9(7) **Walter Isaacson:** Steve Jobs (Bertelsmann)
- 10(-) **Gian D. Borasio:** Über das Sterben (Beck)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Media Control

Apropos: Kracht lag falsch

Werde ein Schriftsteller in irgendeiner Form mit dem Nationalsozialismus in Verbindung gebracht, so bedeute das in Deutschland die «sofortige Exkommunikation» aus dem Literaturbetrieb, den «sofortigen Tod». Das schrieb der Schweizer Autor Christian Kracht vor einigen Jahren dem US-Künstler David Woodard. Letzte Woche brach tatsächlich die Nazi-Keule über Kracht herein: Der *Spiegel* bezichtigte ihn, rechtsextremes Gedankengut zu verbreiten. «An seinem Beispiel kann man sehen, wie antimodernes, demokratiefeindliches, totalitäres Denken seinen Weg findet hinein in den Mainstream», hiess es in dem Artikel. Das Resultat: Fast alle Medien nahmen Kracht in Schutz, Schriftsteller von Elfriede Jelinek bis Peter Stamm unterzeichneten einen offenen Protestbrief an den *Spiegel*, Krachts neues Buch gehörte auf *amazon.de* sogleich zu den meistverkauften Werken. Der sofortige Tod blieb aus, stattdessen erlebte Kracht einen Sprung auf die Bestsellerliste. So sehr kann man sich irren. (rb)

Wissenschaft

Der menschliche Riecher

Neuste Forschungsergebnisse aus Yale und Harvard zeigen, dass unsere Nase viel mehr kann als bisher angenommen. Von Rolf Degen und David Schürch (Illustration)

Seitdem der Mensch angefangen hat, systematisch über sich nachzudenken, stellt er seiner eigenen Nase ein Armutszeugnis aus. «Welcher Organsinn», klagte der Philosoph Immanuel Kant, «ist der undankbarste und scheint auch der entbehrlichste zu sein? Der des Geruchs. Es lohnt nicht, ihn zu kultivieren, oder wohl gar zu verfeinern, um zu geniessen; denn es gibt mehr Gegenstände des Ekels als der Annehmlichkeit, die er verschaffen kann.» Seit 150 Jahren stossen die Lehrbücher ins gleiche Horn: Der Mensch sei ein Mikrosomat, sein Riechorgan – das griechische *osmos* bedeutet Geruch, Duft, Gestank – sei weniger fein ausgebildet als das der anderen Säugetiere, der Makrosmaten.

Mit der Nase am Boden

Nach der gängigen Meinung hat der Geruchsinn im wahrsten Sinne des Wortes «abgebaut», als der Mensch begann, aufrecht zu gehen und seine Nase in luftige Höhen zu heben. Die meisten Tiere, die feine Riecher besitzen, gehen auf allen vieren, und ihr Kopf befindet sich in der Nähe des Bodens, wo sich die feuchten und schweren Duftmoleküle konzentrieren. Das gilt für Hund und Katze ebenso wie für den Elefanten, der seinen Rüssel meist nach unten hängen lässt. Unsere Nasen sind zudem kleiner als die Schnauzen anderer Säuger, dafür sind unsere Augen bei der Evolution des dreidimensionalen Sehens in die Mitte gerückt.

Als die Molekularbiologen anfangen, nach den Genen für Geruchsrezeptoren zu stöbern, schien sich dieses Bild vollends abzurunden. Dem Ahn von Mensch und Maus standen vor 120 Millionen Jahren noch 1300 Gene zur Verfügung, um Duftmoleküle zu schnuppern. Bei Mäusen sind noch achtzig Prozent aktiv, beim Menschen sind zwei Drittel dieser Gene durch Mutationen funktionsunfähig geworden. Pseudogene nennen die Forscher solche Ruinen, die nun nutzlos im Erbgut sitzen. Und auch die intakten 350 Erbfaktoren sind bedroht. Mehr als viermal so schnell wie bei den Affen kam der Menschheit in den vergangenen Jahrhunderttausenden Riechgen um Riechgen abhanden.

Doch Gordon M. Shepherd, Neurobiologe an der Harvard University, will die moderne Legende von der menschlichen Riechblindheit so nicht stehenlassen. Er macht zum einen darauf aufmerksam, dass sich unter den intakten Erbguteinheiten auch solche Genvarian-

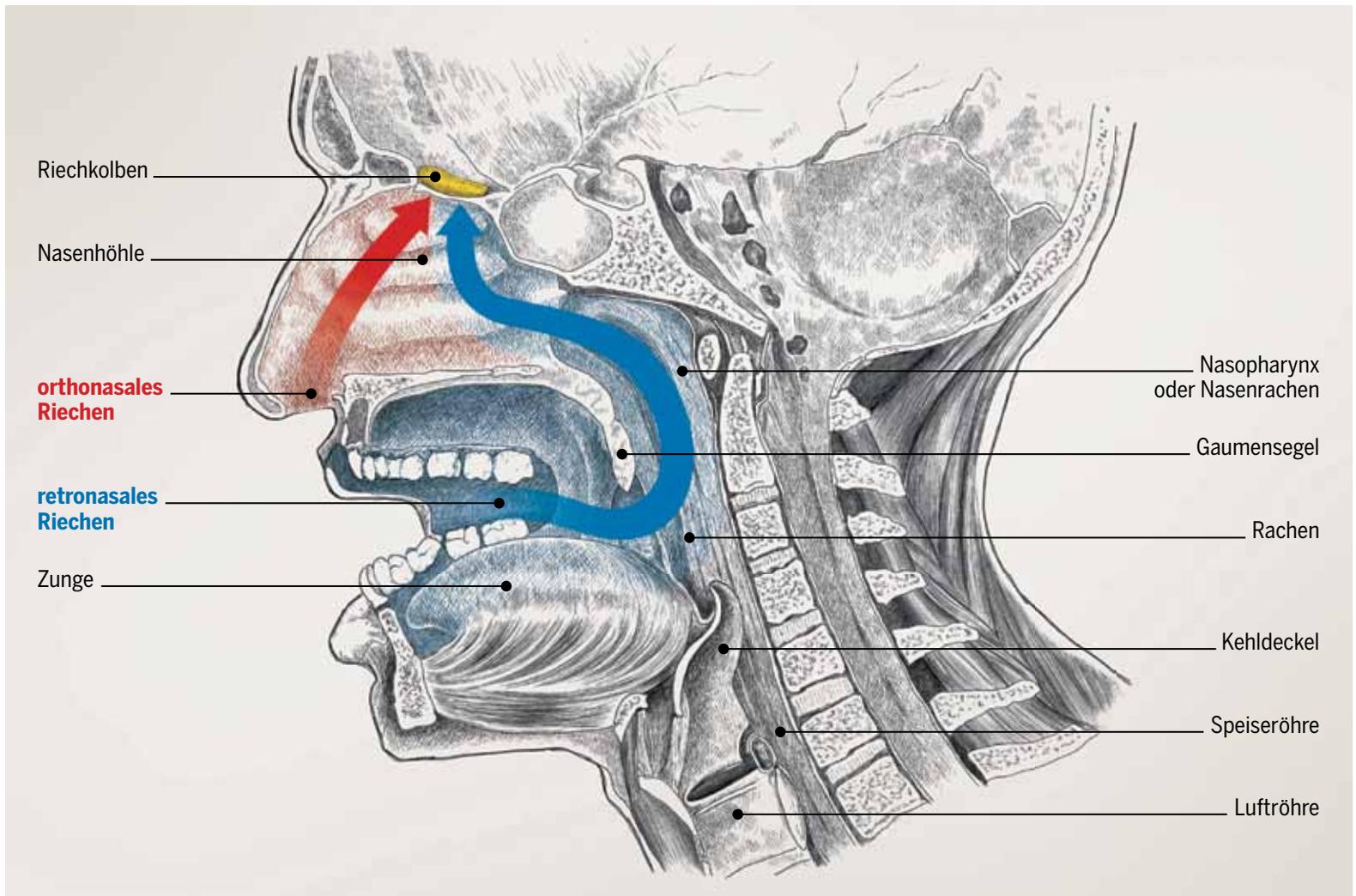
ten befinden, die überhaupt erst während der menschlichen Stammesgeschichte aufgetaucht sind – und die für den Menschen besonders wichtig sein dürften. Ausserdem laufen die Nerven aller Riechzellen gleichen Typs in der ersten Empfangsstelle des Gehirns, dem Riechkolben, in kugeligen Gebilden, den Glomeruli, zusammen. Bei Versuchen mit Ratten war es jedoch möglich, achtzig Prozent dieser Glomeruli zu zerstören, ohne dass die Fähigkeit der Nager, Düfte zu unterscheiden, irgendeinen Schaden nahm. «Wenn die verbleibenden zwanzig Prozent die Fähigkeit besitzen, die Funktion von 1100 Erbfaktoren aufzufangen, dann solltenseine 350 olfaktorischen Gene es dem Menschen ermöglichen, ähnlich gut zu riechen wie die Maus.»

Das Hauptargument von Shepherd besteht aber darin, dass die tierischen Supernasen ihre Überlegenheit einzig und allein beim sogenannten orthonasalen Riechen ausspielen: wenn sie die Aussenluft beim Schnüffeln durch die Nasenhöhle nach innen und am Riechsinnesfeld vorbei einziehen. Beim klassischen Riechen also, das als Fernsinn dazu dient, Düfte in der Welt draussen zu orten und zu identifizieren. Dabei brillieren unsere Mitgeschöpfe, weil sie den inhalierten Odem durch ein geräumiges und raffiniertes Riechportal einschleusen, dem der Mensch wenig entgegensetzen hat.

Je gelber, desto sensibler

Obwohl etwa der Hauskatze nur ein kleiner Kopf mit winzigen Nasenlöchern zur Verfügung steht, ist die Oberfläche ihrer Naseninnenhöhle durch mehrere muschelförmige Einbuchtungen künstlich vergrössert. Die Nasenmuscheln, die sich beim Menschen deutlich zurückgebildet haben, sind wie die Rippen einer Heizung angeordnet und an ihrer Oberfläche mit Riechschleimhaut besiedelt, die von der eingeatmeten Luft umströmt wird. Sie reinigen den Atem von Bakterien und anderen Verunreinigungen, wärmen und befeuchten ihn, um die Riechaktivität zu beflügeln. Der eingezogene Odem säuselt durch einen wahren Irrgarten aus Knochen und Höhlungen, der bei Hunden auf einer Fläche von 85 Quadratzentimetern mit Riechschleimhaut besiedelt ist. Der Mensch kann gerade einmal mit einem Zwanzigstel der hündischen Dimensionen aufwarten.

Beim Hund werden die gasförmigen Moleküle von etwa 220 Millionen Riechzellen auf-



Legende der Riechblindheit: der Mensch kann dank seinen 350 olfaktorischen Genen ungefähr so gut riechen wie eine Maus.

gefangen und in Nervenimpulse umgewandelt, während uns Menschen maximal zwanzig Millionen dieser Signaldetektoren zu Gebote stehen. Die Riechzellen lassen winzige Härchen herausragen, die die Duftmoleküle einfangen und sich im Luftzug hin und her bewegen wie Seeanemonen auf einem Korallenriff. Das Riechfeld ist gelb und feucht und enthält fetthaltige Substanzen. Die Intensität der Gelbfärbung ist auch ein Gradmesser für die Sensibilität der Nase. Je stärker der Farbton, umso feiner der Geruchssinn. Das Riechfeld der Katze ist intensiv senfbraun, während das des Menschen nur eine hellgelbe Tönung aufweist. Diesen Zelltyp gibt es nur in der Nase, und er wird bei Tieren alle paar Monate erneuert. Damit unterscheidet er sich eindeutig von allen anderen Nerven- und Rezeptorzellen des Körpers, die unwiderruflich hinüber sind, wenn sie einmal den Geist aufgegeben haben.

Vorne süß und salzig, hinten bitter

Durch diese Luxusausstattung übersteigern die orthonasalen Sinnesleistungen der Haustiere die unseren in einem Masse, dass man fast von einem sechsten Sinn oder gar von «Hellriechen» sprechen könnte. Ein geübter Hund kann zwei Sandkörner auf einem 500 Meter langen, 50 Meter breiten und 50 Zentimeter

tiefen Sandstrand wiederfinden! Auch noch nach Tagen können Spürhunde die Fährte eines Menschen über Hunderte von Kilometern verfolgen.

Es gibt aber noch eine zweite, retronasale Form des Riechens, das Riechen «nach innen», bei dem der Homo sapiens alle seine Mitgeschöpfe auf die Plätze verweist. «Der Geruch ist der einzige Sinn, der Objekte sowohl ausserhalb als auch innerhalb des Körpers wahrnehmen kann», betont Paul Rozin, Psychologe an der University of Pennsylvania. Um diesen Sinneskanal zu analysieren, hat Shepherd die Forschungsergebnisse von Physiologen, Neurobiologen, Psychologen und anderen Wissenschaftlern zusammengeführt und eine eigene neue Disziplin, die Neurogastronomie, aus der Taufe gehoben.

Retronasales Riechen, das vor allem dazu dient, die eingeführte Nahrung chemisch zu analysieren, vollzieht sich rückwärts – von der Mundhöhle über den Rachen in den Nasenraum zur Riechschleimhaut. Das Verrückte ist, dass wir Menschen das retronasale Riechen, in dem wir die Champions der Schöpfung sind, gar nicht als Riechen wahrnehmen – wir verkennen es als den Geschmack des Essens. Die meisten Sprachen besitzen nicht einmal eine eigene Wortschöpfung für das Riechen durch

das «Hintertürchen», daher wurde die englische Alternative, *flavour*, bereits eingedeutscht.

Die «Schmeckzellen» – der «Erkennungsdienst» des Geschmackssinnes – sind auf der Oberfläche der Zunge in Zonen angeordnet. Die vorderen Abschnitte der Zunge haben eine hohe Empfindlichkeit für «süß» und «salzig», die seitlichen für «sauer», und der rückwärtige Bereich ist für «bitter» reserviert. Dazu kommen noch Detektoren für den Fleischgeschmack umami und möglicherweise Rezeptoren für den Geschmack von Fetten. Allerdings darf man sich dieses Arrangement nicht nach dem Alles-oder-nichts-Prinzip vorstellen. Es gibt alle Typen in allen Regionen der Zunge, nur die Dichte der Besiedlung ist unterschiedlich.

Durch diese zahlenmässige Begrenzung würden uns die Schmeckzellen alleine nur ein verkümmertes gustatorisches Erlebnis liefern. Der Geschmackssinn arbeitet daher unentwegt mit den übrigen sensorischen Kanälen, besonders dem Geruch, zusammen und lässt am Ende auf dem Gaumen einen globalen Gesamteindruck entstehen, dessen Quellen kaum noch zu eruieren sind.

Die Nase fungiert quasi als «Geschmacksverstärker», da sie mit ihrem feinen Sensorium mindestens 10 000 Duftnoten unterscheidet.

den kann. Geschmack und Geruch haben einen gemeinsamen Luftschacht – wie die Bewohner eines Hochhauses, die schnell mitbekommen, wenn ihre Nachbarn einen Lasagne-Abend feiern. Im zerkauten und vom Speichel aufgelösten Essen werden Riechstoffe freigesetzt, die über den «Kamin» nach oben zum Riechsinnesfeld wandern. Doch diesen Trakt hat die Natur lediglich beim Menschen als kurzen und voluminösen Schlot angelegt, während er bei Tieren eine lange, enge Röhre darstellt, die wenig Durchlass bietet. Das, was wir subjektiv als Geschmack wahrnehmen, ist in Wirklichkeit eine «verwiesene Wahrnehmung», die Projektion des retronasalen Riechens auf den Gaumen, vermischt mit einem Hauch Geschmacksempfinden.

Die besten Momente des Lebens

Den Geruch nimmt der Mensch auch viel schneller wahr als den Geschmack. Man benötigt zum Beispiel bei einer Kirschtorte 25 000-mal mehr Moleküle, um sie zu schmecken, statt sie «nur» zu riechen. Zudem rufen die meisten Naturalien kombinierte Mischempfindungen hervor. Eine Grapefruit etwa stimuliert die Zungenabschnitte, die auf Saures, Süßes und Bitteres reagieren. Die ätherischen Öle der Frucht wandern zur Nasenschleimhaut und steuern das i-Tüpfelchen zu der Grapefruit-Erfahrung bei. Die Ausdehnung des retronasalen Kanals sei mehr als eine kleine anatomische Besonderheit, sie sei eine gewaltige biologische Adaption, behauptet Harvard-Biologe Shepherd: Die Evolution hat uns mit einem mächtigen Sensorium ausgestattet, das uns erlaubt, uns einen unvorstellbaren Reichtum an Geschmacksempfindungen anzueignen, dem nichts im Tierreich nahekommt.

Dazu gehört auch ein fein ausgesteuerter Mechanismus, der unseren Luftschacht nur zu ganz bestimmten strategischen Momenten des Kau- und Schluckvorganges zum Beschnuppern freigibt. Wenn man einen Schluck Kaffee oder Wein einfach nur in den Mund nimmt, ohne zu kauen oder zu schlucken, bekommt man lediglich den Geschmack des Getränkes (sauer oder bitter) mit, nicht die typischen Aromanoten. Zunächst verhindert der Kontakt von Gaumensegel und Zungengrund, dass Teile der Speise schon vor dem Schluckprozess in den Nasopharynx gedrückt werden oder in die Luftröhre rutschen. Beim nachfolgenden Schlucken wird das Gaumensegel mit der Rachenwand dicht verschlossen. Erst unmittelbar nach dem abgeschlossenen Schluckvorgang, mit dem darauffolgenden Atemstoss, dem *swallow breath*, entfaltet sich die phänomenale Geschmacksempfindung, die für viele Menschen zu den besten Momenten des Lebens zählt.

Jedes Kind weiss, dass sogar Lebertran seinen Schrecken verliert, wenn man beim Schlu-

cken die Luft anhält – und unmerklich den hinteren Gaumen hebt, um den Luftabzug nach oben zu blockieren. Wenn ein schwerer Schnupfen die Nase funktionsuntüchtig macht, schmecken daher selbst die lukulischsten Mahlzeiten wie Einheitsbrei. Welche Bedeutung dem Retronasalsinn für unser Wohlbefinden innewohnt, bemerkt man erst, wenn man ihn verliert, etwa durch einen Unfall. Dann hat man keine Freude mehr am Essen, alles schmeckt gleich fad. Selbst wenn der Ort des Schadens auf die Riechschleimhaut begrenzt ist, haben die Betroffenen den Eindruck, ihren «Geschmack» verloren zu haben. Mit dieser Einbusse des sensorischen Genussvermögens haben besonders viele ältere Menschen zu kämpfen; das hängt damit zusammen, dass die retronasale Sensibilität früher von Abbauerscheinungen hinweggerafft wird als ihr orthonasaler Gegenspieler.

Auf der anderen Seite ist der Mensch durchaus in der Lage, seiner retronasalen Feinfühligkeit durch entsprechende Kniffe auf die Sprünge zu helfen. Wiewohl der erfahrene

Die Nase kann mit ihrem feinen Sensorium mindestens 10 000 Duftnoten unterscheiden.

Weinkenner bei der Weinprobeseiten schluckt, gelingt es ihm doch, einen edlen Tropfen überaus umfangreich retronasal zu bewerten. Dafür bedient er sich kurzerhand einiger Tricks, mit denen er Mutter Natur und ihr physiologisches Wunderwerk der Sinneswahrnehmung überlistet: Durch gekonntes Öffnen und Schliessen des Mundes beziehungsweise der Gaumensperre, gepaart mit einer wirksamen Atemtechnik, die nicht selten mit einer für Laien sonderbar anmutenden Geräuschentwicklung einhergeht, pumpt er Aromastoffe aus dem Mund in den Rachenraum.

Die Sonderstellung des Retronasalsinnes beim Menschen zeigt sich auch darin, dass die Weiterverarbeitung im Gehirn ungleich mehr Nervengewebe in Anspruch nimmt als in der Tierwelt. Viele der betroffenen Nervenzellen sind zudem multisensorisch, sie sprechen auf mehrere Sinnesmodalitäten (Geschmack, Geruch, Berührung, Optik) gleichzeitig an. Dabei versetzt ein und dasselbe Geruchsmolekül völlig separate Gehirnregionen in Erregung, je nachdem, ob es den Ort der nasalen Empfindlichkeit über den orthonasalen oder den retronasalen Zugangsweg erreicht. Den Beweis haben Wissenschaftler um Dana Small von der Yale University in New Haven erbracht. Die Forscher führten den Probanden bei den Versuchen mit dünnen Röhrchen Geruchsstoffe in die Nase ein, entweder direkt am vorderen Eingang der Nasenhöhle oder «von hinten», am Nasengang nahe dem Rachen.

Strömte der Duft von Schokolade orthonasal ein, so wurden Gehirnregionen aktiviert, die mit der Belohnungserwartung assoziiert sind – der neuronale Apparat, der die Begierde nach einer Bedürfnisbefriedigung in Gang setzt. Kam der Schokoladenduft allerdings aus der retronasalen Richtung, so wurden Gehirnareale aktiv, die die vollzogene Befriedigung eines Bedürfnisses melden.

Kolumbus' Jagd nach Aromen

Alle höheren Kapazitäten des Geistes – Gedächtnis, Lernvermögen, Assoziation – sind bei uns Menschen an der sensorischen Analyse des Mundinhaltes beteiligt. Dies hat mit der Menschwerdung des Affen zu tun, dem Übergang vom Australopithecus zum Homo erectus vor etwa 1,9 Millionen Jahren. Dieser Schritt wird von vielen Anthropologen mit einer Änderung der Ernährungsweise erklärt. Neben Früchten und Nüssen stand neu Fleisch auf dem Speiseplan – damit wurde der Mensch zum Allesfresser.

Die Entdeckung des Feuers, vor mindestens 400 000 Jahren, versetzte uns in die Lage, durch chemische Hitzereaktionen ganz neue Nährstoffe und unvorstellbare Nuancen von Aromen freizusetzen. Die Kaumuskulatur hat sich zurückgebildet, statt zähen Pflanzen- und Fleischfasern konnten unsere Vorfahren sich zarten Worten widmen.

Vielleicht seien die ersten Menschen nur darum aus Afrika in unwirtliche Gefilde ausgewandert, um ihren Speiseplan durch neue Pflanzen, Kräuter und Fleischsorten anzureichern, vermutet Shepherd. Die Seefahrer des Spätmittelalters nahmen unvorstellbare Gefahren und Irrungen auf sich, nur um an fremden Küsten retronasale Geschmacksbomben wie Pfeffer oder Muskat aufzutreiben. Die Reise von Christoph Kolumbus war nicht darauf angelegt, die Kugelförmigkeit der Erde zu beweisen, sondern darauf, einen direkten Weg zu den Quellen der heissbegehrten Gewürze und Aromen zu finden.

Es ist kein Wunder, dass in unserer heutigen Welt der ewig angestachelten Essgelüste ein wahrer Kult um kulinarische Beglückungen grassiert. Wir sind versessen auf Kochbücher, Nahrungszeitschriften und ausgefallene Küchengeräte. Wir jagen nach der neusten Cuisine, gewähren Chefköchen Berühmtheitsstatus. Und damit erbringen wir alltäglich den Beweis, dass der grosse Denker Immanuel Kant komplett danebenlag: Der Geruch ist nicht unser undankbarster und entbehrlichster Sinneskanal. Es lohnt sich sehr wohl, ihn zu kultivieren und zu verfeinern. Und das hätte Kant eigentlich schon beim Genuss von Königsberger Klopsen merken können.

Gordon M. Shepherd: Neurogastronomy: How the Brain Creates Flavor and Why It Matters. Columbia Univers. Press, 2011

Akif Pirincci / Rolf Degen: Katzensinne. Goldmann, 1995

Die Suche nach der verlorenen Schönheit

Von Peter Rüedi

Der Engländer Andy Sheppard war nie *on the wild side*. Von Coltrane, der sein saxophonistisches Ur- und Initialerlebnis war, übernahm er die hymnische Seite, nicht die ekstatisch-expressive. Er wendete, hatte er einmal in den späteren siebziger Jahren sein Instrument und seine Musik entdeckt, Coltranes spirituelles Pathos («A Love Supreme») ins Intime. Anders als Jan Garbarek hatte er meist nicht diesen scharfen, hart glänzenden Saxofonklang im Sinn, sondern ein eher luftiges Klangideal, das an Dewey Redman erinnern mochte oder an Joe Henderson. Ein Raumkonzept, im Gegensatz zu Coltranes manischem Zug zum Horror Vacui. Freie Improvisation bedeutete für Sheppard nie den Verrat an der Melodie. Nicht von ungefähr wurde er auf zahllosen Alben regelmässiger Partner von Carla Bley.

So ist die Grundstimmung seiner jüngsten Formation, Trio Libero, lyrisch-nachdenklich. Ein Grossteil der Kompositionen ist in einer mehrtägigen Klausur mit dem Kontrabassisten Michel Benita und dem Drummer Sebastian Rochford spontan entstanden, anschliessend notiert und im Studio wieder improvisatorisch erweitert worden. Die Aufnahmen vom Juli 2011 (in Lugano) sind fast zu schön, um wahr zu sein – wären sie nicht gleichzeitig so fragil, bei allem Schönklang fragmentarisch skizziert. Atmende, organisch wachsende und wieder schrumpfende Räume (was pathetischer klingt als die Musik selbst). Innenräume, «innige» Musik. Sie lässt viel freien Auslauf – den Beteiligten ebenso wie dem Zuhörer, der, von einer freundlichen Einladung zur nächsten, zu eigenen Tag- und Nachträumen animiert wird. Mal schafft Sheppard auf dem Tenor einen warmen Cello-Sound, mal bricht er, für Sekunden, nach oben weg in die Tonlage eines vibrierenden Soprans. Aber er will nie überwältigen, sondern den Hörer auffordern, etwa zu einem roko-artig beschwingten Tänzchen («Land of Nod»). *Space is the place*. Die Stücke haben denn auch Titel wie «Spacewalk», «I'm Always Chasing Rainbows», «When We Live on the Stars».



Andy Sheppard (Michel Benita, Sebastian Rochford):
Trio Libero. ECM 2252 2786630

Aus Versehen im Rampenlicht

Ein Dokumentarfilm begleitet die Wiesenberger Kult-Jodler nach Schanghai und zurück in ihre Nidwaldner Heimat. Von Peter Keller



Feuchte Augen: Wiesenberger Jodler, 2009.

Noch während des totalen Triumphs kommen Zweifel auf: 2009 gewinnen die Wiesenberger Jodler mit «Das Feyr vo dr Sehnsucht» in der Sendung «Die grössten Schweizer Hits». Jubel, Silberregen, fassunglose Freude – und mittendrin zwei der Jodler, die spüren, was jetzt über sie hereinbrechen wird. «Wir müssen nein sagen, es bleibt uns nichts anderes übrig.»

Zu sehen ist diese kleine Schlüssepisode im Dokumentarfilm «Die Wiesenberger». Zwei Jahre lang begleiteten Bernard Weber und Martin Schilt den berühmtesten Schweizer Jodelklub: auf die Alp und bis nach Schanghai. Als das Duo mit seiner Arbeit begann, konnte keiner wissen, zu welchen Höhenflügen die Nidwaldner Jodler noch ansetzen würden und wie dieser beispiellose Erfolg den Verein belasten sollte.

Daraus sei eine Geschichte über «juitzende Bergler» entstanden, heisst es im Begleittext, die zwischen Brauchtum und Showbusiness versuchten, «authentisch zu bleiben». Hier zeigt sich einmal mehr: Alle mögen über Authentizität reden, aber sicher nicht die Authentischen selber. Man stelle sich einen dieser urwüchsigen Jodler vor, wie er mitten in der Alpenwelt von «Authentizität» zu faseln begäunne und davon, wie schwierig es sei, diese Gratwanderung zwischen Tradition und Glamour zu meistern.

Gott sei Dank bleiben dem Publikum solche soziologischen Lektionen erspart. Stattdessen

konzentrieren sich die Filmemacher ganz auf die rund zwanzig Mannen, die mehr aus Versehen ins mediale Rampenlicht gerieten. Auf ihrer 2006 erschienenen CD «Mey Freyd» (für dialektunkundige: «Meine Freude») platzierten sie ihre eigene Version von «Ewigi Liebi». Diese stieg überraschend in die Charts ein, hielt sich dort über 72 Wochen. Am Ende waren über 30 000 Tonträger verkauft.

Mehr Seele verpassen

Der Film reiht kleine Porträts aneinander, Fenster zum Alltag der Menschen und Jodler. Die langen Busfahrten an die Auftritte, das Ständchen dem Kollegen, der Vater wurde, die Arbeiten im Bauernbetrieb.

Aus dem beschaulichen Hobby wird ein halbprofessionelles Unternehmen. Schliesslich flattert eine verführerische Anfrage ins Haus: Das Departement für auswärtige Angelegenheiten lädt die Wiesenberger als musikalische Gäste an die Weltausstellung in Schanghai ein. Die Verantwortlichen möchten dem Schweizer Pavillon etwas mehr Seele verpassen – aber manchem Jodler kommt es umgekehrt vor, als müsste er dafür seine eigene Seele verkaufen.

Rund eine Woche soll die Reise dauern. Ausgerechnet im Hochsommer, wenn die Bauern bis spät am Abend zu tun haben. Einer spricht von der einmaligen Chance und der Ehre, die Schweiz an der Expo zu vertreten. Einer der Jungen kontert: «Ihr seid mir Eidgenossen. Alle fort am 1. August...»

Recht haben beide. Einigen kann sich der Klub nicht. Einer droht sogar mit dem Austritt und schaut dabei todernst in die Runde. Es folgt eine kurze Pause. Dann tönt es aus dem Hintergrund: «Das geht gar nicht, du bist für zwei Jahre als Revisor gewählt.» Gelächter. Man löst mit einem Spruch die Anspannung. Das ist Innerschweiz. Direkt und demokratisch. Am Ende hat man den Kompromiss gefunden: Zwölf reisen, der Rest bleibt zu Hause.

Zum Jahreskonzert sind die Wiesenberger wieder ganz bei sich selber angekommen. Werni, der sein Leben auf den Alpen ringsum verbracht hat, verlässt den Klub aus Altersgründen. Seine Kameraden singen ihm den gewünschten «Betruuf-Juiz», mit feuchten Augen dankt das langjährige Mitglied. Am Schluss wendet sich noch der Präsident ans Publikum: «Ich wollte noch eines sagen: Wir sind keine Stars. Wir sind die Wiesenberger Jodler.» Das ist auch eine Ansage nach innen.

Die Wiesenberger von Bernard Weber und Martin Schilt, ab dieser Woche im Kino.

Top 10

Knorr's Liste

1	Hugo	★★★★★
	Regie: Martin Scorsese	
2	The Descendants	★★★★☆
	Regie: Alexander Payne	
3	The Girl with the Dragon Tattoo	★★★★☆
	Regie: David Fincher	
4	Intouchables	★★★★☆
	Regie: O. Nakache / E. Toledano	
5	Extremely Loud & Incredibly Close	★★★★☆
	Regie: Stephen Daldry	
6	Tinker, Tailor, Soldier, Spy	★★★★☆
	Regie: Tomas Alfredson	
7	War Horse	★★★★☆
	Regie: Steven Spielberg	
8	Young Adult	★★★★☆
	Regie: Jason Reitman	
9	The Artist	★★★★☆
	Regie: Michel Hazanavicius	
10	Hysteria	★★★★☆
	Regie: Tanya Wexler	

Kinozuschauer

1 (1)	Intouchables	58 741
	Regie: O. Nakache / E. Toledano	
2 (2)	The Vow	12 886
	Regie: Michael Sucsy	
3 (3)	Hugo (3-D)	10 807
	Regie: Martin Scorsese	
4 (-)	War Horse	10 093
	Regie: Steven Spielberg	
5 (-)	Headhunters	7 556
	Regie: Morten Tyldum	
6 (4)	The Descendants	5 797
	Regie: Alexander Payne	
7 (10)	The Artist	4 846
	Regie: Michel Hazanavicius	
8 (6)	Man on a Ledge	4 585
	Regie: Asger Leth	
9 (-)	Extremely Loud and Incredibly Close	4 551
	Regie: Stephen Daldry	
10 (7)	The Girl with the Dragon Tattoo	4 004
	Regie: David Fincher	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Die drei Musketiere (Rainbow)
2 (2)	Johnny English (Universal)
3 (-)	Crazy Stupid Love (Warner)
4 (1)	Colombiana (Rainbow)
5 (-)	Wie ausgewechselt (Universal)
6 (-)	Mein cooler Onkel Charlie (Warner)
7 (7)	The Double (Impuls)
8 (3)	Kill the Boss (Warner)
9 (4)	Cowboys & Aliens (Rainbow)
10 (-)	Transformers 3 (Rainbow)

Quelle: Media Control



Kalt wie ein Uhrwerk: Michael (Michael Fuith).

Kino

Die Hölle des Spiessers

«Michael», ein österreichisches Debütwerk über einen Pädophilen, bleibt auf Distanz – und ist deshalb furchtbar.

Von Wolfram Knorr

Die lüsterne Gruselspannung, die perverse Fälle normalerweise im Kino begleitet, findet in diesem Fall kein Schlüsselloch. Im Gegenteil: «Michael», der die letzten Monate unfreiwilligen Zusammenlebens des 10-jährigen Wolfgang (David Rauchenberger) mit dem 35-jährigen Pädophilen Michael (Michael Fuith) schildert, ist durch seine radikale Distanz eine viel schlimmere, schrecklichere Zumutung als jeder brutale Blick ins Fegefeuer der Grausamkeit. Das Erstlingswerk des Österreicherers Markus Schleiner, mit dem Max-Ophüls-Preis ausgezeichnet und in Cannes kontrovers aufgenommen, erschreckt durch seine «Normalität». Was Schleiner mit beinahe quälend rigoroser Ausführlichkeit und frostiger Wortkargheit zeigt, ist das unendlich spiessige Leben des emotional völlig empfindungslosen Versicherungsangestellten Michael. In einem tristen Wiener Vorort lebt er in seinem Häuschen mit Couchgarnitur-Einrichtung, öder Küche und jenem Kellerraum, in dem er sein Opfer einsperrt, jeden Abend besucht und missbraucht.

Ausser dass sich Michael mal am Waschbecken den Penis wäscht, gibt es nicht den Hauch eines voyeuristischen Hinweises auf seine Missbrauchsaktivitäten. Wenn er vom Büro nach Hause kommt, das Essen bereitet, den Jungen mit hinauf in die Wohnung, zwischen Plastik-

Tristesse und Gummibaum-Spiessigkeit, nimmt, um «Familie» zu simulieren, ist «Michael» fast unerträglich. Sogar zu Weihnachten kauft er einen Baum, schmückt ihn mit dem Jungen und nötigt ihn zu singen. Das perverse Leben des Versicherungsangestellten mit kleinkarrierter Ehrbarkeitsgarantie, das Haus als Gemütsmausoleum – das ist in dieser gnadenlosen Distanz, die wie eingefroren wirkt, von faszinierender Überredungskunst. Man möchte sich als Zuschauer wehren und kann sich dennoch den suggestiven Bildern und der kalt wie ein Uhrwerk ablaufenden Erzählweise nicht entziehen.

Man sieht kein Leid beim Jungen, ahnt nur Schmerz, Demütigung und Qual, wenn er sich in sein Bett vergräbt wie ein Maulwurf, der sich ins Erdreich davonzumachen versucht. Markus Schleiner, ein unverkennbarer Schüler von Michael Haneke («Das weisse Band»), siedelt das schauerliche Dasein des Pädophilen und seines jugendlichen Opfers gewissermaßen zwischen Himmel und Hölle an, lässt es in einer kaum zu ertragenden Schweben. Wenn am Ende der Junge sich doch befreit von der Tortur, von der es immer nur die sich schliessende Kellertür zu sehen gibt, dann kommt das der Befreiung aus einem Albtraum gleich.

Und hier liegt das Problem von «Michael»: Seine rigorose Verweigerung von Psychologie und Milieu – Michaels soziales Umfeld setzt

sich aus ein paar flüchtigen Arbeitsbekanntschaften, der Schwester und am Ende der Mutter zusammen –, dieser komplette Verzicht auf Nähe und «Süffigkeit», ist nicht jedermanns Sache. Empfehlungen bleiben ein Risiko, bei aller Faszinationskraft. ★★★★★

Weitere Filmstarts

Safe House — Endlich mal keine lateinamerikanische Exotik wie Rio und die Favelas als pittoreske Kulisse, sondern zur Abwechslung mal Kapstadt und die Townships. Dort will Denzel Washington als Ex-CIA-Mann brisante Nachrichten verschern. Irgendwelche Gegner sind ihm sofort auf den Fersen. Er rettet sich ins US-Konsulat und wird von der CIA in ein *safe house* mit dem Novizen Ryan Reynolds als Hausmeister gesteckt. Doch der Feind sprengt sich rein, und die Hatz beginnt. Krawallig, hysterisch, grobkörnig und wackelig; soll wohl besonders authentisch wirken. Und weil die Lo-



Ballerhatz: Reynolds (l.), Washington.

gik der Story so viele Löcher hat, muss sie – mit ein paar Buddy-Elementen, schliesslich bewährt sich Novize Ryan Reynolds – eine einzige wüste Ballerhatz sein. ★★☆☆☆

Monsieur Lazhar — Bachin Lazhar lebt in Montreal, ist aus Algerien geflüchtet und hofft

auf politisches Asyl in Kanada. Kurzentschlossen bewirbt er sich als Lehrer in einer Schule, in der eine Lehrerin in ihrem Klassenzimmer Selbstmord beging. Er bekommt die Stelle und übernimmt die Klasse jener Lehrerin, die sich



Ungewohnte Methoden: «Monsieur Lazhar».

das Leben nahm. Viele Schüler sind traumatisiert und verschliessen sich dem neuen Lehrer, der mit ungewohnten Methoden allmählich das Vertrauen der Kinder gewinnt. Ein leiser, warmherziger Film mit wunderbaren Kindern und einem charismatischen Mohamed Fellag – in Algerien ein bekannter Komiker und Autor – als Monsieur Lazhar. Der Film geht auf ein Bühnenstück zurück. ★★★★★

The Headhunters — Nach der «Millennium»-Trilogie des Schweden Stieg Larsson wurde nun ein weiterer Erfolgskrimi aus dem hohen Norden verfilmt; diesmal ist es ein Thriller des Norwegers Jo Nesbø – und wieder überrascht der Plot mit Wendungen und Drehungen, die einfallsreich und unerwartet sind. Im Mittelpunkt steht ein Headhunter, der eine schöne Lady zur Gattin hat. Um sie nicht zu verlieren und sie mit allem Luxus verwöhnen zu können, betätigt er sich auch als Kunsträuber – bis ihn seine krummen Geschäfte in Teufels Küche bringen. Das ist alles ein bisschen arg kühn, aber wunderbar in Szene gesetzt. ★★★★★

Fragen Sie Knorr

Halten Sie Tom Cruise für einen guten Schauspieler? Weshalb kann er sich trotz des schlechten Scientology-Images halten? N. P., Regensdorf



Es gibt Charakterschauspieler oder Phänotypen, deren Erfolg pure Präsenz ist. Es gibt aber auch solche, die beides in sich haben. Cruise, immer ein netter Simpel, hatte mal das Zeug dazu – etwa in Oliver Stones «Born on the Fourth of July» (1989) als gelähmter Vietnam-Rückkehrer. Ob nun Scientology sein

Image lädierte, ist halt Ansichtssache. Vielleicht aber beeinflusste die Sekte sein derb-grossspuriges Auftreten; wenn ja, wäre das allerdings schrecklich. Auf jeden Fall produzierte er mit seiner physischen, motorischen Präsenz nur mehr leere Energie und griff bei seinen Rollen daneben («Operation Walküre»). Erst bei seiner jüngsten «Mission: Impossible» waren die Reaktionen wieder positiv: Er zeigte Selbstironie.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Marco Rima, Volksschauspieler

Von Peter Keller

Der TV-Sonntagabend funktioniert nach dem Ausschlussprinzip: kein «Tatort», kein Hollywood-Knaller auf ORF 1, dann halt Schweizer Fernsehen. Es läuft «Champions», die Comeback-Geschichte alternder Bündner Eishockeyspieler. Einheimisches Filmschaffen also, das normalerweise wie ein Warnhinweis zu verstehen ist.

Gigi Poltera (Marco Rima) ist Pöstler, lebt getrennt von der Frau und zehrt noch von den Glanzzeiten, als er mit seinem EHC Arosa die Kufen und Mädchen zum Glühen brachte. Nun steckt sein Klub in der Krise. Es fehlen das Geld und der Erfolg. 100 000 Franken müssen her und drei Siege in den letzten fünf Spielen, sonst droht der Zwangsabstieg in die erste Liga. Eine Demütigung für den Traditionsklub – und vor allem für die alten Kämpen.

Es ist Gigis bester Kumpel und ehemaliger Hockeykollege «Sturzi» Sturzenegger, der die Idee hat, wieder selber in die Hosen zu steigen. Die Oldies wollen es den Jungen zeigen – und sich selber. Parallel laufen ein paar Beziehungsstorijs: Polteras Sohn, Tim, ist ein grosses Goalie-Talent, leidet aber an seinem «peinlichen» Vater. Sturzeneggers Ehe ist buchstäblich eingeschlafen. Gigi und seine Ex-Frau beginnen wieder, sich zaghaft anzunähern.

«Champions» hat das Kino nicht neu erfunden. Man kennt einige solcher Comeback-Geschichten, mal als Komödie verpackt, mal als heroisches Rührstück, meistens in einer Mischung von beidem. Einer der Klassiker sind die Blues Brothers, die ihre Band zusammenkarren für ein einmaliges Konzert, um ihrem ehemaligen Waisenhaus ein paar tausend Dollar für den Weiterbetrieb zu beschaffen. Den Machern von «Champions» gelang es, dem Plot eine Schweizer Seele zu verpassen: dank dem Nationalsport Eishockey und einer grandiosen Arosa-Kulisse.

Als der Film 2010 in die Kinos kam, liess die Kritik kein gutes Haar an ihm. Schade. «Champions» ist Unterhaltung für alle. Ideal für den Sonntagabend. Marco Rima zeigt, dass er ein moderner Volksschauspieler ist. Man kann dem Schweizer Fernsehen nur wünschen, dass es seinen Dünkel überwindet und auch mal selber einen Familienfilm mit Rima produziert.

Hauptsache, Glamour

Schöne Männer und Trophäenfrauen am Geburtstagsfest eines geborenen Partyorganisators. Von *Hildegard Schwaninger*



Beeindruckende Promi-Dichte: Komiker Rima, Gastgeber Righetti.

Wie wird man berühmt? Man schmeisst eine Party, lädt ein paar Promis ein, sorgt dafür, dass «Glanz & Gloria» da ist und möglichst viele Journalisten kommen, die darüber schreiben. Perfekt beherrscht dieses Metier **Claudio Righetti**, der Berner Event-Manager, PR-Berater und Kommunikations-experte. Illustre Kundinnen sind Schauspielerin **Ursula Andress** und die türkische Prinzessin **Nilüfer Sultan**, die in Montreux lebt. Er ist deren PR-Berater, und das ist schon die halbe Miete. Die Wiedereröffnung des Berner Hotels «Schweizerhof» (gehört dem **Scheich von Katar**, der auch Besitzer des «Bürgenstock Resorts» ist und bald in Lausanne das umgebaute «Royal Savoy» eröffnet) organisierte Righetti so perfekt, dass er definitiv zur obersten Liga seiner Branche gehört.

So gab der geborene Event-Manager zu seinem 45. Geburtstag ein rauschendes Fest. Es fing schon mit der Einladungskarte an. Heute, wo man meist über Facebook eingeladen wird, fast ein Anachronismus. Sie war elegant gestaltet. Fehlte nur noch, dass ein Chauffeur sie überbrachte. Da musste man einfach zusagen! Alles war optimal organisiert. Blitzblanke Limousinen brachten die Gäste, die im «Schweizerhof» einquartiert waren, zum «Du Théâtre». Dort sah man gleich: hoher Glamourfaktor! Haufenweise Kameras und Promireporter, aber auch eine beeindruckende Promi-Dichte.

Die Fernsehlieblinge **Kurt Aeschbacher**, **Sabine Dahinden**, **Rainer Maria Salzgeber**, die Sängerin **Nubya**, der Berner Theaterproduzent **Lukas Leuenberger** (startete als Wunderkind mit Dürrenmatts «Besuch der alten Dame» und machte in Berlin «Die Dreigroschenoper» mit Klaus Maria Brandauer), Ex-Model und Buchautor **Urs Althaus** («Ich, der Neger»), Sängerin **Lys Assia**, eine blendend aussehende **Panja Jürgens** (geht dreimal in der Woche ins Fitness und lebt fünf Monate im Jahr als Fotografin in New York), Unterhaltungsstars **Mari-**



Haute Couture: von der Heide, Nubya.

anne Cathomen, **Francine Jordi**, **Florian Ast**, Komödiant **Marco Rima**, Bildhauer **Igor Ustinov**. Alle waren berührt, als **Janet Dawkins** ein Lied von **Whitney Houston** sang.

In der «Grande Société», dem feudalen Speisesaal im ersten Stock, Treffpunkt der Berner Patrizier, wurde das Abendessen serviert. Von schön gewachsenen Kellnern, die einen Michael-Jackson-Handschuh aus Silberpailletten trugen. Das Menü: ein kaum zu bändigender Riesensalat (liebvoller Gastgeber: Die Gesundheit seiner Freunde ist ihm wichtig), ein hervorragendes Coq au Vin, New York Cheesecake. Die Tischordnung ist bei so einem Anlass das Allerwichtigste. Da zeigte Righetti den Meister.

Die Leute passten super zusammen. Stilberater **Clifford Lilley** analysierte die Kleider. Sein Fazit: Wichtig ist die Persönlichkeit, die in einem Outfit steckt. Man sah nichts Teures, nur Zara, Mango, H & M. Lilley bewunderte Miss Schweiz **Alina Buchschacher**, Ex-Miss **Whitney Toyloy** in ihrer elfenbeinweissen Bluse: «Wenn ich diese Bluse nicht bei Zara gesehen hätte, würde ich meinen, sie sei von Chanel.» Haute Couture trug nur **Michael von der Heide**: einen knallroten Smoking mit nichts darunter, den ihm seine grosse Liebe **Willi Spiess** geschneidert hat. Der Modedesigner kam, kompatibel mit dem Sänger, in goldener Smokingjacke. Der Zürcher Gastronom **Michel Péclard** wirkte so mega aufgedreht, dass man hinschauen musste. Alle fragten sich: Hat es damit zu tun, dass er **Patricia Boser**, die begehrte Fernsehfrau, erobert hat?

Apropos: Von Righettis Trophäenfrauen war



Bewunderte Missen: Buchschacher, Toyloy.

die türkische Prinzessin, mit ihrem Status entsprechender Entourage, anwesend. Geradezu plakativ gemahnte der Auftritt von **Ursula Andress** an das Verrinnen der Zeit. Sie schickte eine Grussbotschaft, mit der sie sich in breitem Berndeutsch für ihr Fernbleiben entschuldigte – sie müsse vor ihrer Villa in Rom den Schnee wegschaufeln.

Wie wird man berühmt? Indem man eine Party schmeisst.

Im Internet

www.schwaningerpost.com



Meine Mandelblüte

Unser Kolumnist gibt Tipps für wärmere Tage. Und berichtet über das neue Angebot eines Restaurants in Zürich.

Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in Ibiza (Wetter sonnig bis heiter mit zeitweise einigen Wolken. Temperatur am Tag bis achtzehn, in der Nacht gegen fünf Grad). Mit anderen Worten, wie sie Ihr Kolumnist als Tweet verbreitete: «Wenn man in Zürich lebt, braucht man einen zweiten Wohnsitz» (wer ihm auf Twitter folgen möchte, um solche «Einsichten» oder Sätze zeitnah zu erhalten: @MyMvH).

Die gute Nachricht, für mich wenigstens, zum Anfang: «Auf Ibiza blühen die Mandeln», schreibt Dieter Abholte, Chefredaktor von *Ibiza heute*, dem deutschsprachigen Monatsmagazin, mit dem ich nicht bekannt bin, der aber von Beruf ungefähr das Gleiche macht wie ich, in der aktuellen Ausgabe («und die Mandelblüte bedeutet: Der Frühling ist da»). Die nicht so gute Nachricht: Häuser auf den Inseln, inklusive das von *yours truly*, sind irgendwie ähnlich gebaut wie das Stadion Letzigrund in Zürich – im Innern ist die Temperatur zirka fünf Grad niedriger als draussen (ausser im Sommer), so fühlt es sich an. Doch das ist kein Problem, das eine Heizung, die hier fast keiner hat, respektive ein elektrischer Öfen (zum Beispiel von Orbegozo, für 42.48 Euro) je Stockwerk nicht lösen könnte.

Was mir bereits früher aufgefallen ist: Die lautesten Open-Air-Veranstaltungen finden statt, wenn nicht Saison ist, um Touristen nicht zu stören, denke ich. Die Musik der «Friki Party» (wegen Fasnacht, meist gesehene Verkleidung: *superheroes*) auf der Plaza del Parque (150 Meter entfernt vom Schlafzimmer Ihres Kolumnisten) jedenfalls spielte bis

2.30 Uhr, manche Gäste blieben bis 4.30 – «diese Lebensfreude der Spanier» (oder Katalanen), möchte man schreiben, doch vermutlich war ihnen bloss zu kalt in ihren Häusern.

Für Leser, die sich vielleicht im Augenblick in den Skiferien befinden und Zeit haben, Frühjahrs- und/oder Sommerferien zu organisieren: Ibiza wird auch dieses Jahr eines der besten Reiseziele sein, denke ich, aber ich bin Partei (was in Ordnung ist, ich meine, das ist die *Weltwoche*). Ricardo Urgell, dem das «Pacha», ein Nachtclub, gehört, hat das «The One»-Hotel am Strand von Talamanca gekauft. Im Mai soll es, falls alles gut und schnell geht, neu eröffnet werden. Sein Plan ist, ein Haus zu bieten, das Gäste nicht zu verlassen brauchen, weil es alles gibt in der Anlage – ausser Zimmer auch einen Strand, Swimmingpools, Bars, Diskotheken mit super Discjockeys ... Kurz, dasselbe, was einem im «Ushuaia Beach Hotel» am D'en-Bossa-Strand, ganz in der Nähe, geboten wird. MvH findet diese Entwicklung richtig, aus zwei Gründen: Je mehr Leute, die nur auf die Insel reisen, um sich in Bars und Diskotheken aufzuhalten, kaserniert sind sozusagen, desto besser. Zweitens, in solchen Anlagen beginnt das Entertainment früh, um 17.00 Uhr oder so, und hört früh auf (um Mitternacht), was einem entgegenkommt, falls man auch einmal hinmöchte.

In Zürich, höre ich, soll ein Restaurant neu sogenannte *small plates* (kleine Portionen) verkaufen (es gibt bereits genug Lokale, schon klar, die zu wenig Essen für zu viel Geld loswerden wollen, doch dieses Mal ist es anders, hoffentlich). Das Hotel «Greulich», in dem sich auch ein Restaurant befindet, soll bald von Franz-Xaver Leonhardt, mit dem ich ein wenig bekannt bin und der in Basel das Hotel «Krafft» betreibt, geführt werden. MvH mag *small plates*, Tapas, im Grunde. Unter einer Voraussetzung: Die Preise dafür sollten einstellige Frankenbeträge sein. In diesem Fall könnte man vier, fünf verschiedene Speisen bestellen und mit anderen teilen. Und bekäme dann das, was man in einem meiner liebsten Restaurants in Ibiza, dem «Bidebide» (blöder Name, finde ich ebenfalls; Tisch reservieren lassen ist schwierig, früh hingehen einfacher) auch bekommt: eine feine Auswahl und die Möglichkeit, etwas zu probieren, das man für zwanzig oder dreissig Franken nicht probieren würde. Im «Bidebide» – die ersten zwei Betriebe liegen in San Sebastian; kochen können sie, die Basken – empfehle ich gebratene Foie gras mit Apfelpüree (2.60 Euro) oder Dorschkloss und Paprika mit Ziegenkäse (3.10 Euro). Besitzer des «Greulich», nebenbei, ist Thomas Brunner, der Vater des ehemaligen Redaktors dieser Kolumne, Simon Brunner (arbeitet jetzt für McKinsey & Company).

Zum Schluss drei Zeilen Weltkulturerbe oder so: Leonard Cohen hat ein neues Album, «Old Ideas». Ich mag und empfehle es.

Gesellschaft

Gott verhüte!

Von Beatrice Schlag — Kann man Frauen die Pille verbieten? Rick Santorum will das versuchen.

Im Jahr 1970 befürworteten in Washington Senatoren und Abgeordnete fast einstimmig einen Gesetzesentwurf, der besagte, dass künftig der Staat die Kosten für die Familienplanung von einkommensschwachen Frauen und Ehepaaren übernehme. Zu den Vorkämpfern für das Gesetz gehörte der republikanische texanische Kongressabgeordnete George H.W. Bush. US-Präsident Richard Nixon, ebenfalls Republikaner, unterzeichnete es mit Stolz.

42 Jahre später wird das Feld der Bewerber um die republikanische Präsidentschaftskandidatur angeführt vom flammenden Katholiken Rick Santorum. Der ehemalige Senator sagt ohne Scheu, er sei dafür, dass jeder einzelne Staat der USA das Recht habe, Geburtenkontrolle zu verbieten, dass pränatale Tests zu Abtreibungen führten und dass er als Präsident die Nation vor den Gefahren der Empfängnisverhütung warnen werde. Dass er auch ein energischer Gegner von Schwulenehen und ausserehelichem Geschlechtsverkehr ist, überrascht nicht. Aber ein Kandidat fürs Weisse Haus, der Frauen die Pille verbieten möchte? «Die Republikaner haben ihre Zeitmaschine auf 1950 eingestellt», spottete die demokratische Senatorin Patty Murray.

Rick Santorum, Sohn italienischer Einwanderer, müsste es besser wissen. 1970 hatte Italien die Scheidung eingeführt. 1974 wollten der Vatikan und die regierenden Christdemokraten das Gesetz mit einem Referendum rückgängig machen, «um die Einheit der Familie zu wahren», wie Papst Paul VI. predigte. 90 Prozent der Italiener waren damals katholisch, zumindest auf dem Papier. Sie verwarfen das Referendum mit grossem Mehr, die Scheidung blieb. «Wenn es um Nöte in der Familie geht, soll der Papst reden, was er will», sagte damals eine ältere und sehr katholische italienische Bekannte, «der liebe Gott ist gütiger. Wenn er mich fragen wird, warum ich für Scheidung war, und ich ihm meine Gründe sage, wird er mich verstehen.» Santorum wird nicht Präsident, weil sich die Amerikanerinnen genauso wenig dreinreden lassen werden wie die Italiener, wenn es um ihre ureigenste Lebensplanung geht.



Kurztrip um die Erde

Von Jürg Zbinden

1 — «Kokorico», der neue Herrenduft von Jean Paul Gaultier, soll den Schrei des (gallischen) Hahns in die Welt hinaustragen. Gleich zwei «Nasen», Olivier Cresp und Annick Menardo von Firmenich, haben sich der Herausforderung dieser Neukomposition gestellt. Und sie haben sie mit Bravour gemeistert. Der Duft mit dem Kikeriki ist temperamentvoll, feurig und maskulin, mit Bitternoten von Kakao und holzigen Akkorden. Ein Wurf ist auch der Flakon mit Trompe-l'Œil-Effekt, der frontal eine Denkerstirn zeigt und im Profil einen Mänbertorso. Zu liegen kommt der Flakon in eine leuchtend rote Filmdose. Das Eau de Toilette (50/100 ml zu Fr. 85.–/117.–) ist ab März im Handel. Wie auch Aftershave-Lotion, Balm, Shower-Gel und Deodorant.



1

2 — Zum chinesischen Jahr des Drachen hat die Zürcher Schmuck- und Uhrenmanufaktur Les Millionnaires eine Special Edition produziert: «Lucky Dragon». Das Gehäuse des Glücksdrachen gibt es in Gold, Weissgold oder im abgebildeten Silber. Das Zifferblatt aus Kalt-Email ist in unterschiedlichen Farben erhältlich und zeigt einen goldenen Drachen im Kampf gegen Stunden, Minuten und Sekunden. Das geschuppte Armband in Silber, Rot-, Gelb- oder Weissgold ist eine Eigenentwicklung des Hauses. Das Silbermodell ist zum Preis von Fr. 20 000.– im Label-Store von Les Millionnaires an der Bahnhofstr. 44 in Zürich erhältlich.



2

3 — Ghislaine Derrien hat Philippe Ferrandis früh entdeckt. Ein Grund, weshalb es bei ihr das einzige «Afrika-Collier» für die Schweiz zu kaufen gibt. Der mit raren Achaten, versteinertem Holz, Karneol und Panzerringen aus Gold und Bronze versehene Brustschmuck ist für die erobungslustige Frau gedacht. Das Collier des französischen *parurier* ist eine Einzelanfertigung und kostet Fr. 3850.–. Bijoux de Ghislaine, Rötzelstr. 11, Zürich (Tel. 079 636 00 18).



3

4 — Die diesjährige Edition limitée des Erfolgsdufts «Terre d'Hermès» kommt gleich in dreierlei Gestalt daher. Entworfen hat die Flakons Philippe Mouquet, Designer von Hermès. Ein grafisches Muster aus Rohrgeflecht baut sich von Flakon zu Flakon auf, bis es auf dem dritten Vollständigkeit annimmt. Die «Série H Terre d'Hermès» (100 ml) kostet je Fr. 124.–.



4

Katastrophe um Katastrophe

Von Andreas Thiel — Bei den tiefen Temperaturen verzögert sich die Klimaforschung – und das ausgerechnet in einem Moment, wo es besonders eilt.

Doktor Hitzig: Mir ist kalt.

Assistent Warm: Mir auch. Und ich habe schon drei Wollpullover an.

Professor Feurer: Wir holen uns hier alle noch eine Lungenentzündung.

Doktor Hitzig: Diese Temperaturen sind eine Katastrophe.

Assistent Warm: Kann man da nichts dagegen tun?

Doktor Hitzig: Mehr Öl verbrennen.

Assistent Warm: In diesem alten Gebäude nützt das kaum etwas.

Doktor Hitzig: So eine Katastrophe.

Professor Feurer: Wenn die Temperaturen so bleiben, dann ziehen wir um in ein besser isoliertes Gebäude.

Doktor Hitzig: Um uns das leisten zu können, brauchen wir aber mehr Forschungsgelder.

Professor Feurer: Ich schreibe gleich einen Antrag. Haben wir irgendeine Studie, welche eine Aufstockung der Forschungsgelder als dringend erscheinen lässt?

Doktor Hitzig: Ist der Bericht über den schmelzenden Südpol noch nicht fertig?

Assistent Warm: Doch, wir warten nur noch auf die Unterschrift des Forschungsleiters der Abteilung, welche die Erwärmung der Meere berechnet hat.



Doktor Hitzig: Na dann soll er den Bericht sofort unterschreiben. Wo bleibt er denn?

Assistent Warm: Er hat soeben angerufen. Sein Auto steckt im Schnee fest.

Professor Feurer: Schneit es immer noch?

Doktor Hitzig: So eine Katastrophe.

Professor Feurer: Das ist ja unglaublich. Warum stand das in keinem Bericht?

Doktor Hitzig: Kann mal jemand die Heizung etwas aufdrehen? Ich erfriere hier sonst noch.

Assistent Warm: Bei diesen niedrigen Temperaturen ist die Heizung überfordert.

Doktor Hitzig: Das ist ja eine Katastrophe.

Professor Feurer: Kann man nicht einfach mehr Öl verbrennen?

Assistent Warm: Die Heizung läuft zu Versuchszwecken in einem Energiesparmodus.

Doktor Hitzig: So eine Katastrophe. Ruft den Haustechniker, er soll den Modus sofort rausnehmen.

Assistent Warm: Der Haustechniker liegt doch im Spital wegen eines Unfalls.

Doktor Hitzig: Der Ärmste hatte einen Unfall?

Professor Feurer: Jetzt, wo wir ihn dringend brauchen?

Doktor Hitzig: So eine Katastrophe.

Assistent Warm: Ja, wegen Glatteis. Nachdem er unseren letzten Bericht über die Erwärmung der Böden gelesen hat, hat er es nicht mehr für nötig befunden, die Winterreifen zu montieren.

Doktor Hitzig: Hoffentlich kann er das Spital bald wieder verlassen.

Professor Feurer: Ja, wir brauchen ihn wirklich dringend. Im Labor ist eine gefrorene Wasserleitung geborsten.

Doktor Hitzig: So eine Katastrophe.

Professor Feurer: Und wir brauchen den Laborbericht für die Studie über die Erwärmung der Erdatmosphäre für den Antrag auf weitere Forschungsgelder.

Doktor Hitzig: So eine Katastrophe.

Assistent Warm: Die kriegen wir sowieso erst, wenn der Laborleiter wieder arbeiten kann.

Doktor Hitzig: Was ist denn mit ihm?

Assistent Warm: Er ist auf dem Eis um die geborstene Leitung ausgerutscht und hat sich den Arm gebrochen.

Doktor Hitzig: So eine Katastrophe.

Professor Feurer: Und sein

Assistent?

Assistent Warm: Der liegt mit einer schweren Erkältung im Bett.

Doktor Hitzig: So eine Katastrophe.

Professor Feurer: Das ist kein Wunder bei diesen Temperaturen, die da draussen herrschen.

Doktor Hitzig: Wo ist denn die nächste Klimakonferenz?

Professor Feurer: In Katar.

Doktor Hitzig: Na, wenigstens eine gute Nachricht.

Assistent Warm: Ich pack schon mal die Badehose ein.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

La noblesse du fendant

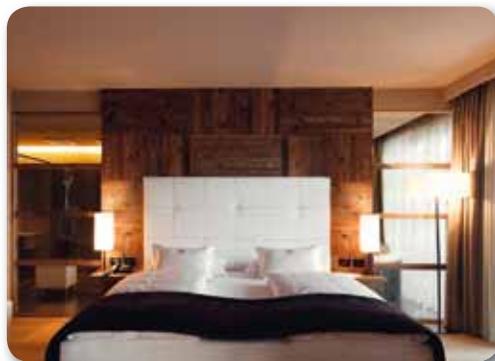
Von Peter Rüedi



Diese Kolumne ist das Tagebuch eines gewöhnlichen Weintrinkers. Zwar hat das Jahr weniger Wochen, als ich Flaschen öffne, da ist die Auswahl schon auch bestimmt durch Vorlieben und Kuriositäten. Aber natürlich auch dadurch, wie bei jedem Tagebuch, was mir der Alltag so zufällig vorbeispielt. Das können durchaus auch denkwürdige Flaschenposten sein, und häufen sie sich mal etwas in der Abfolge, tragen sie mir leicht den Ruf eines Snobs ein. Egal. In der Regel entdecke ich Weine am Tisch von Freunden, dadurch, dass mich Muster erreichen oder ich bei Durchsicht der Fachpresse auf sie aufmerksam werde. Gelegentlich finde ich auch Weine in meinem eigenen Keller, die mir erst auffallen, wenn ich mich frage, was etwaige Besucher in meiner Landeierei freuen könnte.

So dieser Fendant des erstaunlichen Denis Mercier in Siders. Womit könnte ich Gäste aus Hamburg lustvoller überraschen? Wie toll Merciers Fendant ist, muss ich selbst immer wieder neu entdecken, und das hat, bei einem Chasselas-Enthusiasten wie mir, seinen besonderen Grund. Mercier ist ein Winzer, der für Spezialitäten berühmt ist, deren Ruhm wiederum ihre Seltenheit ausmacht. Sein Syrah und vor allem sein Cornalin sind so rar, dass ein paar Flaschen zugeteilt zu bekommen, einer Art Gnadenerweis gleichkommt. Den muss ich mir verdienen, indem ich unter anderem ein Quantum Fendant mitbestelle. Klar, dass das den zum Lückenbüsser degradiert. Wie sehr zu Unrecht, offenbart der erste Schluck vom 2010er. Mercier vinifiziert den Fendant nicht kantig oder «spritzig». Bei aller knackigen Mineralik hat er Fülle im Sinn. Der Wein ist frisch, aber nachhaltig, wunderbar zu trinken auch zu einem Kalbsfrikassee (die Hamburger sind erst beim Käse zu einem Roten zu überreden). Und er ist haltbar. Die Probe machten wir mit einem 2007er: etwas breiter, «klassischer» sozusagen, aber wunderbar frisch, und das absehbar noch eine ganze Weile. Wie andere tolle Fendants hat der von Mercier ein Handicap: Er ist zu billig. Kein Mensch glaubt ihm, bei diesem Preis, seine Klasse. Ob sich das je ändern wird?

Denis Mercier: Fendant 2010. 13%. Fr. 15.–
denis.mercier@netplus.ch



Stradivari Summit 2012 in den Dolomiten

Erleben Sie das «Gipfeltreffen der besten Streichinstrumente der Welt» in einzigartiger Umgebung. Künstler von Weltrang erwarten Sie zu traumhaften Musikferien im exklusiven 5-Sterne-Wellnesshotel «Alpina Dolomites Health Lodge & Spa» auf der Seiser Alm in den Südtiroler Dolomiten.

Nach dem Erfolg der ersten Edition im vergangenen Oktober warten beim Stradivari Summit 2012 erneut spannende Begegnungen mit dem Mythos Stradivari, mit Künstlern von Weltrang und den schönsten Werken der Kammermusik auf Sie. Freuen Sie sich auf einen exklusiven Kreis interessierter Menschen, einen besonderen Konzertort und ein exzellentes Feriendomizil. Die an traumhafter Lage eröffnete «Alpina Dolomites Health Lodge & Spa»***** zählt zu den besten Wellnesshotels Europas.

Europas schönstes und größtes Hochplateau – die Seiser Alm – ist berühmt als sonnenverwöhntes Wanderparadies inmitten des Naturparks «UNESCO Weltnaturerbe Dolomiten». Ob Sie den Tag mit Ausruhen und Wellness, einer Wanderung über die frühlingshaft gefärbte Alm oder einem Ausflug ins Tal, z.B. nach Bozen oder Meran, gestalten möchten, bleibt allein Ihnen überlassen. Am Abend jedoch erwarten Sie unsere Künstler zu einem musikalischen Gipfeltreffen von Weltklasse! Den roten Faden dieser Musikwoche bildet die Arbeit des Genius Antonio Giacomo Stradivari (1644–1737). Der wohl berühmteste Instrumentenbauer aller Zeiten schuf in Cremona Streichinstrumente, deren Qualität bis heute unübertroffen und deren Geschichte von zahlreichen Mythen umrankt ist. Gleich vier seiner aussergewöhnlichsten Meisterwerke sind beim Stradivari Summit 2012 zu erleben:

• Stradivarius-Violine «Ex Leslie Tate» (1710), eine private Leihgabe, gespielt von Susanna Yoko Henkel

- Stradivarius-Violine «Dancla» (1703) der Landesbank Baden-Württemberg, gespielt von Linus Roth.
- Stradivarius-Violine «Bennet» (1692) der Axa-Winterthur-Versicherung, gespielt von Hanna Weinmeister (1. Konzertmeisterin des Orchesters der Oper Zürich)
- Stradivarius-Violoncello «De-Kermadec-Bläss» (1698) der Stradivari-Stiftung Habisreutinger, gespielt von Anita Leuzinger (Solocellistin des Tonhalle-Orchesters Zürich)

Gerhard Wieser, Instrumentenfachmann und Stiftungsratsmitglied der Schweizer Stradivari-Stiftung Habisreutinger, wird im Rahmen eines Einführungsgesprächs die Instrumente der Stiftung vorstellen. Zu erleben sind zudem weitere herausragende Streicher wie die Bratschisten Tomoko Akasaka und Nils Mönkemeyer sowie der Cellist Nicolas Altstaedt, der von Gidon Kremer ab 2012 zum Nachfolger des renommierten Lockenhaus Festivals (A) benannt wurde. Der Zusammenklang der kostbaren Streichinstrumente wird ergänzt durch die Klarinette, welche nicht besser vertreten sein könnte als durch das Ensemble The Clarinotts, in dem sich Andreas Ottensamer (Soloklarinetist der Berliner Philharmoniker), sein Bruder Daniel Ottensamer (2. Soloklarinetist der Wiener Philharmoniker) und Ernst Ottensamer (1. Soloklarinetist der Wiener Philharmoniker) vereinen. Am Klavier werden die Streicher und Bläser durch die vielfach preisgekrönten Pianisten José Gallardo und Anton Kernjak kongenial begleitet.

Weltwoche-Spezialangebot

Stradivari Summit 2012

9. bis 17. Juni 2012, Seiser Alm, Dolomiten
Hotel «Alpina Dolomites Health Lodge & Spa»*****

Teilnahmegebühren/Kosten Arrangement

(pro Person und Zimmer, Preise Einzelbelegung auf Anfrage)

DZ Dialer Superior, ca. 50 m², mit Balkon
Doppelbelegung: EUR 2060.– (statt EUR 2200.–)

DZ Saslong Exklusive, ca. 50 m², mit Terrasse
Doppelbelegung: EUR 2260.– (statt EUR 2400.–)

Molignon Suite, ca. 75 m², mit Balkon
Doppelbelegung: EUR 2560.– (statt EUR 2700.–)

Leistungen des Arrangements

- 8 Übernachtungen inkl. Halbpension mit 5- oder 6-Gang-Wahlmenüs
- Nutzung des Wellness- und Fitnessbereichs, der Tiefgarage und aller «Alpina»-Wohlfühlleistungen
- 10 Kammerkonzerte und ein Einführungsgespräch gemäss Tagesprogramm

Informationen und Reservationen

SÜDTIROL MOMENTE, Oberbozen-Ritten

Telefon: +39 0471 345 308

E-Mail: info@suedtirol-momente.com

www.suedtirol-momente.com

Bitte geben Sie bei der Bestellung das Stichwort «Weltwoche» an



Auto

Geht doch!

Der zweite neue Käfer ist so geworden, dass jetzt endlich auch ein Mann den VW Beetle gerne fährt. *Von David Schnapp*

Der Jubel war gross, als Volkswagen 1998 den legendären Käfer als New Beetle wieder auf die Strasse brachte. Der *Blick* porträtierte unter dem Titel «Ich freue mich wie ein Maikäfer» den ersten Schweizer Beetle-Besitzer. «Ein Krabbeltier erobert die Welt», schrieb der *Tages-Anzeiger*, und mein Kollege stellte in der *Weltwoche* fest, dass selbst rüpelhafte Spurwechsel mit dem Beetle keinen Ärger provozieren, «weil das Cabrio mit seinen runden Formen aussieht, als wäre es aus einem Kaugummi-Automaten gefallen». Das war etwas das Problem des neuen Käfers, er

war mit seiner freundlichen Rundlichkeit und der Blumenvase im Armaturenbrett das, was nicht ganz vorurteilsfrei ein Frauenauto genannt wird.

Der New Beetle war wie der bonbonhafte iMac eine Design-Ikone – mindestens für ein Jahrzehnt. Aber wie auch ein kugeliges orangefarbener Computer heute nicht mehr zeitgemäss wirkt, ist auch die ursprüngliche Form des Beetle aus der Mode gekommen. Die Zeiten sind härter geworden und der Beetle (jetzt ohne «new») männlicher.

Ich fuhr den VW als Beetle Black/White Turbo mit dem hervorragenden 4-Zylinder-TSI-Motor – 2000 ccm, 200 PS. Tiefschwarzer Lack, eindrucksvolle 19-Zoll-Felgen (Modell Tornado), breiter Heckspoiler und ein unübersehbarer «Turbo»-Schriftzug an den Flanken: «Geht doch!», dachte ich. Dieser Beetle sah so aus, dass jeder Mann sofort und gerne darin Platz nimmt. «Der Wagen ist nicht nur flacher, sondern auch erheblich breiter, die Motorhaube ist länger», sagt Volkswagen-Designchef Klaus Bischoff über den neuen neuen Beetle.

Das Cockpit ist übersichtlich, das unten abgeflachte Lenkrad steht ebenfalls für die neue männliche Sportlichkeit des Beetle. Auffallend sind die modisch lackierten Oberflächen, und man muss es wieder einmal sagen: Diese VW mögen nicht ganz preiswert sein, aber sie sind schon ausgezeichnet verarbeitet. Für Gitarristen und andere Musikfans gibt es ausserdem eine wohlklingende Soundanlage von Fender (Fr. 640.–).

Straff und sportlich

Der Motor beschleunigt den rund 1500 Kilogramm schweren Beetle ziemlich spritzig über die Vorderräder – auch wenn es immer eine spannungsgeladene halbe Sekunde geht, bis der Turbolader genug Luft geholt hat, um richtig Schub zu entwickeln. Das bekannte und hervorragende Doppelkupplungsgetriebe (DSG) von Volkswagen komplettiert das attraktive Antriebskonzept. Der sportlich ausgelegte Männer-Beetle hat natürlich auch ein entsprechend straffes Fahrwerk, das mir allerdings bisweilen etwas zu rumpelig über Querfugen und Unebenheiten auf der Strasse holperte.

Fazit: Wem der Golf zu gewöhnlich ist und der New Beetle bisher zu feminin war, der findet im neuen Turbo-Käfer ein Auto, das sich gut fährt, mit dem man gleichzeitig aber nicht in der breiten Masse verschwindet.

VW Beetle Black/White Turbo

Leistung: 200 PS, Hubraum: 2000 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 223 km/h
Preis: Fr. 38 400.–



Süsse Passion

Die Detailhandelsfachfrau Steffi Hüsken, 33, und der biologisch-technische Assistent Jan Rossdorf, 34, haben kürzlich geheiratet. Sie kennen das Rezept für eine perfekte Mariage.

Steffi: Wir kennen uns, seit wir fünfzehn sind, machten aber zuerst unsere Erfahrungen, bevor wir zehn Jahre später wussten, was wir wollten. Genau zu diesem Zeitpunkt trafen wir erneut aufeinander. Ehrlich sollte mein Traummann sein und in jeder Situation hinter mir stehen.

Jan: Ich wollte keine Langweilerin, und oberflächliche Girls interessieren mich auch nicht. Mit Steffi zusammen entdeckte ich, was die Liebe sein kann: in vollem Vertrauen alles auf mich zukommen zu lassen, um es in vollen Zügen geniessen zu können. Jetzt sind wir bald neun Jahre zusammen. In der Zwischenzeit baute ich ein zweites berufliches Standbein als Fotograf auf. Im Auftrag des Pralinenclubs lichte ich Menschen beim Genuss von Schokolade ab. Der Klub entstand aus einem Zusammenschluss von zwei Pralinenliebhabern, welche ihre Mitglieder regelmässig mit den neusten Kreationen grosser Chocolatiers beliefern, und natürlich stand auch unsere Hochzeit im Zeichen dieser Passion.

Steffi: Vor einigen Jahren hatte das Verschenken von Pralinen ein altbackenes Image, und die süssen Kugeln für die Oma erstand man im Warenhaus. Heute können Pralinen so modern und exklusiv sein wie eine elegante Hochzeit in Weiss. Neue Designs bei den Schokoladenhohlkörpern, auch Dekorationen wie Blattgold oder Zeichnungen mit Lebensmittelfarben, die mit der Spritzpistole aufgetragen werden, oder neue Aromakombinationen brachten frischen Wind in das Geschäft. Wir stiessen beim Apéro mit Champagner und



«Frisch müssen sie sein»: Brautpaar Rossdorf-Hüsken.

schneeweissen Herzpralinen aus der Hochzeitspralinen-Kollektion auf unser Glück an, liessen Pralinen mit einer Fotografie von uns anfertigen, die wir verschenkten, und beim Dessertbuffet konnten die Gäste aus Dutzenden von verschiedenen Kreationen auswählen.

Jan: Wie ein Kavalier der alten Schule überreiche ich meiner Herzdame auch an normalen Tagen verschiedene Pralinenkreationen. Frisch müssen sie sein und aus besten Zutaten gefertigt. So gewann ich übrigens auch meine Schwiegermutter für mich. Sie liebt die cremige Füllung von Trüffelpralinen, die sehr gut zu einem Schnäpschen oder einem Glas Dessertwein passen, was dazu führt, dass der Geist locker wird und die Menschen einander in bester Erinnerung bleiben.

Steffi: Das Pralinenverschenken ist ein wachsender Prozess in der Beziehung. Jan sagt immer, wenn ich weiss, welche Pralinen du gerade am liebsten magst, bin ich ein aufmerksamer Lebensbegleiter. Mein Mann weiss auch noch Jahre

später, in welcher Situation wir welche Pralinen gegessen haben, und wählt diese dann passend zur Stimmung und zum Anlass aus.

Jan: Natürlich kann man sich der Thematik nicht so lustvoll widmen, wenn man nicht weiss, wie die Schokolade produziert wird, was die Qualitätsunterschiede ausmachen und welches die aktuellen Trends sind. Grundsätzlich gilt: Frisch müssen sie sein, und es dürfen nur die besten Zutaten verwendet werden. Nicht alles, was im Bereich der Geschmacksrichtungen neu ist, finde ich gut. Mein Credo lautet: Man muss die Schokolade in den Pralinen immer schmecken. Auf zu viel Chili, Pfeffer und Ginger sollte verzichtet werden. Auch die Verbindung von Käse, Fleisch und Senf mit Schokolade finde ich widersinnig. Ansonsten ist es wie in der Liebe: Eine winzige Gewürz zugabe oder auch eine kleine Prise Salz machen eine perfekte Mariage aus.

Hochzeitspralinen: www.pralinenclub.ch
Protokoll: Franziska K. Müller

Geld macht glücklich (Nr. 67), wenn man jemanden an seiner Seite hat, auf den man sich jederzeit verlassen kann. Einen Partner, der zu jedem Lebensabschnitt die persönliche Vorsorgelösung bereit hat. Fragen Sie den Kundenberater Ihrer Kantonalbank.



Bis Otto Lenherr auch künftig mit der Qualität seines Portfolios zufrieden ist, wollen wir nicht ruhen.



Können Sie sich auf eine ebenso *präzise Feinabstimmung* Ihres Portfolios verlassen wie Otto Lenherr?

Otto Lenherr ist Projektleiter und entwickelt anspruchsvolle Kunststoffteile für Zug und Auto.

Aber nicht nur: Denn im Herzen ist er eigentlich Modellbauer.

Der Motorsportfan nutzt jede freie Minute für sein Hobby, damit seine selbst gebauten Rennmaschinen noch besser und schneller werden.

Bei UBS verstehen wir, dass das reibungslose Zusammenspiel der Einzelteile oberste Priorität hat.

Denn nur, wenn wir Ihre Situation genau kennen und in persönlichen Gesprächen laufend überprüfen, können wir die Qualität Ihres Portfolios bestmöglich auf Ihre Ziele abstimmen und dabei allfällige Anpassungen vornehmen.

Und bis auch Sie sich davon überzeugen konnten, steht eines fest:

150
Jahre

Wir werden nicht ruhen



www.ubs.com/wirwerdennichtruhen